This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$8 163 586

EY
RY
OF
A

Johannes Arndt.

Erſter Theil.

Johannes Arndt.

Ein Zeitbild

aus

Braunſchweig's Kirchen- und Stadtgeſchichte

in den erſten Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Auguſt Wildenhahn.

Erſter Theil.

Leipzig, 1847.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

PT 2580
W15 J6

Vorwort.

Eine auf rein geschichtlicher Grundlage ruhende Schilderung Johannes Arndt's, seiner amtlichen Wirksamkeit und seiner Zeit erschien in sofern mit vielen Schwierigkeiten verbunden, als über die persönlichen Schicksale dieses unvergeßlichen Mannes in dessen Lebensbeschreibungen sich fast eben so Wenig aufgezeichnet findet, als die Litteratur an Schriften über die durch sein „wahres Christenthum" hervorgerufenen Streitigkeiten ungewöhnlich reich ist. Denn

was seine Biographen bis auf die neuere Zeit über ihn erzählen, ist nicht viel Mehr, als das bereits Bekannte, wie Solches in dem historischen Vorberichte der rigaischen Ausgabe seines „wahren Christenthums" sich findet, und wie es in dem nordhäuser Büchlein,*) so wie von einem unbekannten Autor in seinen Todtengesprächen,**) am Ausführlichsten aber von Gottfried Arnold benutzt worden ist.***)

Ueberhaupt liegt über Johann Arndt's äußeres Leben noch ein zu großer Schleier, als daß ein vollständiges Gesammtbild seiner Schicksale aufzustellen möglich wäre. Was mit den bis jetzt vorhandenen Mitteln hat geleistet werden können, das hat Friedrich Arndt, ein dem Vaterlande und dem Geiste Arndt's verwandter Mann, mit Verwendung eigener

---

*) Ausführlicher Bericht von Ankunft, Leben u. s. w. Johannes Arndt's. Nordhausen 1698.

**) Gespräche im Reiche der Todten zwischen Joh. Arndt und Dr. Phil. Jac. Spener. Zwei Theile 1732.

***) In seinem Leben der Gläubigen. Halle 1710. Von pag. 536—583.

unermüdlicher Sammlermühe geleiſtet.*) Und doch geſteht auch dieſer Biograph ſelbſt zu, daß ſein Buch, eben aus dem angeführten Grunde, nichts Vollendetes hat werden können.

Wenn nun auch die Quellen zu einer gründlichen Biographie, wie Fr. Arndt angibt, jetzt verſchüttet und verſtopft ſind, ſo liegt doch darin noch eine Hoffnung, daß derſelbe dieſe Quellen nicht als verſiegt und vertrocknet bezeichnet. Man ſollte doch glauben, daß die Rathsbibliotheken zu Ballenſtädt, Baderborn, Quedlinburg, (an dieſem Orte auch die Stiftsbibliothek), Braunſchweig, Eisleben und Zelle noch manchen reichen und erwünſchten Fund verbergen, wenn anders eine gründliche Durchſuchung der Aktenſtücke geſtattet werden ſollte. Viel hat ſchon Fr. Arndt gethan, und er würde ſich den herzlichſten Dank aller Verehrer ſeines großen Ahnen bereiten,

---

*) Johann Arndt, weiland General-Superintendent des Fürſtenthums Lüneburg. Ein biographiſcher Verſuch von Friedrich Arndt, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. Ebendaſ. in Kommiſſion bei Ludwig Oehmigke. 1838.

wenn er behufs einer andern Ausgabe seines herrlichen Buches an den genannten Orten seine Untersuchungen fortsetzte.

Da Arndt's Wirksamkeit während der Zeit seines neunjährigen Aufenthaltes in Braunschweig, vom Jahre 1599 bis 1608, das beredteste und charaktervollste Bild des damaligen kirchlichen und politischen Zustandes darbietet, so nahm der Verf. seine Zuflucht zu den braunschweigischen Kirchen- und Stadthistorien jenes Zeitraums, und war so glücklich, in diesen Schriften die brauchbarsten Beiträge zu seinem Buche aufzufinden.*)

---

*) Hier sind besonders zu nennen:

Histor. eccles. inclytae urbis Brunsv. oder: der berühmten Stadt Braunschweig Kirchenhistorie. Vierter Theil. Von Philipp Jul. Rehtmeyer. Braunschweig 1715.

Tobias Olfen's, eines braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtbücher der Stadt Braunschweig. Herausg. von Karl Friedrich v. Vechelde. Mit einer Vorrede des Geheimrathes von Strombeck. Braunschweig 1832.

Joh. Christoph Stübner, historische Beschrei-

Nur dies Wenige hält der Verf. mitzutheilen für nöthig, um für Kenner und Forscher die historische Grundlage nachzuweisen, auf welcher diese vorliegende Geschichte, eben so wie des Verfassers frühere Schriften über Spener und Paul Gerhardt, ruht.

Daß übrigens die Schreibart Arndt und nicht Arnd angenommen worden ist, beruht auf der einfachen Thatsache, daß Arndt selbst sich niemals anders geschrieben hat, obwohl allerdings das altdeutsche Wort Arnd oder Arend (d. h. Adler, wofür

---

bung der Kirchenverfassung in den herzogl. braunschweig. lüneburg. Landen seit der Reformation. Zwei Theile. Goslar 1800.

Dr. Karl Venturini, Handbuch der vaterl. Geschichte für alle Stände braunschw. lüneburg. Landesbewohner. Dritter Theil. Braunschweig 1806.

Außerdem befinden sich in den unter Hist. Sax. Inf. Nro. 75g. und 75k. verzeichneten Collectaneen der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, deren Beamteten der Verfasser für ihre so freundliche und nachsichtige Güte in Benutzung der genannten Werke hierdurch seinen herzlichsten Dank ausspricht, viele Specialia, welche sich besonders auf die Streitigkeiten zwischen dem Rathe und dem Herzoge beziehen.

noch jetzt die Poeten Aar schreiben) die Verschärfung des Consonanten nicht erfordert.*)

Bautzen am 1. September 1846.

Der Verfasser.

---

*) Auch Fr. Arndt im genannten Buche p. 15 Anm. sagt: „Es ist auffallend, wie Arndt so oft hat Arnd geschrieben werden können, da er sich selbst immer mit einem dt geschrieben hat, einmal sogar Arndtt. Nur wenn er lateinisch schrieb, pflegte er Arndius, mit Auslassung des t, seinen Namen zu zeichnen, im Deutschen aber nie.“ — Der Verfasser hat auch im Lateinischen die Unterschrift: „Johannes Arndt“ vorgefunden.

Inhalt

des ersten Theils.

		Seite.
Cap. 1.	Der Alchymist	1.
„ 2.	Das wahre Christenthum	25.
„ 3.	Die Anklage	49.
„ 4.	Familienleben	73.
„ 5.	Das Gericht	92.
„ 6.	Der Ruf nach Halberstadt	120.
„ 7.	Das Colloquium	143.
„ 8.	Der Abzug	169.

Seite.

Cap. 9. Der Besuch im Kerker . . . . . 192.
„ 10. Das Begräbniß . . . . . 215.
„ 11. Der Ueberfall . . . . . 234.
„ 12. Die Befreiung . . . . . 262.
„ 13. Kampf und Sieg . . . . . 290.
„ 14. Der barmherzige Samariter . . . . . 311.

Johannes Arndt.

Erſter Theil.

Capitel 1.

Der Alchymist.

Ein Mann wird durch den Mund des Lobers bewährt, wie das Silber im Tiegel und das Gold im Ofen.
Sprüchw. Sal. 27. V. 21.

In einem kleinen, vom Rauche fast ungebührlich geschwärzten Zimmer eines Hauses im Weichbilde Hagen der Stadt Braunschweig saß am ersten August des Jahres 1605 ein Mann mit einer, wie es schien, geheimnißvollen Arbeit beschäftigt. Vor ihm brannte ein Kohlenfeuer, dessen bläuliche Flammen tanzend und spielend den Boden eines eisernen Tiegels umzüngelten. Betrachtete man das ernste, hagere Gesicht, welches durch den Widerschein des magischen Feuers etwas Grauenhaftes annahm, den langen Bart, der bis über die Brust herabfiel und zu beiden Seiten den breitklappigen, bebrämten Hausrock bedeckte, und den scharfen Blick der kleinen Augen, die mit der gespanntesten Aufmerk-

ſamkeit den Schmelzungsproceß im Tiegel verfolgten, ſo hätte man in dem Manne, der hier in tiefer, einſamer Stille die Macht des Feuers zu ſeinem geheimen Dienſt verwandte, eher einen Adepten, einen Schwarzkünſtler oder einen Goldmacher vermuthet, als einen ſchlichten und frommen Geiſtlichen der Stadt Braunſchweig. Und doch war es Niemand anders, als Johannes Arndt, Prediger an der St. Martinskirche zu Braunſchweig, der hier dieſe geheimen Künſte trieb.

Arndt hatte eben mit einem eiſernen Löffel aus der geſchmolzenen Maſſe geſchöpft, um das flüſſige Metall näher zu unterſuchen, als ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte und eine weibliche Stimme ſagte: „Nun lieber Herr! habt Ihr Silber, oder Gold, oder gar das Lebenselexir gefunden?“

„Anna!“ rief Arndt überraſcht aus und ſetzte freundlich hinzu: „Biſt Du doch wie ein Geiſt zu mir hierher gekommen! Aber wie ein guter! Ein treues, frommes Weib iſt allzeit ein guter Geiſt.“

„Sagt mir nur, mein lieber Herr,“ fuhr Frau Anna fort, „wie Ihr ſolch Wohlgefallen an den alten Steinen und was ſonſt in dem Schmelztiegel iſt, haben könnt? Man mag es faſt den Leuten nicht verdenken, wenn ſie von Euch glauben, Ihr wollet allen Ernſtes Gold machen oder die Goldtinctur erfinden.“

„Das ſollte mir Leid thun!“ antwortete der Eheherr. „Bei mir wäre es doppelt große Sünde,

wollte ich durch meine thörichte Kunſt die Ordnung Gottes in der Natur ſtören. Der gnädige Gott hat mir mein tägliches Brot allezeit überreichlich gegeben und geſegnet, und wenn ich heute ſterbe, wird Dein kleines Witthum Dich vor den dringendſten Nahrungsſorgen ſchützen. Kinderfreude zu erleben, hat uns Gott nun einmal nicht würdig gehalten; ſomit ſind wir auch dieſer Sorge überhoben, und in den zweiundzwanzig Jahren unſeres Eheſtandes bin ich zwar, und Du mit mir, äußerlich älter geworden, aber mich dünkt, daß Deine Liebe und Güte mich an Geiſt und Herz verjüngt hat. Was ſollte ich alſo in den Metallen und Erzen Das ſuchen, was mir Gottes Gnade ohnedieß überreich zugetheilt hat!"

„Was iſt's aber, lieber Johannes, das Euch ſo oft in dieſe dunkle Kammer führt?" fragte die Gattin.

„Es iſt nur das Wohlgefallen an der wunderbaren Allmacht und Weisheit Gottes, welches mich zu dieſer geheimen Kunſt treibt," antwortete Arndt. „Du kannſt nicht ahnen, mein geliebtes Weib, welcher unendliche Zauber in dieſem Schmelzungsproceſſe liegt! Das Kleinſte, wie das Größte weiſet mich auf Gott hin; mir iſt's, als ſtudire ich Theologie, wenn ich Alchymiſterei treibe. Sieh' nur dieſe wunderbare Flamme an, welche durch die geſchmolzene Maſſe aufſteigt! Liegt nicht in dieſem Lichtſtrahle ein mächtiger Zauber für das

Auge wie für das Gemüth? Und nun denke an die Worte der Schrift: Licht ist dein Kleid, das du anhast, o Gott! Und: Gott ist ein Licht und keine Finsterniß in ihm!"

„Ich weiß wohl," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „daß diese feurigen Kohlen das Licht erzeugen, aber kommt es Dir nicht vor, als sei zwischen der Kohle und dem Lichtstrahle ein leerer Raum, als schwebe die Flamme losgetrennt und frei über dem Orte, woher sie entsteht? Und nun denke an das Wort Hiobs: Welches ist der Weg, da das Licht wohnt, und durch welchen Weg theilt sich das Licht? Hast Du gesehen die Thore der Finsterniß?"

„Ihr habt wohl Recht, lieber Herr," sagte Frau Anna. „Wenn Ihr mir so Etwas sagt, so ist mir's immer, als ginge in mir selber ein ganz anderes Licht auf, und als hätte ich vorher in großer Finsterniß gelebt. Was ist nun aber eigentlich das Licht?"

„Ich weiß es, und weiß es auch nicht," antwortete Arndt mit ernstem Nachdenken. „Das Licht ist eine Klarheit, ein Schein, so edel, so rein, so weiß, wie ihm Nichts verglichen werden kann. Es hat seinen Ursprung in Gott, der da sprach: Es werde Licht! Seitdem erleuchtet und erfreut es die Welt, läßt alle Dinge erkennen und ist eine wunderbare Offenbarung in sich selber, eine allmächtige Quelle des Lebens, ein gewaltiger Zeuge Gottes und Christi."

„Wie meint Ihr das, lieber Johannes?“ fragte das Weib. „Ihr habt bisweilen solche ungewöhnliche Ausdrücke, daß ich sie trotz aller Mühe nicht verstehen kann!“

„Anna,“ antwortete Arndt, „sieh diese Flammen! Weißt Du Etwas auf Erden, das schöner, anmuthiger, erfreuender, lebendigmachender, heller, klarer, glänzender sei, als dies Licht? Wenn nun Gott das Licht geschaffen hat, muß Er selber nicht noch viele tausend Mal schöner, herrlicher und erfreulicher sein? Muß er nicht ein lebendigmachendes Licht sein in einem solchen Maße, daß es all' unser Verständniß übersteigt? Und wenn es nun heißt: Gott wohnt in einem Lichte, da Niemand zukommen kann, muß uns dies nicht zur staunenswerthesten, demüthigsten Andacht und Anbetung treiben? Das Licht ist ohne allen Zweifel unter allen andern Dingen im Himmel und auf Erden in seiner Erscheinung Gott am Gleichsten; darum hat Gott auch zuerst das Licht erschaffen. Wohin der Strahl des Lichtes fällt, da tritt Alles in seiner eigenen, äußerlichen Form, Gestalt, Zierlichkeit und Lieblichkeit hervor, wird erkannt und unterschieden. Muß es nun nicht auch noch ein anderes, unseren Augen verborgenes Licht geben, durch welches auch die innere Form und Gestalt aller Creaturen erkannt und unterschieden wird? Muß es nicht ein Licht geben, vor dem sich nichts verbergen kann, es sei so heimlich und innerlich, als es wolle?

Und dies Licht ist die ewige Weisheit Gottes, daher die Schrift sie auch einen Glanz des ewigen Lichtes nennt. Und dies Licht ist es, welches alle himmlischen Geister erfüllt und erleuchtet, alle Seelen vereiniget, Gemeinschaft des Lichtes gibt, und die Finsterniß vertreibt."

„Ach," rief die Hausfrau aus, „wer kann Euch in diese Geheimnisse folgen! Ich fühle wohl, was Ihr etwa sagen wollt; aber in meinem Verstande ist noch sehr viel Finsterniß." —

„So oft," fuhr Arndt fort, „vor mir plötzlich ein Strahl des Sonnenlichtes über eine Landschaft dahin fällt, oder die Wolke durchbricht, so spricht meine Seele: „Siehe, das ist eitel reine, innige, heiße, inbrünstige Liebe Gottes! Denn für wen hat denn Gott die Sonne geschaffen? Nicht für sich selbst; er bedarf keiner Sonne, keines erschaffenen Lichtes. Er ist selber das ewige unendliche Licht. Darum hat er für uns arme Menschen die Sonne geschaffen; die Sonne leuchtet nur um unsertwillen. Ist nun nicht jeder Sonnenstrahl ein Zeuge von Gottes Liebe? Hast Du noch nicht gesehen, mein liebes Weib, wie alle Blumen sich nach dem Sonnenlichte wenden? Das macht des Lichtes Glanz und die Schönheit, welche wie ein Magnet alle Dinge mit unsichtbarer Liebeshand zu sich hinzieht, genau so, wie Gottes Güte und Liebe, welche auch Alles nach sich und zu sich ziehet, als zu dem Urquell alles Lebens und Lichtes, wo

alle dieſe Dinge ihre Ruhe und ihre Erhaltung finden."

Als jetzt die Hausfrau tiefer Gedanken voll vor ſich hin und in das geiſterhafte Zucken der bläulichen Flamme hineinſah, ſchürte Arndt die Kohlen enger zuſammen, ſo daß aufſprühende Funken wie dunkelrothe Sternlein umherſprangen und auch einzelne davon in die blaue Flamme eindrangen und darin augenblicklich verſchwanden.

„Siehſt Du," ſagte Arndt, „das Licht läßt ſich nicht beflecken. Alle anderen geſchaffenen Dinge, alle Elemente laſſen ſich mit andern Dingen miſchen; Luft und Waſſer können getrübt und verpeſtet werden, Gold und Silber und andere Erze wachſen in einander gemiſcht in der Erde — aber dem Lichte kannſt du Nichts anthun. Es bleibt allezeit rein und unbefleckt. Iſt das nicht ein Abbild der reinſten und unbefleckteſten Liebe gegen uns? Und ſo wie die Sonne keinem Menſchen ihr Licht mißgönnt, ſo gehet auch die Liebe Gottes auf über alle Welt!"

„Ihr nanntet, lieber Herr," ſagte Frau Anna nach einer Pauſe, „das Licht auch einen Zeugen Chriſti; wie meint Ihr das?"

„Das deutet die heilige Schrift beſſer, als ich armer Menſch es vermag," antwortete Arndt. „Achthundert Jahre vor Chriſto rief Jeſaias in die Welt hinaus: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn

gehet auf über dir! Und als das Wort Fleisch geworden war, zeigte Johannes auf dasselbe und sprach: Dies ist das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, so in diese Welt kommen! — Wenn das Sonnenlicht früh aufgeht, so bringt es Freude mit sich, und wecket die Schlafenden auf, und zeigt dem Wandrer den rechten Weg, und legt Muth und Kraft in alle Seelen, die in dunkler Nacht sich trostlos fühlten. Siehe, so war auch Christi Geburt eine frohe Botschaft, ein liebes Evangelium, und Er selbst unser Licht, wecket uns auf vom Schlafe der Sünden, und zeigt den Weg durchs Leben, so daß, wer ihm nachfolgt, nicht im Finstern wandelt, sondern das Licht des Lebens hat, und verkehrt alle Nacht der Trübsal in einen hellen, frohen Gottestag. Ohne Licht kannst Du das Licht nicht sehen, denn ohne Licht ist überall Finsterniß; so kannst Du auch Gott nicht sehen, ohne Gott, ohne Christo, ohne den heiligen Geist. Darum sagt auch die Schrift: In deinem Lichte, o Gott, sehen wir das Licht; denn außer Christo ist eitel Finsterniß!"

„Wie kommt es nur," fragte die Hausfrau nach einem längeren gedankenvollen Stillschweigen, „wie kommt es, lieber Herr, daß so Vielen das Alles, was Ihr mir eben jetzt erklärt habt, und das Ihr, wenn auch mit etwas andern Worten, in Euern Predigten allsonntäglich thut, nicht zu Herzen gehen will, daß sie Euch vielmehr

darüber mannichfach angreifen, ja daß ich's offen sage, Euch der Sektirerei und Schwärmerei beschuldigen?"

„Mein theures Weib," antwortete Arndt, ernst und bedeutungsvoll in Miene und Ton, „die Religion ist eine Tochter des Himmels, die in unser Herz herabsteigt; sie findet aber nur da offenen Eingang, wo die Sehnsucht nach dem Himmlischen vorhanden ist. Der Glaube ist eine geheimnißvolle Sprache, welche der Geist Gottes mit des Menschen Geiste redet; ein unerschöpflicher Reichthum an göttlicher Weisheit, welcher desto reicher wird, je mehr man davon nimmt. Du siehst also, meine liebe Anna, daß das Verständniß der Offenbarung von dem Wohlgefallen daran, von dem Verlangen darnach abhängt; wo kein empfängliches Herz ist, da geht der Geist des Herrn darüber hin. Nun gibt es aber so viele Menschen, deren Seele erdschwer ist; d. h. ihre ganze Seele, die nur irdischer Gedanken voll ist, wird auch nur nach der Erde hingezogen. Sie sind Bilderfeinde, weil sie es nur mit der Sache halten; sie können keinen Schleier dulden, sondern sie ziehen ihn von jedem Glaubenssatze hinweg. Es sind Menschen, die in allen Dingen auf den Grund gehen, die ein schönes, herrliches Ganze mit einem Ueberblicke nicht genießen können, sondern dasselbe in seine kleinsten Theile zerlegen, und dadurch jeden Zauber zerstören; Menschen, welchen der Himmel aus Luft und

Wolken, und eine paradieſiſche Landſchaft aus Steinen und Erde und Blumen und Waſſer beſteht; Menſchen, die, wenn Du zu ihnen von der Hütte bei Gott redeſt, Dir alles Ernſtes nachzuweiſen ſuchen, daß dies eine fehlerhafte Vorſtellung ſei, da es bei Gott keine Hütte, überhaupt keinen abgeſchloſſenen Raum geben könne. Daß mich ſolche Menſchen für einen Schwärmer oder Sectirer erklären, wenn ich in meinem Geiſt mich der Herrlichkeit meines Gottes freue, und überall Gottes Wunder ſchaue, wo Jene eine ganz alltägliche Ordnung finden — das darf Dich nicht wundern. Sie verſtehen mich, meine Freude und meine Sehnſucht nicht, was Wunder, wenn ſie auch mein Hoffen nicht mit mir theilen! — — Ich weiß nicht," fuhr Arnold nach einer Pauſe fort, in welcher er ſcheinbar gedankenlos mit einem eiſernen Stäbchen in den glühenden Kohlen umhergrub, — „ich kann niemals dieſe blauen Flammen ſehen, ohne daß das ganze Bild meiner Kindheit darin aufſteigt!"

„Ach, erzählt es mir," bat die Hausfrau. „Ich höre gar ſo gern erzählen von Euren lieben frommen Aeltern, und von den Schickſalen in Eurer Kindheit!"

„Was eben jetzt meine Seele beſchäftigt," ſagte nun Arndt, mit dem Lächeln eines glücklichen Menſchen auf dem mageren Angeſichte, — „das werde ich nie vergeſſen. Es iſt mir, als ſei es erſt geſtern

geſchehen, obgleich mehr als vierzig Jahre darüber hingegangen ſind. Es war am letzten Tage meines neunten Lebensjahres, am 27. Dezember des Jahres 1564. Mein ſeliger Vater hatte an dieſem, dem Evangeliſten Johannes geweihten Feſttage, die Worte des Herrn über dieſen ſeinen Lieblingsſchüler, die er zu Petro ſprach: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? auf die Zukunft des Herrn zu allen Gläubigen und zwar in der Stunde des Todes gedeutet, und ſeine Predigt ſo erbauend und beweglich eingerichtet, daß gewiß in ganz Ballenſtädt keine Seele war, die nicht wäre dadurch neu aufgerichtet worden. Nun lebte in dieſer meiner Vaterſtadt ein ſteinalter Mann von wenigſtens neunzig Jahren, der unter dem Namen: Vater Jeremias, allenthalben bekannt war; er wohnte in einem kleinen Häuschen nahe am Schloßberg, und es verging faſt kein Tag, wo ich ihn nicht beſuchte. Denn der liebe, fromme Mann hatte mich ſehr lieb, wahrſcheinlich weil ich ein ſtiller, ruhiger und auch wißbegieriger Knabe war und bis um Mitternacht hätte bei ihm ſitzen und zuhören können, wenn er mir vom ſeligen Doctor Luther erzählte, welchen er mehr denn fünfzigmal in Wittenberg hatte predigen hören. Dieſer alte Mann hatte vor mir aber immer noch ein Geheimniß; neben ſeinem Wohnzimmer war noch ein anderes kleines Gemach, in welches ich nie eintreten durfte; und ſo oft ich ihn fragte, was er darin

treibe, antwortete er mir ausweichend oder sagte wohl auch: „Mein Sohn, das verstehst du noch nicht!“ Du kannst Dir nun wohl denken, liebe Anna, daß dies meine Neugierde noch mehr reizte und ich alles Mögliche that, um den alten Mann zu der Ueberzeugung zu bringen, daß ich recht verständig geworden sei. Es war nun eben an meinem Geburtsfeste, als ich, natürlich mit Erlaubniß meiner seligen Aeltern, den alten Vater Jeremias in der Abendstunde besuchte, besonders um ihm zu sagen, daß heute mein Geburtstag sei. Ich fand meinen alten Freund in der geheimnißvollen Kammer und klopfte so lange an der Thür, bis er mich hörte und öffnete.

„Lieber Herr,“ sagte ich zu ihm, „es ist heute mein Geburtstag; ich bin nun neun Jahre alt und bin schon ins zehnte eingetreten; meint Ihr nicht, daß ich nunmehr wohl verständig geworden bin?“ Der liebe, gute Mann lachte über mich und setzte dann hinzu: Nun, so will ich dir auch eine Geburtstagsfreude machen und dir etwas zeigen, was du schon lange hast sehen wollen.“ Er führte mich nun in das geheimnißvolle Zimmer.

Ach, mit welchen Gefühlen trat ich ein! Mein Herz klopfte, ich zitterte am ganzen Leibe. Mir war, als trete ich in ein Heiligthum und ich hielt, aus Achtung und Scheu, den Athem an. Und was sah ich? In einem Winkel war ein Heerd erbaut, auf welchem eine große Menge Kohlen

im Brande waren. Allerhand eiſerne Röhren und Tiegel und viele andere Dinge, die mir völlig neu waren, lagen ringsherum. Kurz, was ſoll ich Dir das Bild noch weiter ausmalen, ich ſtand in dem Laboratorium eines Alchymiſten, der allerdings, wie ich ſpäter erſt verſtehen lernte, nichts Geringeres als Gold machen und ein Pulver erfinden wollte, welches das menſchliche Leben verlängern und gewiſſermaßen das Alter wieder in Jugend verwandeln ſollte. Ich brannte in ſelbem Augenblicke vor Luſt, dieſe geheimnißvollen Dinge alle kennen zu lernen, ich fragte nach Allem, und verlangte Unterricht in dieſer natürlichen Zauberei. Der alte Jeremias ging freilich nicht darauf ein und ſuchte vielmehr mein Wohlgefallen an ſeiner geheimen Kunſt zu mäßigen. Aber der Anblick der blauen Flammen, die wie neckende Geiſter ſich hin und her bewegten, iſt mir unvergeßlich geblieben; es lag darin für mich ein geheimnißvoller Zauber, dem ich nicht entfliehen konnte. An Gold machen dachte ich nicht und niemals; dagegen aber hatte der Gedanke, durch Erfindung eines Wunderpulvers das menſchliche Leben verlängern zu können, ſo viel Reizendes für mich, daß ich von jenem Tage an mich dazu für berufen hielt und in meinen kindiſchen Träumen mich ſchon als den größten Wohlthäter der Menſchheit betrachtete. Ich armer, armer, unverſtändiger Knabe!“ —

„Warum ſcheltet Ihr Euch, lieber Johannes?“ fragte Frau Anna, als Arndt hier ein wenig ruhte und gedankenvoll in die blauen Flammen blickte. „Wäret Ihr nicht auch der größte Wohlthäter der Menſchheit geworden, wenn Euch Eure Erfindung gelungen wäre?“

„Nein, Anna!“ entgegnete Arndt mit ſchmerzlichem Lächeln. „Zunächſt iſt der Gedanke ſelbſt ſchon ſündlich, das menſchliche Leben über die Grenze hinaus, welche Gott ſelbſt in ſeiner Weisheit und Gnade geſetzt hat, verlängern zu wollen. Dann wüßte ich auch nicht, wem meine Kunſt hätte mögen nützlich werden! Der rechte Chriſt, welcher das traurige und vergängliche Stückwerk dieſes Lebens ebenſo erkannt hat, als die unvergleichlich herrliche Hoffnung, einſt zu ſein bei dem Herrn, wird jede Stunde, die er gegen Gottes Ordnung länger hier verweilen müßte, nicht für eine Wohlthat, ſondern für eine recht ſchmerzliche Bitterkeit erachten, und eine eitle, menſchliche Kunſt belächeln, welche ihn von dem ſeligen Wandeln im Schauen abhalten könnte. Der Tod kann nur Dem bitter ſein, der, wie ſchon Sirach ſagt, gute Tage und genug hat, der alſo nur hier lebt, um ſeines Reichthums und aller irdiſchen Freuden zu genießen. Gerade für ſolche Erdenſeelen iſt die Nähe des Todes ein wahres Glück, ein Gnadenbote Gottes, der die Menſchen noch zu rechter Zeit daran erinnert, daß ſie ſterben müſſen. Die ganze thörichte

Erfindung würde also nur den eitlen, in Luft erstorbenen Kindern dieser Welt willkommen sein, und das wäre doch das traurigste Loos für einen christlichen Künstler, durch seine Kunst nur zur Fröhnung der Luft dieser Welt beizutragen. Ueberdies, mein liebes Weib, hat der liebe Herr im Himmel das Lebenselixir schon selber gemacht, und es hängt nur von des Menschen Willen ab, dasselbe zu gebrauchen. Das Mittel heißt: ein allezeit fröhliches Herz und Zähmung des Leibes in allen seinen Begierden, und das Alles aus kindlicher Liebe und Furcht vor Gott. — Dabei wird man genau so viel Tage und Jahre leben, als Gott, der Herr, uns deren zugezählet hat, noch ehe unserer Tage einer war auf Erden! Ich muß hier mit dem lieben Sanct Paulus sprechen: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, und war klug, wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war."

„Aber," fiel hier die Hausfrau ein, „habt Ihr mir nicht einmal gesagt, daß Ihr alles Ernstes für das leibliche Wohlsein und Leben der Menschen gearbeitet habt?"

„Nun ja," antwortete Arndt mit leichtem Lächeln; „der alte Vater Jeremias am Schloßberge hatte das an jenem mir unvergeßlichen Abende mit seinen blauen Flämmchen mir angethan. Ich wollte wenigstens so viel von dieser Kunst lernen, um

kranken Menſchen damit helfen zu können. Ich wollte ein Arzt werden; und ich ſchwelgte bereits in ſeligem Entzücken, wenn ich mich an das Bett ſolcher Kranken verſetzte, welchen Niemand helfen konnte, denn nur ich, und welchen ich durch meine Arznei wieder zu neuem Leben verhalf. Beſonders wurde dieſer Lebensplan in mir veſt, als ich an dem Sterbebette meines ſeligen Vaters ſtand, der mir leider, noch ehe ich das zehnte Lebensjahr vollendet hatte, entriſſen werden ſollte. Als ich da die Aerzte die Köpfe ſchütteln ſah und ſie gegen meine ſelige Mutter erklären hörte, daß es mit ihrer Kunſt aus ſei, da fielen die Thränen meiner armen Mutter brennend auf mein Herz und ich gelobte mir ſtill, ein rechter Arzt zu werden, der beſſer helfen könne, als ſie Alle. Du mein Herr und Gott, ich dachte freilich nicht daran, daß der Arzt, der allein und zu jeder Zeit helfen kann, nur im Himmel wohnt. Ich ſollte das auch bald an mir ſelber erfahren, und dadurch auf meinen eigentlichen Beruf erſt hingewieſen werden."

Nachdem Arndt einige Augenblicke geruht hatte, als wolle er das volle Bild ſeiner Kindheit vor ſeiner Seele aufſtellen, fuhr er alſo fort: „Mein ſeliger Vater, ein treuer Diener am Worte Gottes und von ſeinem Fürſten hochgeehrt bis ans Ende, war ſchon ein halbes Jahr von uns geſchieden, als ich in eine ſchwere, tödtliche Krankheit fiel. Ich wußte, daß es ſehr ſchlimm mit mir ſtand,

aber ich fürchtete mich nicht. Ja, ich hatte ſogar ein gewiſſes Verlangen nach dem Tode, das freilich kein chriſtliches war; denn ich hoffte von meinem Eintritt in den Himmel auf allerlei Herrlichkeiten, an welchen ſich mein Auge weiden ſollte. Ich hatte von meiner lieben Mutter Viel von den Engeln gehört, welche Gottes Diener ſind und ſeine Befehle ausrichten. Ich war ſo thöricht, mich für einen ſolchen Engel zu halten und freute mich darauf, die Befehle Gottes und Chriſti auszurichten. Ich ging in meinen kindiſchen Träumen ſo weit, mir einzubilden, der liebe Herr im Himmel würde mich zuweilen auf die Erde ſchicken, um verlaſſene Kinder zu ſchützen, armen Leuten Brot zu bringen und Weinenden die Thränen von den Augen zu wiſchen. Kurz, ich ſehnte mich, zu ſterben und ſprach dies gegen Alle aus, die mich beſuchten. Das betrübte nun meine arme Mutter ſehr; dieſe hoffte in mir ihres Alters Freude und Stütze, und verwendete alle ihre Worte, mich wieder für das Leben zu gewinnen. Denn meine gute Mutter hatte den Glauben, daß ich gewiß ſterben würde, wenn ich ſo ernſtlich darnach verlangte; daß ich aber noch gerettet werden könnte, wenn ich ſelbſt Gott darum recht herzlich bitten würde.

Ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen, bis eines Tages mein alter Freund, der Vater Jeremias, mich beſuchte, und als ich auch gegen ihn mein Verlangen nach dem Tode ausſprach, mir die

die Worte entgegnete: „Mein Sohn, du weißt nicht, was du bittest! Bist du denn schon so gut und vollkommen geworden, daß du hoffen darfst, in die Herrlichkeit des Himmels einzugehen? Siehe, mein Kind, ich bin neunzig Jahre alt, und jede Stunde kann meine letzte sein; auch habe ich so lange auf Erden gelebt, daß ich wohl dieser Zeit Noth und Armuth recht herzlich satt habe, und mich nur auf das Vollkommene freuen kann. Aber, als ich einmal beim seligen Doctor Luther in Wittenberg war und seine Hausfrau über den Tod des Kindes einer Freundin sich sehr betrübte, sagte der theure Mann Gottes: Meine liebe Käthe, du könntest deine Thränen sparen. Ein Kind von sieben Jahren und darunter stirbt am Fröhlichsten, und ohne alle Furcht des Todes; aber so bald wir älter werden und erwachsen sind, so fänget sich's an, daß wir den Tod und die Hölle fühlen, und dann fürchten wir uns vor dem Tode, weil man seiner Seelen Seligkeit niemals so recht gewiß sein kann." — Dies Wort, so erzählte mir mein alter Freund, habe er nie vergessen können und denke immer, jeder neue Tag, den ihm der liebe Gott schenke, sei eine Gnadenfrist, ihn noch besser zum Sterben vorzubereiten. Und, so wendete er sich wieder an mich und drückte meine beiden Hände, so sollst auch du, mein Sohn, Gott nicht um Tod, sondern um Leben bitten! Denn du weißt noch gar nicht recht, weder was Leben, noch was Sterben heißt."

Dieſe Worte eines alten Mannes machten einen ſolchen tiefen Eindruck auf mich, daß meine ganze Seele wie umgewandelt war. Von der Stunde an hatte ich Angſt und Furcht vor dem Tode und ich wünſchte nun um jeden Preis zu leben. Ja, ich ging in meiner ängſtlichen Sorge darum ſo weit, daß ich auf ein Mittel ſann, wie ich den lieben Gott bewegen könne, mich wieder geſund zu machen und mich noch recht lange am Leben zu erhalten. Und da fand ich denn zuletzt, daß es dem lieben Gott angenehm ſein müßte, wenn ich das Liebſte, was ich hatte, und woran mein ganzes Herz hing, ihm zu Liebe opferte; und das war meine Luſt an der Arzneikunſt. Da that ich denn in einer ſtillen Stunde der Nacht, nachdem ich recht herzlich gebetet hatte, das Gelübde, daß ich, wenn Gott mich wieder werde geſund machen, der Arzneikunſt entſagen und ein Pfarrer werden wollte.

Nun und Gott erhörte mein Gebet. Schon am Morgen darauf beſſerte es ſich mit mir und als ich mein Krankenlager zum Antritte eines neuen Lebens verließ, hatte ich keine größere Sorge, als mich auf ein künftiges Pfarramt vorzubereiten und fleißig in der heiligen Schrift zu leſen. Und ſo iſt's mit Gottes Hilfe auch geſchehen. Aber doch habe ich niemals vermocht, der alten Liebe zur Alchymiſterei völlig zu entſagen; vielmehr ſitze ich wohl allzuoft hier und ſchaue in die blaue Flamme!"

„So seid Ihr aber doch ein Arzt geworden, lieber Herr," sagte die Hausfrau mit gutmüthigem Lächeln. „Nur daß Ihr nicht den Leib, sondern die Seele heilet!"

„Ich?" fragte Arndt ernst. „Nein, mein gutes Weib, wenn ich auch oft ein Seelenarzt genannt werde, so weiß ich doch nur zu gut, daß ich nichts als ein geringes Werkzeug bin; denn die Arznei, mit welcher ich heile, ist nicht mein Werk, nicht meine Kunst. Das Wort Gottes allein thut solches Alles und der Herr, der seinem Wort den Zugang öffnet! — Aber sage nur," unterbrach er sich plötzlich und mit den Zeichen schnell erwachter Besorgniß — „wo ist Odilia?"

„Das arme Mädchen," antwortete die Hausfrau, „hat heute wieder einmal einen recht traurigen Tag. Herr Nebelthau ist diesen Morgen bei ihrem Vater gewesen und hat nicht viel Tröstliches mitgebracht."

„Gott sei es geklagt," sagte Arndt mit kummervoller Miene. — „In der feuchten, kalten, Kerkerluft kann der kranke Leib freilich nimmer gesund werden. Rufe mir doch das arme Kind!"

Frau Arndt entfernte sich schnell und kehrte bald darauf mit einem jungen etwa achtzehnjährigen Mädchen zurück, das ganz schwarz gekleidet war und rothverweinte Augen hatte. „Odilia," rief ihr Arndt im herzlichen Tone zu, „hast Du

mir nicht erſt noch geſtern verſprochen, daß Du nicht mehr weinen willſt?"

„Herr," erwiderte die Jungfrau und bedeckte ihre Augen, „vergebt mir, ich kann nicht anders. Wenn der Vater im Kerker ſchmachtet und zum Tode betrübt iſt, kann dann die Tochter fröhlich ſein?"

„Nein, gewiß nicht, meine Tochter," antwortete Arndt. „Auch will ich nichts weniger, als daß Du Dich freuen und fröhlich ſein ſollſt, während Dein armer Vater in der Nacht ſeines Kerkers klaget und ſeufzet. Aber daß Du Dich ruhiger und demüthiger in Gottes Willen ergeben und das Beſte von Gottes grundloſer Barmherzigkeit noch hoffen mögeſt, das iſts, warum ich Dich gebeten habe."

„Es mag ſündlich ſein," fuhr das Mädchen fort, „aber leider wird auch die kleinſte Hoffnung an meinem Mißtrauen gegen die Menſchen zu Schanden. Wenn es der hochedle Rath noch für eine außerordentliche Gnade achtet, daß er meinen Vater nicht wie die vielen Anderen zum Tode, ſondern zum ewigen Gefängniſſe verurtheilt hat, was iſt da noch Beſſeres zu hoffen?"

„Bei Menſchen erſcheint es allerdings unmöglich," entgegnete Arndt, „doch bei Gott ſind alle Dinge möglich. Wenn man freilich bedenkt, daß der arme Vater nichts weiter verbrochen hat, als daß er ſich der Hauptleute der Bürgerſchaft an-

genommen und ihren Aufruhr gegen die Obrigkeit in Etwas hat entschuldigen wollen, dann erscheint seine Strafe allzu hart. Allerdings darfst Du aber nicht vergessen, mein Kind, daß Dein Vater als ein ehemaliger Bürgermeister, der des Raths Gerechtsame und Privilegien am Meisten zu schützen berufen war, deshalb eben um so strafbarer erscheint, daß er, wenn auch nur mit Worten, auf die Seite der tumultuirenden Bürger trat und nicht streng genug war, den Schein, als stehe er mit Henning Braband in geheimer Verbindung, zu vermeiden. Hätten freilich die Hauptleute den Sieg davon getragen, so säße Dein Vater jetzt auf seinem Ehrenstuhle vester, wie zuvor, während die verlorene Sache der unruhigen Bürger auch ihn mit ins Elend zog. Doch, Odilia, laß das Gericht über das Alles dem gerechten Gott im Himmel und trage Dein Leid mit kindlicher Demuth. Wer weiß, wie nah schon die Hilfe ist, welche der treue Helfer in aller Noth Deinem Vater bereitet hat. Also sei getrost, mein Kind, und sorge, daß Dein eigenes Seelenheil unter dieser Zeit Leiden nicht leide."

„Wie gut seid Ihr, mein einziger Wohlthäter auf Erden," sagte Odilia und küßte mit Thränen im Auge Arndt's Hand. „Und Ihr edle, gute Frau, die Ihr wie eine wahrhaftige Mutter Euch meiner annahmt, und die arme verlassene Waise gleich einer Tochter an Eurem Herzen ruhen lasset, wie gut seid Ihr! Möge es Euch Gott vergelten,

was Ihr an mir gethan habt. Ich weiß, daß Ihr darum viel leiden müßt, daß Ihr mich in Euer Haus aufgenommen habt. Die Tochter eines zum ewigen Gefängniß verurtheilten Missethäters bringt Schande in jedes Haus, wo sie eintritt. Meine eigenen Verwandten stießen mich zurück — Ihr nahmet mich auf, die Ihr mir doch ganz fremd seid, und das Jahr, das ich nun schon bei Euch weilen durfte, habt Ihr mir zu einem Jahr unverdienter Liebe und Gnade gemacht!"

„Gieb uns nicht mehr Ehre, als wir werth sind!" entgegnete die Hausfrau. „Daß Du bei uns bist, Odilia, und unser tägliches Brot mit uns theilest, ist keines solchen großen Lobes werth. Was wir selber aber Dir verdanken, das weißt Du gar nicht. Der liebe Gott, der uns nicht für würdig hält, eigene Kinder zu haben, hat uns wenigstens gezeigt, daß er uns in fremden Kindern glücklich machen will."

„Der Arzt Nebelthau war also bei Deinem Vater?" fragte Arndt. „Weißt Du nicht, ob er mich nicht bald wieder einmal besuchen wird? — Ich habe," fuhr er fort, als Odilia ein stummes Zeichen der Verneinung machte — „ich habe diesen jungen Mann in der kurzen Zeit, daß er von Bremen hierher gekommen ist, sehr lieb gewonnen."

„Ohne Zweifel, lieber Herr," fiel die Hausfrau lächelnd ein, „weil er mit Euch gern in die blauen Flammen siehet und mit Euch den Stein der Weisen sucht!"

„Nun wohl auch," antwortete Arndt freundlich. „Weißt Du nicht, daß sich verwandte Neigungen des natürlichen Menschen ebenso gern zusammenfinden, wie verwandte Lebensansichten? Sowie die Gläubigen ihre Gemeinschaft haben, so auch die Liebhaber der Natur."

Als Arndt hier schloß, trat die Magd ein und meldete, daß der alte Hauptmann von der Schulenburg mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen wünsche, und bereits nach dessen Studirstube gegangen sei. Arndt warf schnell einen besseren Hausrock über und eilte, seinen Gast zu empfangen.

Capitel 2.

Das wahre Christenthum.

Meine lieben Kinder, welche ich abermal mit Schmerzen gebäre, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne. Galat. 4, V. 19.

Als Arndt in sein Studirzimmer eintrat, fand er einen Mann mit völlig ergrautem, obschon noch sehr vollem Haar in einem Lehnstuhle sitzen, der bei seinem Eintritte sich wieder erheben wollte. Arndt aber eilte rasch auf ihn zu, hielt ihn mit freundlichem Drängen vest und sagte: „Ew. Gnaden! wollt Ihr mir nicht die Ehre, daß Ihr mein Hausfreund seid, ungeschmälert lassen?"

„Nun denn," sagte der Gast in herzlichem Tone, „ein alter Soldat läßt sich nicht lange mit Ceremonien ein. Von der Fallersleberstraße bis hierher zu Euch will es schon tüchtig zugeschritten sein, und meine siebenzigjährigen Beine fangen zuweilen an, sich gegen dergleichen Anmuthung auf-

zulehnen. Aber wißt Ihr, mein ehrwürdiger Freund, warum ich heute zu Euch komme? Ich komme als Exequirer — ich möchte Euch die Hülfe anthun, wie die barmherzigen Herrn Juriſten ſagen, nur damit mir ſelber geholfen werde."

„Wolltet Ihr" ſagte Arndt, auf den Scherz eingehend, „mich auspfänden, ſo dürfte Euch, mein edler Herr und Freund, die Wahl nicht ſchwer werden. Ihr dürftet aber kaum auf die Koſten kommen. Doch zuvor, — habt Ihr auch ſchriftliche Vollmacht dazu?"

„Noch mehr!" antwortete Schulenburg. „Meine Vollmacht iſt ſogar gedruckt." Und dabei zog er ein Büchlein aus der Taſche, ſchlug es an einem beſtimmten Orte auf und ſagte: „Hier ſtehet gedruckt zu leſen, daß ein gewiſſer Johannes Arndt zu dieſem erſten Buche ſeines wahren Chriſtenthums die übrigen drei Bücher noch hinzuthun will. Alſo gebt ſie heraus, mein Freund, und haltet Euer Wort. Ihr habt mich mit dieſem erſten Buche dermaßen hungrig und durſtig gemacht, daß ich ſeitdem wie in einer Wüſte herumirre und nichts zu eſſen finde. Ich bin ein alter Haudegen; ich habe auf meinen Kriegszügen in Deutſchland, in Ungarn, in Frankreich und in den Niederlanden, Gott ſei es geklagt, wenig Zeit gefunden, mich um Gottes Wort zu bekümmern, und auch nachher noch keine beſondere Liebe dazu verſpürt. Aber ſeit den vier Wochen, daß dies Euer Büchlein erſchienen iſt,

lebe ich wie in einem ganz andern Lande, oder als hätte ich einen ganz andern Gott" —

„Vielleicht nur ein anderes Herz," fiel hier Arndt freundlich ein. „Das Wort war immer da, und Gott auch immer derselbe, — aber wenn das Herz neu wird, wird Alles mit neu."

„Ihr trefft doch immer das Rechte!" sagte der alte Soldat. „Ich habe bisher immer heimlich gelächelt, wenn die Prediger auf der Kanzel das Wort Gottes schärfer, denn ein zweischneidiges Schwert nannten; denn mir selber that dies gar nicht weh und ich bin immer mit völlig heiler Haut aus der Kirche gegangen. Ich glaube nun wohl, die ehrwürdigen Pfarrherrn wußten mit diesem zweischneidigen Schwerte nicht recht gut umzugehen; sie hieben damit gewaltig in der Luft herum, aber so eine tüchtige Wunde, worauf man ein tüchtiges Fieber bekömmt, wußten sie doch nicht zu machen. Seitdem Ihr aber dies Büchlein in die Welt geschickt habt, da habe ich doch Respect vor diesem Schwerte bekommen; Herr, das thut weh, wenn das eindringt, und macht ein mächtiges Wundfieber, aber es bringt doch allemal neues Leben mit. Also noch einmal, mein ehrwürdiger Freund, wo habt Ihr denn die drei andern Bücher? Heraus damit!"

„Ich könnte Euern Wunsch erfüllen," antwortete Arndt; denn das Manuscript liegt so ziemlich fertig in meinem Pulte. — Aber die Anfechtungen,

die ich in der kurzen Zeit, seit dies Buch erschienen ist, schon erlitten habe, sind allerdings so groß, daß ich in Etwas den Muth dazu verloren habe. Sie haben mich zu einem Ketzer und Schwärmer gemacht, haben — denn leider muß ich von meinen eigenen Amtsbrüdern reden — im Beichtstuhle und bei andern Gelegenheiten ihre Beichtkinder vor dem arndt'schen Gifte gewarnt und selbst öffentlich auf der Kanzel, vor versammelter Gemeinde, mich dermaßen angegriffen, daß, wenn mich Gott und mein gutes Gewissen nicht getröstet, ich entweder des Todes gewesen, oder in schwere Krankheit gerathen wäre!" —

„Ich weiß das!" rief Schulenburg aus und fuhr dabei mit Jünglingskraft von seinem Stuhle auf. „Das gilt besonders von Eurem nächsten Collegen, dem Pfarrer Denecke, der es Euch nicht vergeben kann, daß Ihr mehr Liebe bei den Leuten habt, als er, und der doch mit allen seinen Predigten nicht so viel Segen hat, als Ihr mit einem einzigen Worte. Der gerade ist Einer von Denen, die mit dem Schwerte um sich herum hauen, und Alles treffen, nur die Seele nicht. Wollet Ihr aber um solcher Verleumdungen willen, eines solchen Mannes wegen die Hunderte und Tausende, die nach Eurer Seelenspeise verlangen, hungern lassen? Herr," fuhr der alte Soldat mit jugendlichem Eifer fort, „wir leben in keiner goldnen Zeit, und je älter ich werde, desto mehr sehe ich das. Sehet unsere Stadt an

und denket an Das, was nur in den letzten zwei Jahren geſchehen iſt; denket an meinen alten Freund, den Bürgermeiſter Lübecke, der heute noch im Kerker ſchmachtet, weil er ſich der Rechte des Volks angenommen hat, und der wohl auch im Kerker ſterben wird, wenn Gott ſelbſt ihn nicht rettet. Gehet von Haus zu Haus, von Weichbild zu Weichbild, Ihr findet überall Partheiung, Haß und Feindſchaft, nirgends Zuſammenhalten. Die vornehmen Bürgergeſchlechter, die Patricier, welche das ganze Regiment in Händen haben und es ſich gegenſeitig vererben, langen mit ihren Rathsverwandten wie ein Polyp in alle Straßen und Gaſſen der Stadt hinein, und machen Geſetze nur für Andere, nicht für ſich ſelber; es ſei denn, wie gegen den armen Lübecke, wenn ſich Einer erkühnte, auch der Bürgerſchaft Luft und Sonne zu gleichen Theilen zuzuſprechen. Ehrſucht und Habſucht, das iſt dieſer Patricier einzige Ader, welche durch Leib und Seele fließt. Dann habt Ihr die Stadthauptleute, die alterthümlichen Volkstribunen; ja, es iſt wahr, ſie thun ihre Pflicht, ſie nehmen ſich des unterdrückten Volkes an und haben den hochedlen Herrn des Raths ſchon manche heiße Stunde gemacht. Hat aber nicht Henning Braband mit den vielen Andern ſeinen Freimuth mit dem Tode bezahlen müſſen, und mit einem ſo grauſamen Tode, dergleichen Martern ſich nicht unter den Wilden finden? Sind nicht viele Andere auf der Folterbank

gestorben? Sind nicht viele Andere von den Henkersknechten auf der Tortur so zugerichtet worden, daß sie zeitlebens verkrüppelte Leute bleiben, und haben diese Alle dem hochedlen Rathe nicht noch zuschwören müssen, gegen Niemanden etwas zu verrathen, was mit ihnen vorgenommen worden ist? Herr, wenn man das hört, so möchte man glauben, es sei etwa vor ein halbtausend Jahren geschehen, und doch ist Braband's Blut auf dem Hagenmarkte noch nicht vertrocknet. Und dann das Volk, die Bürger und Gewerken der Stadt! Lebt es nicht in seiner Unwissenheit dahin und folgt heute Dem, morgen einem Andern? Ist die Sache der Hauptleute nicht deshalb allein verloren gegangen, weil die Bürgerschaft dieselbe verließ und sich auf die Seite des Raths schlug? Und wann soll das besser werden und durch wen? Zwar sind die Prediger dazu angewiesen, und an Kirchen und Pfarrern fehlt es der Stadt Braunschweig nicht; aber nehmt mir's nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, Eure Herrn Collegen sind Miethlinge, zank- und streitsüchtige, ehr- und habsüchtige Hirten, die da fliehen, wenn der Wolf kommt, ja die zuweilen wohl selber er Wolf sind. In solch gottloses Leben hinein habt Ihr Euer Buch gesandt, wie einen lebendigen Quell in die Wüste. Ihr habt in das Heidenthum unserer Stadt das wahre Christenthum gepflanzt, und wer nur noch Gott liebet und sein Wort, danket Euch dafür und ruft und bittet: Herr, thue

deinen Schatz weiter auf! Und doch wollt Ihr nicht? Herr, — nehmt mir's nicht übel, aber das iſt nicht recht von Euch!"

„Mein hochedler Freund," ſagte Arndt, als der alte Soldat hier ſchwieg und ſich faſt erſchöpft auf den breiten Armſtuhl wieder niederließ, — „Ihr ſeid in Eurem unverdienten Wohlwollen gegen mich doch wohl etwas hart gegen Andere. Es mag ſein, daß einzelne meiner Amtsbrüder, beſonders die mit den Patriciern verwandt ſind, oder ſonſt nach der Patricier Gunſt mehr, als ſich's ziemen mag, verlangen, in Führung ihres Amtes mehr herrſchen, als dienen wollen; aber hinwiederum ſind die meiſten unter ihnen treue Haushalter über Gottes Geheimniſſe. Was Ihr aber über das ſo ganz geſunkene chriſtliche Leben unſerer Zeit ſagt, kann ich leider Euch nicht widerlegen. Eben dies wahrhaft gottloſe Weſen, dieſer große und ſchändliche Mißbrauch des heiligen Evangelii, dieſe völlige Unbußfertigkeit von den höchſten Ständen herab bis zu den niedrigſten, dieſe traurige und ſündhafte Selbſttäuſchung, mit welcher ſo Viele, leider auch unter meinen Amtsbrüdern, ſich Chriſti und ſeines Wortes mit vollem Munde rühmen und doch dabei ein ganz unchriſtliches Leben führen, dies Alles hat mich eben veranlaßt, dies Büchlein zu ſchreiben. Wenn ich das tägliche Leben und Treiben des Volkes überſchaue, und nicht blos hier in Braunſchweig, wo es allerdings in letzter Zeit zu einer

grauſenhaften Tiefe herabgeſunken iſt, ſondern auch an den Orten meiner frühern amtlichen Wirkſamkeit in Badeborn und Quedlinburg, ſo dachte ich immer: Es iſt nicht möglich, daß dieſe armen Leute wiſſen, worin das Chriſtenthum beſteht; es fehlt ja alle Erweiſung des wahren, lebendigen, thätigen Glaubens, es fehlt alle rechtſchaffene Gottſeligkeit, alle wahren Früchte der Gerechtigkeit. Was hilft der Glaube an Chriſtus, wenn das Leben in Chriſto nicht da iſt; was nützt Chriſtus in der Schrift, wenn er nicht in unſern Herzen geſchrieben ſteht! Ich dachte nun, wenn ich's dem armen Volk mit meiner ſchwachen Kraft, ſo wie der Herr ſie ſegnet, ſo recht deutlich und lebendig auseinander ſetzte, auf welche Weiſe das ganze Herz, und Sinn und Gemüth müſſe geändert werden, und wie der Menſch durch Gottes Wort täglich eine neue Creatur werden könne und müſſe, und wie alle Weisheit in Gottes Wort ein leerer Schall und eine klingende Schelle ſei, wenn ſie nicht in Wort und That lebendig und kräftig ſich erweiſt, — ich dachte, wenn ich dies Alles ihnen recht dringlich ans Herz legte, ſie müßten ihren Irrthum einſehen und andere Menſchen werden."

„Nun," — fiel Schulenburg ſchnell ein, „iſt das nicht auch eingetroffen? Habt Ihr nicht in dieſen wenigen Wochen, ſeit dies Euer Büchlein erſchienen iſt, ſchon viele Hunderte von Seelen gewonnen? Erfahre ich nicht von allen Seiten aus

der weitesten Ferne her, daß Euer Büchlein vom wahren Christenthume zur Zeit allgemeiner Theuerung des Wortes Gottes wie ein Manna vom Himmel gefallen ist, und daß keine Seele es erwarten kann, bis Ihr die drei übrigen Bücher noch hinzugethan habt?"

„Ich glaube Euch dies gern, mein hochedler Freund!" antwortete Arndt. „Denn welcher Mensch würde es nicht gern sehen, wenn das Werk, das er zur Ehre Gottes und zum Heile der armen Menschheit unternommen hat, nicht ohne Segen bleibt? Aber Ihr dürft es mir nicht verargen, wenn ich die Früchte dieser Arbeit zu allernächst in meiner eigenen Gemeinde und sonderlich auch bei Denen sehen möchte, die mit mir zugleich berufen sind, die Sünder zur Buße zu führen! Aber Ihr habt ja selbst den Zustand unserer Stadt so traurig und trostlos geschildert, daß Ihr wohl fühlet, wie ich den Segen, den mein Büchlein stiften soll, erst noch in der Zukunft erwarte!"

„Wenn Ihr freilich," sagte der alte Soldat, „Unterstützung Eures guten Werkes von Seiten Eurer Amtsbrüder erwartet, da dürftet Ihr wohl darüber zur Grube fahren. Ihr seid nun zwar schon an die sechs Jahre bei uns, und wer so hellen Auges ist, wie Ihr, mein lieber Freund, der sieht in solcher Zeit genug; aber was vor Eurer Zeit hier geschehen ist, könnt Ihr doch nicht wissen. Seitdem unser Superintendent, Doctor Leyser,

nach Dresden berufen wurde, und nach mannigfachen ärgerlichen Streitigkeiten auch dahin abging, und das ſind nun über zehn Jahre her, ſeitdem herrſchte auch in allen Kirchen unſerer Stadt, wie in der ganzen Gemeinde, nichts als Verwirrung und Unruhe; Zank und Streit auf den Kanzeln, auf den Rathhäuſern, in den Gewerken, Aufruhr gegen die Obrigkeit und gegen den Herzog, bis endlich Bürgerblut das Feuer in Etwas löſchte. Unter ſolchen Greueln denkt ſo leicht Niemand an das Heil ſeiner armen Seele; und die berufenen Seelenhirten fachten das Feuer ſelber mit an. Als Ihr nun hierher kamet und auf einmal ein ganz anderes Chriſtenthum predigtet, und der Herr Eure Arbeit ſegnete, und das Wort Gottes ſeine Kraft erwies, da hattet Ihr Euch freilich keine Stufe in das Herz Eurer Amtsbrüder gebaut. Ihr Gewiſſen mußte ihnen ſagen, daß Ihr den Weg Gottes recht lehrtet, und damit ſprachen ſie die Anklage gegen ſich aus, daß ſie ſelber ihrem Amte nicht Genüge gethan haben. Das iſt aber ein Wurm, der gar arg frißt, wenn man ihm nicht wehret. Was thaten ſie nun? Sie erklärten Euch für einen Ketzer und dachten, es würde Euch Niemand glauben, und ſie ſelber doch ihren Credit behalten. Nun ja, das iſt genau ſo, wie es die Phariſäer mit Chriſto ſelber gemacht haben. Herr, glaubt mir, ich bin zwar in Waffen alt geworden, und habe faſt die ganze Zeit meines Lebens mich

von den Geistlichen so fern gehalten, als nur möglich; aber so viel habe ich doch dabei gelernt: Ihr gewinnet mit diesem Euren Büchlein eher tausend verlorne Seelen aus dem Volke, denn eine Einzige Eurer Amtsbrüder."

„Das ist ein bitteres, niederschlagendes Wort," entgegnete Arndt mit bekümmerter Miene. „Nicht um meinetwillen; denn ob ich armer, niedriger Mensch dabei Ehre oder Schande habe, darf mich nicht so sehr bekümmern; aber um des Evangelii selber willen. Wenn wir das Evangelium nicht hätten und wüßten den Weg Gottes nicht, so wäre solches unheilige Glauben und Leben wohl in der Ordnung; aber daß wir eben die Arznei haben, die gesund machen kann, und doch krank bleiben, daß der Weg zum Heil geebnet ist, und so Wenige darauf wandeln wollen, — Herr, das ist's, was einem christlichen Seelsorgerherzen überaus weh thut. Gott möge es bald ändern, wenn wir nicht noch schrecklichere Zeiten erleben sollen, als wir bereits schon hinter uns haben."

„Und diese werden kommen," sagte Schulenburg. „Durch die Niederlage der Stadthauptleute und die blutige Rache der Patricier an den Bürgern ist zwar für den Augenblick die Ruhe wieder hergestellt; aber das Dankfest, welches am 4. December vorigen Jahres in allen Kirchen der Stadt mit so großem Jubel von Seiten des Rathes und der Geistlichen gefeiert worden ist, wird keinen

Frieden bringen. Die Herrn im weltlichen, wie im geistlichen Regimente fangen zu früh an, zu jubiliren und auf den Reichthum der Stadt zu pochen. Es kann dies Alles leicht anders werden, und Handel und Gewerbe in tiefen Verfall gerathen. Der Hauptfeind wohnt in Wolfenbüttel; Herzog Heinrich Julius kann und wird es der Stadt nimmermehr vergeben, daß sie sich ihm zu gehorchen weigert und wie eine freie Reichsstadt betrachtet sein will. Doch ich will kein Unglücksprophet sein und sage nur so viel, daß wir eines tüchtigen Trostes nöthig haben für die möglichen bösen Zeiten; und dieser Trost kommt uns aus Eurem Buche zu, besonders wenn Ihr Euer Wort haltet, und zu dem einen Evangelisten noch die drei übrigen hinzuthut."

„Nun," antwortete Arndt, „wenn Gott mir noch ein oder zwei Jahre Leben schenkt, gedenke ich mein Wort zu halten. Doch verzeihet, hochedler Herr, mich dünkt, es stehe Jemand vor der Thür."

Im selben Augenblicke wurde diese auch geöffnet und ein junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, von einem sehr guten und einnehmenden Aeußern trat ins Zimmer. „Seid mir willkommen, Herr Nebelthau!" rief ihm Arndt entgegen und reichte ihm die Hand. „Es ist mir lieb, daß Ihr kommt. Ihr habt heute Odiliens Vater besucht." —

„Ach," fiel hier Schulenburg ein, „Ihr seid

also der neue Doctor Nebelthau aus Bremen, und habt Euch meines armen Freundes Lüdecke angenommen. Gott bezahle Euch diesen Liebesdienst. Aber sagt mir, wie steht's mit dem armen Gefangenen?"

„Nicht zum Besten, hochedler Herr," antwortete der junge Mann. „Die Kerkerluft hat schon sehr zerstörend auf ihn gewirkt. Er sieht sehr blaß und leidend aus; die Beine fangen an zu schwellen und ich fürchte, daß, wenn er nicht in frische Luft kommt, und kräftigere Speisen erhält, seine Auflösung in nicht langer Zeit erfolgen wird."

„Habt Ihr auch Odilien das gesagt?" fragte Arndt mit besorgter Theilnahme.

„Nein, noch nicht!" antwortete Nebelthau.

„Nun, so thut es auch jetzt nicht," fuhr Arndt fort. „Das arme Kind muß sich erst mehr kräftigen, ehe es diese Hiobsbotschaft würdiger zu empfangen im Stande ist."

„Könnt Ihr nichts thun," fragte der alte Soldat, zu Arndt gewendet, „um dem armen Lüdecke zur Freiheit verhelfen? Hat der Magistrat an dem Blute Brabands und seiner unglücklichen Genossen nicht genug? Will in den harten Herzen der Patricier die Gnade keinen Zugang finden?"

„Gott allein kann hier helfen," sagte Arndt mit tiefer Trauer. „Sitzt doch der alte, fast achtzigjährige Rathsherr Wittekopf, der nichts gethan

hat, als daß er in seinem Hauskalender einige Klagerufe über das grausame Verfahren des Magistrats gegen die Hauptleute niederschrieb, auch noch im Gefängniß. Wo die Rache und die Herrschsucht zu Gerichte sitzen, und nicht die Gerechtigkeit und die Liebe, da ist zur Gnade keine Hoffnung. Gott nehme sich der Armen an! Sagt mir, Herr Nebelthau, wisset Ihr vielleicht, ob der Gefangenwärter etwas bessere Speise dem Gefangenen zukommen ließe, wenn er dafür reichlich entschädigt würde?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der junge Mann. „Der Stockmeister freilich ist auf das Strengste angewiesen, den Bürgermeister Lüdecke wie jeden andern Gefangenen zu behandeln. Vielleicht ließe sich aber doch Etwas thun; denn Meister Bertram hat eine besondere Vorliebe für die blanken Gulden. Aber was geschehen soll, muß bald geschehen!"

„Es ist eine Schmach," fuhr jetzt der alte Schulenburg auf, „wie man den armen Lüdecke behandelt. Das frißt Einem ja am Herzen, daß man mit dem Schwerte darein schlagen möchte. Und wahrhaftig, so alt ich bin, aber für eine solche Sache könnte ich mein Schwert noch führen. Ehrwürdiger Herr, ich gebe Euch Recht, Ihr habt Euer wahres Christenthum umsonst geschrieben. Was hilft es, daß Ihr hier in Eurem Buche es auseinandersetzet, wie die rechten Kinder Gottes

auch ihre Feinde lieben, wie das geiſtige Leben nicht nur im Glauben, ſondern auch in der Liebe beſtehe, wie ohne Liebe alle andern guten Werke nichts, gar nichts ſind, wie es eines hohen, adligen, und göttlichen Gemüths ſei, Beleidigungen zu vergeben, wie der arme Menſch in ſeiner Liebe und Güte gegen die Feinde ſogar ſeinem Gott im Himmel ähnlich werde, — was hilft das Alles! Nichts gar nichts! Das iſt eben ſo, als ſchriebet und redetet Ihr in der Chineſen Sprache! Es achtet von Denen, welchen es am Meiſten gilt, Niemand darauf! Herr Pfarrer, nehmt Euch in Acht! Von Badeborn haben Euch die Calviniſten vertrieben, aus Quedlinburg Ihro fürſtliche Gnaden, die Frau Aebtiſſin; es fehlt nur noch, daß Euch die Rathsverwandten aus Braunſchweig treiben. Und das kann wohl geſchehen! Wenn ſie auch nicht den Muth haben ſollten, Euch durch ein Rathsdecret in's Exil zu ſchicken, ſo können ſie Euch doch ſo lange quälen und peinigen, bis Ihr lieber ſelber geht. Herr, wir leben in einer böſen Zeit!"

Als der alte Soldat hier ſeine etwas heftige Rede ſchloß, herrſchte einige Augenblicke lang ein tiefes Stillſchweigen, welches endlich von Arndt mit den Worten unterbrochen wurde: „Mein hochedler Freund, Ihr thut Ihro Fürſtl. Gnaden von Quedlinburg Unrecht, wenn Ihr ſaget, daß ſie mich von dort vertrieben habe. Ich bin eigent-

lich selber gegangen, obschon es allerdings hohe Zeit war, daß ich selber ging."

„Es ist gut, daß Ihr davon redet," sagte Schulenburg. „Man hört so Mancherlei darüber, und da Ihr leider in unserm lieben Braunschweig nicht lauter Freunde habt, allerdings auch manches Unerbauliche."

„Wollt Ihr mir's nicht mittheilen?" fragte Arndt mit leichtem, obschon schmerzlichem Lächeln.

„Warum nicht?" antwortete der alte Soldat. „Ich habe zeit meines Lebens lieber auf offenem, freiem Felde in regelmäßiger Schlacht gekämpft, als in Höhlen und Schlupfwinkeln. Da sollt Ihr also die Obrigkeit in Quedlinburg verachtet, mit Undank belohnt und ihr den Stuhl vor die Thür gesetzt haben, während Ihr doch zur Zeit, als Ihr amt- und brotlos und heimathlos umherirrtet, von den lieben Quedlinburgern so freundlich wäret aufgenommen worden; da sollt Ihr Euch die Vocation hierher nach Braunschweig heimlich erpracticirt haben; da sollt Ihr — — doch, eben fühle ich, daß ich ein unwürdiges Geschäft hier treibe. Nehmt mir's nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, aber sagt mir auch, was es eigentlich für eine Bewandniß damit hat."

„So weit dies in kurzen Worten möglich ist, will ich's gerne thun," antwortete Arndt, und fuhr nun fort: „Es ist allerdings wahr, daß ich wegen der Streitigkeiten mit einigen vornehmen, un-

duldsamen Calvinisten mein Amt in Badeborn verlassen und landesflüchtig werden mußte, und einige Zeit mit meinem armen Weibe, wenn auch nicht ohne Brot, doch ohne Dach und Fach und ohne Heimath umherwanderte. Aber Gottes Barmherzigkeit ließ diese Prüfung nicht zu hart und zu lang werden. An einem und demselben Tage erhielt ich nämlich zwei Vocationen, die eine nach Mansfeld, die andere nach Quedlinburg und zwar an die St. Nicolaikirche in der Neustadt; die letztere nahm ich an. Und wenn ich nun allerdings von der Gemeinde zu Quedlinburg anfangs freundlich aufgenommen wurde, so ist es doch nicht christlich, mir dies und mein Exil von Badeborn so oft und mit so bittern Worten aufzurücken. Ich bin ja nicht um einer Uebelthat willen, sondern allein um Gottes Wort vertrieben worden; und wenn ich in Quedlinburg Nahrung und Obdach fand, so habe ich doch dies nicht umsonst erhalten, sondern redlich und treulich dafür gearbeitet, neun volle Jahre lang, und wäre wohl heute noch dort, hätte nicht Gott mich hierher nach Braunschweig gesendet. Ich erhielt nämlich auf den 12. April des Jahres 1599 von dem Magistrate eine Einladung zur Probepredigt allhier. Und daß ich dieser Einladung Folge leistete, ohne die Genehmigung der Frau Aebtissin und des Magistrats nachgesucht zu haben, das ist mein ganzes Verbrechen, dessen sie mich beschuldigen können."

„Das iſt's?“ fuhr Schulenburg auf. „Um ſolcher Sache willen haben ſie Euch ausgetrieben? Seid Ihr denn ein Knecht und Sclave, der nicht drei Stunden Weges gehen kann, ohne daß der geſtrenge Herr es in Gnaden geſtattet?“

„Ich hätte freilich,“ fuhr Arndt fort, „mir die Erlaubniß dazu gehörigen Ortes auswirken können und wohl auch ſollen; aber ſollte denn ein Prediger nicht ſo viel Freiheit haben, andern Ortes eine Predigt zu thun? Von der Zeit an aber begannen meine Leiden und Verfolgungen; die Frau Aebtiſſin ſowohl, wie die Obrigkeit der Stadt hetzten die Gemeinde gegen mich auf, und was ich an Haß und Neid und Läſterung der Leute erfahren habe, war groß und viel. Sie fingen damit an, daß ſie den Inhalt meiner Predigten auf das Giftigſte und Unbilligſte ausdeuteten. So oft ich den Kanzelſtuhl betrat, erhob ſich ein Geräuſch und großer Lärm, daß Niemand meine Worte verſtehen konnte, und ich oft um Gottes Willen bitten mußte, ſtill zu ſein. Sie ſchickten böſe, verleumderiſche Briefe an die Frau Aebtiſſin, um mir dadurch eine Ausſöhnung mit ihr unmöglich zu machen; ſie ſchrieen mir auf der Straße zu: Ich möchte nur gehen, und heute lieber, als morgen, und ſie würden mir nicht allein die Thore, ſondern auch die Mauern der Stadt zu meinem Abzuge öffnen.“

„So recht, ſo recht!“ rief Schulenburg aus.

„So danket eine Heerde dem Hirten, der ſich für ſie abquält!“

„Da merkte ich denn,“ erzählte Arndt weiter, „zu meinem ſchmerzlichſten Leidweſen, daß die Zeit meiner Wirkſamkeit in Quedlinburg vorüber war. Wo kann ein Seelſorger ſeines Amtes mit Segen warten, wenn die Gemeinde ihm alles Vertrauen entzogen hat, und ihn ſchmäht und läſtert, wie einen gemeinen Verbrecher? Da nun dagegen von hier aus die Aufforderung, die an der St. Martinskirche erledigte Pfarrſtelle anzunehmen, immer dringender an mich erging, ſo mußte ich wohl endlich eben aus dieſem großen Haß der Quedlinburger erkennen, daß mich Gott von dort weg haben und hierher nach Braunſchweig verſetzen wolle. Und demgemäß bat ich um meine Entlaſſung. Aber nunmehr erſt begann die rechte Zeit meiner Leiden. Der Magiſtrat erklärte nun, daß er mir mein Teſtimonium vorenthalten werde, weil ich ohne Vorwiſſen der Frau Aebtiſſin in Braunſchweig eine Probepredigt gethan habe; man wollte mir mein Getreide, das ich doch geerntet, nicht verabfolgen laſſen, ſondern nur den Saamen wiedergeben, und doch hatte ich bei meinem Amtsantritt die Pfarräcker nicht allein unbeſtellt, ſondern auch in der größten Verdorbenheit gefunden und mit ſchweren Koſten ſie müſſen herſtellen laſſen. Man verweigerte mir meinen Vorrath an Holz, der doch ein wohl erworbenes Eigenthum war; man wollte

mir meine sauer verdiente und verfallene Besoldung nicht auszahlen, man wollte mir von der Hufe Landes, die ich zu meinem Eigenthum erkauft hatte, je den dritten Pfennig zurückbehalten, und mir auf diese Weise einen Schaden von 600 Thalern zufügen!"

Vortrefflich!" rief hier Schulenburg erbittert aus. „Das ist so eine Brandschatzung nach Soldaten Manier in Freundes Land! Das ist auch eine christliche Obrigkeit und eine christliche Gemeinde! Und das geschah blos, weil Ihr mit Eurem Abzug die hochedlen Herrn des Rathes nicht genug honorirt habt? Habt Ihr denn sonst nichts gethan, wofür man zu Liebe und Dank verpflichtet blieb?"

„Ich sollte doch meinen," antwortete Arndt. „Ich habe, wie mein Gewissen mir bezeuget, Gottes Wort lauter und rein und mit allem Fleiße und Ernste vorgetragen, ich habe an keinem einzigen Sonn- oder Festtage die Predigt versäumt; ich bin in den neun Jahren keinem Menschen beschwerlich gefallen, habe von Niemand für meine Amtshandlungen weder Heller noch Pfennig begehret oder genommen, sondern mir an meiner Besoldung genügen lassen, ich habe zur Zeit der Pest mein Leben täglich wohl zehnmal der Todesgefahr ausgesetzet und in die niedrigsten Hütten den Trost des Evangeliums getragen; die Leichengebühren allein, die mir zur Pestzeit von Seiten des Raths

zugesprochen wurden, und die über 200 Gulden betrugen, habe ich unter die Armen vertheilt und noch vieles Andere mit schweren Opfern, aber willig und gern gethan. Ich habe auch nicht versäumt, in allen Stücken, wo ich den Einen oder oder den Andern möchte erzürnt haben, um Verzeihung zu bitten. Aber es half das Alles nichts; ich verließ Quedlinburg wie ein ausgestoßener Verbrecher, und statt Segenssprüche erhielt ich Fluch und Verwünschung auf meinen Weg."

„Und hattet Ihr denn wirklich die Vocation hierher auf irgend eine heimliche Weise Euch erworben?" fragte Schulenburg.

„O nein!" antwortete Arndt. „Es ist dies Alles ohne mein Wissen und Willen geschehen. Ich habe nicht gewußt, daß hier in Braunschweig auch nur eine Seele wäre, die mich kannte. Ich ging, wohin Gott mich sendete und das wurde in den Augen der Menschen ein Verbrechen!"

„Und nahmen sich denn Euere Amtsbrüder nicht wenigstens Eurer an?" fragte Schulenburg weiter.

„Ja doch," erwiederte Arndt. „Freilich erst, als ich fort war. Sie haben mir ein recht freundliches Zeugniß hierher geschickt. Sonst aber habe ich leider auch in Quedlinburg erfahren, daß ein Geistlicher seine heftigsten Feinde unter seinen eigenen Amtsbrüdern hat. Doch laßt mich, lieber Herr, davon schweigen. Es ist immer unerquicklich, solche Bilder aus seinem Leben aufzustellen. Obgleich

ich aber völlig unwürdig bin, mich mit Sanct Paulo zu vergleichen, so darf ich mich doch seines Trostes auch getrösten, wenn er spricht: Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde. Ich bin mir wohl nichts bewußt, der Herr aber ist's, der mich richtet."

„Das erinnert mich," sagte der junge Nebelthau, „an das Gleichniß mit dem Stabe im Glase Wasser. Ist der Stab auch noch so gerade, so schreit doch alle Welt, daß der Theil, der im Wasser steckt, krumm sei; und sobald man ihn heraus an's rechte Licht ziehet, ist er schnurgerade. Darum, mag der Christ, der aufrichtig wandelt, von der Welt getadelt, übel beurtheilet und gelästert werden, er bleibt dennoch, wer er ist, ein treuer und rechtschaffener Christ, der Gott und seinen Nächsten nach der Anweisung göttlichen Wortes aufrichtig und beständig liebt, die Welt mag dazu sagen, was sie will."

„Wahrhaftig, Ihr habt Recht, junger Mann," setzte Schulenburg mit lauter und freudig bewegter Stimme hinzu. „Der Stab bleibt dennoch gerade, und wenn alle Welt sagt, er ist krumm! Das ist wahrlich ein feiner Trost!"

„Ein Unterschied ist aber dabei zu machen," sagte Arndt gutmüthig lächelnd — „hier im Gleichnisse liegt der Fehler im Auge, in der Anwendung aber liegt der Fehler im Herzen!"

Als hier eine kleine Pause eintrat, schritt plötzlich durch die Thür ernst und gemessen, und ohne

daß eine hörbare Anmeldung erfolgt wäre, ein Mann ins Zimmer, der nach den Abzeichen, die er an seiner Kleidung trug, sich als einen Rathsdiener zu erkennen gab, also im Bewußtsein seiner Würde und Macht unbedingten Zutritt hatte. „Ich lade," sagte er zu Arndt gewendet, „Ew. Hochwürden zu Morgen früh 10 Uhr auf das Neustadt-Rathhaus!"

„Mich?" fragte Arndt nicht ohne Gemüthsbewegung. „Wisset Ihr, mein Freund, warum ich vorgeladen werde?"

„Wir sind geschworene Personen und haben nur vor dem hochedlen Gericht Auskunft zu geben," antwortete der Rathsdiener mit Würde. „Uebrigens, wenn es Ew. Hochwürden ein Gefallen ist, kann ich hinzufügen, daß ich nicht allein sämmtliche funfzehn Geistliche der Stadt, sondern auch die Vorsteher und die Kastenherrn vorzuladen habe." Und damit schritt er im Gefühle seiner Auctorität zur Thür hinaus.

„Wie die Herren, so die Diener," sagte jetzt der alte Soldat mit verdrießlicher Miene, und setzte dann noch hinzu: „Es wäre doch gut, mein theurer Freund, wenn Ihr im zweiten Buche Eures wahren Christenthums ein Capitel mit einrücken ließet über die Hoffart der Rathsdiener. Zwar würden sie es nicht lesen, aber es könnte doch sonst seinen Nutzen haben!"

Hierauf drückte er dem Pfarrherrn auf gut Soldatisch die Hand, sprach dann zu dem jungen Nebelthau: „Kommt mein junger Freund, ich habe noch wegen des armen Lüdecke Etwas mit Euch zu reden“ und verließ mit diesem das Zimmer.

Capitel 3.

Die Anklage.

> Unser Trost ist der, daß wir ein gut Gewissen haben und fleißigen uns, guten Wandel zu führen bei Allen.
>
> Hebr. 13. V. 18.

Im großen Conferenzzimmer des Neustadt-Rathhauses, wo alle Angelegenheiten verhandelt wurden, welche das allgemeine Wohl und Wehe der Stadt betrafen, war am zweiten August des genannten Jahres 1605 früh 10 Uhr Alles versammelt, was eingeladen war. An dem langen grünen Tische saß oben an der erste Syndicus der Stadt, Doctor Johann Röerhand, neben ihm zur Linken der Secretär Heinrich von Vechelde und dann in geordneter Reihenfolge die zu Vorstehern der Kirche erwählten Raths- und Kastenherrn, also genannt, weil sie Vorsteher des geistlichen Kastens, d. h. Verwalter des Kirchenvermögens waren und eine Art von Kirchen- und Schul-Commission von Braunschweig bildeten. Auf der

andern Seite, dem Syndikus zur Rechten, saßen die an den acht Kirchen der Stadt angestellten funfzehn Geistlichen, alle in ihrem Amtsornate, die großen, langen Bärte zierlich geordnet, so daß sie die breite Predigerkrause bis zur Hälfte bedeckten. Sie saßen in der Reihe und Ordnung, wie sie in das braunschweiger Ministerium eingerückt waren, mit Ausnahme des besonders gewählten Coadjutors, der, dem Superintendent zur Seite gegeben, jetzt aber, wo seit sechs Jahren die Superintendentur unbesetzt geblieben war, gewissermaßen dessen Amt und Würde bekleidete. Es war dies M. Johann Kaufmann, der seinen Ehrenplatz unmittelbar neben dem Syndicus hatte; ihm zunächst saß der Senior des Ministeriums, M. Friedrich Petri, dann folgten Johannes Cocus, Andreas Slüter, M. Rudolph Hildebrandt, Georg Oeding, Autor Rennebock, M. Johannes Wagner, Caspar Franckenberger, M. Berthold Völkerling, M. Hermann Denecke, Autor Husteth, M. Erhard Steding, M. Sebastian Magius und zuletzt, als der jüngst nach Braunschweig berufene Prediger, Johannes Arndt.

Nach einer feierlichen Stille, in welcher die gespannteste Erwartung sich besonders auf den Mienen der Geistlichen aussprach, da keiner von ihnen mit Bestimmtheit wußte, um was es sich handeln würde, nahm der Syndicus das Wort und sprach: „Ehrwürdige, liebe Herren! Ich kann es Euch nicht verschwei-

gen, daß ich mit Schmerz und Kümmerniß die heutige Versammlung eröffne, nicht blos, weil es die Wiederaufrichtung der gestörten Ordnung und des einmüthigen Vernehmens zwischen Obrigkeit und dem ehrwürdigen Ministerio betrifft, sondern auch weil ich genöthigt bin, mit einer Anklage gegen Einen aus dem ehrwürdigen Ministerio aufzutreten, und zwar gegen Euch, Herr Coadjutor M. Kaufmann, in Betreff Eurer scharfen, bittern und verdammlichen Predigten. Wir haben dem großen Gott im Himmel Alle inbrünstig gedankt, daß mit der gerechten Bestrafung des Aufrührers Henning Braband und seiner verbrecherischen Genossen wieder Friede und Einigkeit unter den Bürgern aufgerichtet worden ist, daß die gesammte Bürgerschaft mit ihren Hauptleuten wieder Vertrauen und Gehorsam gegen des Raths Regiment gewonnen hat; aber die Art und Weise, wie Ihr, Herr Coadjutor, auf der Kanzel Euer Predigtamt verwaltet, ist nicht geeignet, diese so theuer und blutig erkaufte Einigkeit lange zu erhalten."

Als hier der Syndicus ein wenig ruhte, nahm der angegriffene Geistliche das Wort und sagte nicht ohne Zeichen heftig ergrimmten Gemüthes: „Hochedler Herr Syndicus, ich verhoffe, das Zeugniß zu haben, daß ich nicht blos zum Scheine das Wort des Apostels predige: Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen." Ich habe so viel ich weiß, dem wohlweisen Regimente dieser

Stadt mich allezeit unterworfen, soweit es menschliche Ordnung der Dinge betraf; aber verzeiht mir, Herr Syndicus, wo es sich um das Regiment göttlicher Predigt, und um die göttlich geordnete Strafgewalt der Kirche handelt, da will es sich nicht gut mit Gottes Wort vereinigen, wenn der Haushalter über Gottes Geheimnisse darum angefochten wird."

Der Syndicus nahm diese etwas bittere Gegenrede scheinbar ruhig hin, fuhr aber nun fort: „Ich verhoffe eben so, daß Ihr, Herr Coadjutor, mir das Zeugniß gebt, daß ich für meine Person Euch jederzeit mit aller Freundlichkeit zu dienen beflissen gewesen bin. Als Ihr von den beiden theologischen Facultäten zu Wittenberg und Jena dem Rathe dieser Stadt zu der vacanten Coadjutorstelle empfohlen worden waret, bin ich gern selbst nach Döbeln im Meißner Lande gereist, um Euch predigen zu hören und um mit Euch über diese Stelle zu verhandeln; und bei Eurer Einführung in Euer Amt habt Ihr von dem gesammten Rathe dieser Stadt die aufrichtigsten Beweise des besten Vertrauens empfangen, trotzdem, daß Ihr damals nicht viel älter waret, als dreißig Jahre und fast der jüngste im ganzen Ministerio. Allein mit großem Leidwesen muß ich gestehen, daß Ihr in den acht Jahren, die Ihr nun hier seid, mancherlei Unfrieden und Streit verursacht habt, während doch das Amt eines Predigers vor allen

Dingen zum Verkündigen des Friedens aufgerichtet ist."

„Ihr wisset, ehrwürdige Herren," fuhr der Syndicus nach einer Pause fort, „daß mit Gottes Hilfe eine schwere und böse Zeit hinter uns liegt, eine Zeit voll Blutvergießen, deren Gedächtniß in den Geschichtsbüchern unserer Stadt unvertilgbar sein wird. Ihr wisset auch, daß durch den Streit, der zwischen dem gesammten Ministerio und den Hauptleuten der Bürgerschaft ausgebrochen war, und in welchem das Ministerium sich nicht zur geringsten Milde in seinem Kirchenregimente bewogen fand, die Unruhe nicht wenig gesteigert worden ist. Es sind erst sechs Monate, daß Braband's und seiner Genossen Blut das Verbrechen sühnte, und in den Kerkern tragen heute noch einige Andere ihre wohlverdiente Strafe. Ist nun das Gebet am Lob- und Dankfest um Ruhe und Frieden in unsrer Stadt ein ernstliches gewesen, so werdet Ihr, ehrwürdige Herren, mit dem Rathe der Stadt gewiß übereinstimmen, darin, daß ein Jeder an seinem Theile zur Erhaltung dieses Friedens das Seinige beitragen müsse. Und das, Herr Coadjutor, habt Ihr eben nicht gethan."

„Herr Syndicus," sagte hier M. Kaufmann im ernsten Tone, „obwohl in dieser Eurer Rede schon allerhand vorhanden ist, dem ich Viel beizusetzen habe, so will ich doch mich dessen jetzt noch

enthalten und vielmehr warten, welches die Anklage eigentlich iſt, die gegen mich vorliegt."

„Dieſe ſoll Euch ſogleich vorgelegt werden," entgegnete der Syndicus. „Indem ich abſichtlich Alles übergehe, was in entfernterer Zeit geſchehen, iſt es nur das Letzte, um deswillen der Rath der Stadt es für nöthig erachtete, mit Euch in Gegenwart des geſammten Miniſterii zu verhandeln. Herr Secretär leſet nun Eure Schrift vor."

Jetzt erhob ſich der Secretär von Vechelde, ſchlug ein dickes Actenſtück auf, legte in ſeine Mienen das volle Bewußtſein ſeiner Amtswürde und las Folgendes: „Es iſt Einem Edlen Rathe der Stadt Braunſchweig von glaubwürdigen Leuten zur Anzeige gebracht worden, daß Herr Coadjutor, M. Kaufmann in ſeiner letzten Predigt am neunten Sonntage nach dem Feſte der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit in Erklärung des Evangelii vom ungerechten Haushalter einige beſchwerliche Worte wider Diejenigen vorgebracht hat, welche die Kirchengüter zu verwalten haben, und aus welchen Worten hervorgehet, daß Herr Coadjutor die Kirchen und Kaſtenherrn der Untreue und Unredlichkeit zeihet. Namentlich habe der Herr Coadjutor folgende Ausdrücke in ſeiner Predigt gebraucht: Ungehangene Diebe, Kirchen-Diebe! — Item: Die Zinſen kannſt du recht wohl und zur rechten Zeit einfordern, daß du ſie aber an Kirchen und Schulen wie-

herum wendest, das siehet man nicht! — Item: Dein eigen Haus kannst du wohl bauen, aber die Kirche lässest du ledig stehen! — Item: Wenn du Rechenschaft thust von deiner Haushaltung, so schreibst du ein X für ein U. Item habe Herr Coadjutor noch gesagt: „Er habe nicht nöthig, Jemanden hierbei namhaft zu machen, denn der Rath hielt seine Leute dazu, die ihr Geld dafür bekämen.“

Als hier der Secretär seine Anklageschrift geendet hatte, wendete sich der Syndicus an den Angeklagten mit der Frage: „Verhält es sich also, wie hier geschrieben steht?“

„Ja“ antwortete Kaufmann mit ernster Stimme: „Ich habe diese Worte wirklich geredet.“

„Demnach“ fuhr der Syndicus fort, „ist der Rath in seinem Rechte, wenn er Euch Verantwortung darüber abverlangt. Daß solche Predigten gefährlich sind und die kaum aufgerichtete Einigkeit unter den Bürgern und dem Magistrate wiederum bedrohen, ist wohl klar zu ersehen. Ihr seid demnach angeklagt, daß Ihr unter den „Kirchendieben“ die Kirchväter und Kastenherren müsset gemeint haben und daß Ihr den Rath im Verdacht habet, er halte sich Angeber und Spione unter den Bürgern und besolde dieselben. Ich fordere Euch nun hiermit auf, dies zu beweisen,

oder, so Euch das nicht gelingt, öffentlich vor der Gemeinde zu widerrufen."

Der Coadjutor, dem man es ansah, daß er sich zu mehr Ruhe zwang, als er in sich hatte, antwortete: „Ich muß zuvörderst mein Bedauern darüber aussprechen, daß Diejenigen, welche sich durch diese meine Worte an ihrer Ehre etwa angegriffen fühlten, sich nicht lieber an mich selber gewendet haben, sondern sogleich mit ihrer Anklageschrift bei dem hochedeln Rathe eingekommen sind. Es gehet daraus hervor, daß es meine Verkläger nicht auf eine friedliche Verständigung, sondern, wo sie es vermöchten, auf eine recht empfindliche Bestrafung abgesehen haben. Der hochedle Herr Syndicus klagt mich an, daß ich durch meine Predigten die Eintracht störe; wo aber derlei geheime Anklagen vorkommen, scheint eine Störung der Eintracht insofern nicht möglich zu sein, als dieselbe gar nicht vorhanden ist. Doch solcher gestalteten Sachen nach bleibt mir nichts übrig, als meine Rechtfertigung vorzubringen. Da muß ich vorerst es sehr befremdlich finden, daß die hochedeln Kirchenvorsteher und Kastenherrn den Ausdruck „Kirchendiebe" auf sich bezogen haben. Ich habe weder die Vorsteher noch die Kastenherrn gemeint, ich habe nur nach dem Rechte, das mir als Diener am Worte Gottes zusteht, die ungerechte Haushalterschaft im Allgemeinen gestraft, um damit das Gewissen zu schärfen!"

„Wie kömmt es aber," fragte der Syndicus, „daß Ihr dann die Kirchendiebe ganz insbesondere erwähnt habt? Es müssen Euch demnach doch Kirchendiebe bekannt sein, die ungestraft geblieben sind!"

„Herr Syndicus" entgegnete der Coadjutor, „wenn die Prediger für alle ihre Worte, mit welchen sie die Sünden ihrer Gemeinde strafen, in soweit sollten zur Rechenschaft gezogen werden, als das Gewissen der Einzelnen dadurch aufgerührt wird, oder die Gemeinde selbst dies oder jenes Strafwort auf irgend Jemanden bezieht, der damit wohl getroffen sein könnte, so stände es schlimm um das ganze Predigtamt. Ein Prediger dürfte dann nimmer, um ein Beispiel vorzubringen, von ungerechter Obrigkeit reden, weil die Obrigkeit des Ortes sich selber darunter verstehen könnte. Der Prediger meint in seinem Strafworte die Schuldigen, mögen sie es heimlich oder öffentlich sein, aber ehrliche Leute will er niemals an ihrem guten Namen beleidigen."

„Ihr mögt darin im Allgemeinen Recht haben," erwiederte der Syndicus, „doch muß in allen Dingen Maß gehalten werden."

„Das Maß," sagte der Coadjutor, „richtet sich aller Orten nach der Größe der Schuld. Die weltberühmten Doctoren und Prediger Mörlin und Chemnitius haben allhier in Braunschweig selber, wie solches aus ihren gedruckten Predigten

hervorgeht, ihr Strafamt mit noch größerm Eifer verwaltet; insonderheit kann ich dem hochedeln Rathe eine Predigt Doctor Mörlin's nennen, die er allhier am 26. Sonntage nach Trinitatis gehalten, wo er von der Scheidung der Schaafe von den Böcken handelt, und dabei ein erschütterndes Strafgericht geübt hat. Es ist aber ihm Solches von Niemandem aufgerückt worden. Das ist aber in unsrer Zeit das traurige Loos der Prediger des Wortes Gottes, daß sie nur angenehm sind, wenn sie Alles mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken, und der Gemeinde einen feinen Weihrauch streuen. Sobald sie aber eingedenk des Wortes der Schrift: Rede und ermahne und strafe mit ganzem Ernste! die Sünde aufdekken und der Gemeinde an's Gewissen greifen, sind sie gehasset und verfolgt und verklagt und werden Friedensstörer gescholten. Ja wohl sind sie Friedensstörer; denn sie reißen die Leute aus ihrem falschen Frieden auf. Ruft nicht der Herr Zebaoth durch den Mund seines Propheten Jesaias den falschen Priestern Wehe! Wehe! zu, die da das Volk in ihrem Unglücke, das heißt in ihrem selbstverschuldeten Elende trösten, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede! Friede! und ist doch nicht Friede?"

Bei diesen Worten durchlief die ganze Reihe der Geistlichen ein Gemurmel des Beifalls und der Senior, der alte M. Petri erhob sich von sei-

nem Stuhle und sprach: „Im Namen des gesammten Ministerii hiesiger Stadt erkläre ich diese Worte unsers gemeinschaftlichen Collegen, des Herrn Coadjutors M. Kaufmann, für ein Wort gesprochen zu rechter Zeit und am rechten Orte. Wohin soll es mit dem ganzen Predigtamte, wohin mit der kirchlichen Strafgewalt kommen, wenn über das einzelne Wort des Predigers Anklage und Gericht gehalten wird! Das sind unwiderleglich solche Dinge, in welchen man Gott mehr gehorchen muß, denn den Menschen."

Der Syndicus sowohl, wie die übrigen Mitglieder des Raths und die Kastenherrn verriethen durch ihre Mienen, daß diese feierlich gesprochenen Worte des alten Seniors einen tiefen, fast beschämenden Eindruck auf sie machten. Doktor Röerhand jedoch faßte sich schnell wieder und sagte: „Es wird der weltlichen Obrigkeit, die auch von ihrer Strafgewalt ohne Ansehen der Person Gebrauch macht, wie das blutige Gericht über die Braband'sche Verschwörung beweiset, nimmer in den Sinn kommen, die Strafgewalt der Prediger zu bestreiten; aber Gerechtigkeit muß auch im Strafamte gehandhabt werden. Es unterliegt nun aber keinem Zweifel, daß die angezogenen Worte des Herrn Coadjutors zu deutlich einen Ausfall auf die Rechnungsführer des hiesigen Kirchenvermögens enthalten; und so diese Anklage nicht erwiesen wer-

den kann, muß das Rathsgericht auf Widerruf antragen."

„Ich habe bereits gesagt," entgegnete der Coadjutor, „daß ich jene Worte nicht als Anschuldigung für einen besondern Fall, sondern im Allgemeinen gebraucht habe, um den Mißbrauch der Kirchengüter zu bestrafen. Vor zwölf Jahren, als ich dem hochwürdigen Doctor Polykarp Leyser in Wittenberg zum Diaconus beigegeben worden war, habe ich in solchem Amte und in Erklärung desselben Evangelii vom ungerechten Haushalter ziemlich dieselben Worte gebraucht; es hat es aber kein Mensch übel empfunden. Sollte es aber ungerecht sein, über den Mißbrauch der Kirchengüter zu sprechen? Werden denn aller Orten die Kirchengüter so treulich und ehrlich verwendet, daß kein Unterschleif stattfindet? Oder ist eine christliche Gemeinde in allen ihren Gliedern so vollkommen, daß ein solcher Mißbrauch völlig undenkbar wäre? Hat es nicht schon in der ersten Gemeinde zu Jerusalem einen Ananias und eine Sapphira gegeben, welche der Kirche Güter unterschlagen haben? Und es steht doch wohl leider nicht anzunehmen, daß das Geschlecht der Ananias und Sapphira's heutzutage ausgestorben ist."

„So wollt Ihr also sagen," warf der Syndicus schnell ein, „daß, was in Jerusalem geschehen ist, auch hier in Braunschweig geschehen kann?"

„Ohne Zweifel" antwortete Kaufmann. „Wa-

rum sollte es hier nicht möglich sein? Aber ich habe nicht gesagt, daß es hier geschehen ist, ich habe weder des Wortes Kirchenvorsteher noch Kastenherren mich bedient; ich habe von nichts geredet, als von unbestraften und ungehangenen Kirchendieben im Allgemeinen."

„Eben aber in diesem Worte: Diebe," warf der Syndicus aufs Neue ein, „liegt eine harte Anklage."

„Ich mag doch nicht meinen," entgegnete der Coadjutor, „daß die Worte und Ausdrücke, welche der heilige Geist in der Schrift selbst gebraucht, einem Prediger des Evangeliums sollten verboten sein. Nun stehen aber im ersten Capitel des Jesaias diese Worte: Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen Alle gern Geschenke und trachten nach Gaben, den Waisen schaffen sie nicht Recht und der Wittwen Sache kommt nicht vor sie!" Ich bin in solchem Streite den Propheten nachgefolget, soll mir dies zum Uebeln gedeutet werden?"

„Wie steht es aber," — fuhr der Syndicus nach einer Weile fort, als wollte er die ihm für den Augenblick bereitete Verlegenheit mit einem andern Gegenstande bedecken, — „wie steht es aber mit Eurer Anklage gegen den Rath, daß derselbe heimliche Angeber unter der Bürgerschaft habe?"

„Ich habe," antwortete der Coadjutor, „von heim-

lichen Angebern ebenfalls kein Wort geredet, sondern nur gesagt, daß der hochedle Rath besondere Leute im Dienste habe, welchen die Aufsicht über die Beamteten zu führen obliegt, und die also nöthigen Falls derlei Ungerechtigkeiten verpflichtet sind, zur Anzeige zu bringen. Ist das nicht der Fall, so bin ich allerdings im Irrthum gestanden; ich habe aber geglaubt, daß es mit der Aufsicht über das Kirchenvermögen hier in Braunschweig eben so gehalten werde, wie in meiner Vaterstadt Nürnberg!"

Der Syndicus schüttelte schweigend das Haupt, blickte dann einige Zeit gedankenvoll vor sich hin und sprach dann: „Es hat nunmehr sowohl das ehrwürdige Ministerium wie die Kirchenvorsteher und Kastenherren Anklage und Verantwortung vernommen. Um nun auch den Schein einer Partheinahme zu vermeiden, lege ich zunächst das Urtheil in des Ministerii Hand und frage demnach: „Billigt das Ministerium die Predigt des Herrn Coadjutors und namentlich in den Ausdrücken, wie solche actenkundig sind?"

Ein tiefes inhaltschweres Stillschweigen herrschte einige Minuten lang über die ganze Versammlung; es galt die Schuld oder Unschuld des ersten Geistlichen der Stadt; und während die Geistlichen selbst mit niedergeschlagenen Augen vor sich hinblickten, suchten die gegenübersitzenden Herrn des Raths mit weitgeöffneten Blicken den Ausspruch der geist-

lichen Behme aus den Mienen ſchon im Voraus zu ergründen. Endlich erhob ſich der Senior, dem das erſte Wort, oft auch das einzige Wort in derlei Angelegenheiten zukam, und ſprach: „Geiſtliche Sachen wollen geiſtlich gerichtet ſein! Was hat unſer Herr College gethan, und weſſen wird er angeklagt? Er hat das Evangelium, wie es einem getreuen Haushalter Gottes zukommt, erklärt; er hat die Sünden geſtraft, die der Herr in ſolchem Evangelio uns vorhält; er hat dies mit allerdings ſcharfen Worten gethan, aber das Wort Gottes iſt auch ein zweiſchneidiges Schwert, welches durchdringet Seele und Leib, auch Mark und Bein; er hat keinen einzigen Menſchen namhaft gemacht, ſondern iſt mit ſeinem Strafwort ganz im Allgemeinen geblieben; es kann ihm ſelber nicht zur Verſchuldung angerechnet werden, wenn andere Leute ſein geſprochenes Wort anders deuten, als er ſelber es hier gedeutet hat; er hat ausdrücklich erklärt, daß er ehrliche Leute an ihrem guten Namen nicht hat beleidigen wollen; er hat ſich mit Recht auf das Exempel der weltberühmten Doctoren Mörlin und Chemnitius berufen, welche allhier zu Braunſchweig mit dem Schwerte des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes, noch viel tiefer verwundet haben, ohne daß Jemand ſich berufen erachtet hat, ſie deshalb zur Verantwortung zu ziehen; er hat namentlich das anſtößige Wort Diebe nach Vorgang der heiligen Schrift ſelbſt

gebraucht, und hätte außer auf den Propheten Jesaias sich auch noch und nachdrücklicher berufen können auf den Evangelisten St. Johannes, der von Judas Ischarioth, welcher gewissermaßen auch Kirchengelder unterschlug, sagt: er sei ein Dieb; er hat in Betreff des Anklagepunktes wegen der vom hochedeln Rathe bezahlten heimlichen Angeber erklärt, daß er dies so verstanden wissen wolle, wie solches in seiner Vaterstadt Nürnberg mit Fug und Recht geschieht. Demnach erkläre ich im Namen des ganzen Ministerii und Kraft des mir zustehenden ersten Wortes, daß die angeschuldigte Predigt unsers Herrn Collegen, des Coadjutors M. Kaufmann, irgend eine billige und verdiente Anklage und Zurechtweisung nicht zulasse. So ich aber in diesem meinen Urtheile mit Diesem oder Jenem aus dem Ministerio nicht einstimmig wäre, so mag derselbe sich darüber anders erklären."

Kaum hatte sich der greise Senior wieder niedergesetzt, als der Prediger an der Michaeliskirche, Sebastian Magius, ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, sich erhob und sprach: „Mir genüget nicht, daß unser Herr Senior die fragliche Anklage blos als unbillig und unverdient zurückweiset, sondern ich lege gegen ähnliche und weitere Anklagen hiermit feierlich Verwahrung ein. Wäre es so weit mit der Kirchengewalt gekommen, daß dem Prediger auf der Kanzel die Worte abgewogen würden, ob dies etwa zu leicht, jenes

zu ſchwer iſt? ob Dies verwunde oder heile? ob Dies ſich auf Einen im hochedlen Rathe, oder Jenes auf Einen unter den Kaſtenherrn, oder auf Einen der Hauptleute, oder auf Einen aus den Bürgern ſich deuten laſſe? Sehet zu, ſagt der Herr, thut rechtſchaffene Früchte der Buße! So aber Jemand, wenn ein Wort der Predigt ihm an's Herz und Gewiſſen greift, nichts Anders thut, als den Prediger dafür vor Gericht zu laden, dann iſt das ganze Predigtamt ein eitler, leerer, unnützer Dienſt. Ich lege deshalb nochmals gegen derlei Anklage und Gericht, im Namen der Kirche und ihrer geheiligten Gewalt und des frei gegebenen Gotteswortes Verwahrung ein!"

Dieſe Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die ganze Verſammlung. Während die Geiſtlichen ſelbſt ernſt und ruhig den weitern Verlauf dieſes Geſchwornen-Gerichts abwarteten, gab ſich auf Seite der Rathsherrn das größte Mißfallen kund. Obgleich keiner derſelben mit einer beſtimmten Erklärung auftrat, ſo durchlief doch ein lautes Murren, das immer gewitterhafter anwuchs, die ganze Reihe, vom Syndicus bis zum letzten Kaſtenherrn hinab. Es handelte ſich allerdings auch um nichts Geringeres, als um die Oberherrſchaft der Kirche oder des Staates; und wo beide Theile ſo eiferſüchtig ihr Recht wahrten und doch auch ein Theil dem andern die nöthige Scheu und Achtung

nicht verweigern mochte und konnte, war freilich auf eine baldige friedliche Lösung nicht zu rechnen.

Der Syndicus wendete sich nun also an die versammelten Geistlichen: „Bevor des Raths Gericht in dieser betrübenden Angelegenheit entscheidet, frage ich zunächst noch, ob die von dem Herrn Senior und Herrn M. Magius ausgesprochene Ansicht von dem ganzen Ministerio getheilt wird?"

Jetzt, nachdem eine Zeitlang ein tiefes Schweigen geherrscht hatte, welches eine bejahende Antwort errathen ließ, erhob sich Johannes Arndt und sprach: „Ich bin zwar der Jüngste im Ministerio, und es wäre billig meines Amtes, in solcher ernsten Angelegenheit mich den Amtserfahrungen meiner ältern Herrn Collegen zu unterwerfen. Aber eingedenk des apostolischen Gebotes: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede, — eingedenk dieses Gebotes, welches doch den Dienern am Worte Gottes zu allermeist gesagt ist, dünkt es mich, daß die Streitfrage friedlicher gelöset werden könnte. Wenn ich auch darin mit dem Ministerio völlig übereinstimme, daß die Strafgewalt des Predigers in keiner Weise beschränkt werden dürfe, so lange sie das Wort Gottes für sich hat, ja vielmehr der Prediger des Wortes, der aus Feigheit oder unchristlichem Ansehen der Person schwiege, wo er reden sollte, oder lobte, wo er züchtigen sollte, seiner heiligsten Pflicht fehlen würde, und Gott

das Blut des Gottlosen, der ungestraft geblieben ist, von der Seele des Seelsorgers fordern wird, so sagt doch auch derselbe Apostel Paulus: Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit, drohe, strafe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Demnach scheint es mir, als habe allerdings unser würdiger Herr Coadjutor seine ihm von Gott und Menschen zustehende Strafgewalt wohl etwas zu hart und streng geübet. Zwar kommt auch die bitterste Strafe, welche züchtigen und bessern will, aus Liebe zu den Brüdern, die verloren gehen wollen, aus herzlicher Sorge für ihr Seelenheil; aber die Liebe ist langmüthig und freundlich, sie zürnet nicht; die brüderliche Liebe unter einander sei herzlich, sagt die Schrift, und Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor. Da ich nun weiß, daß unser theurer Herr Coadjutor und Amtsbruder es ehrlich und aufrichtig meint mit der Besserung der Gemeinde, und sein Eifer um Gott ein gewissenhafter ist, so wollte ich, freilich der Geringste im Ministerio, aber doch aus freundlichem, wohlmeinendem Herzen, den theuern Herrn Coadjutor amtsbrüderlichst bitten, Das auszusprechen, was seine Seele empfindet, nämlich daß ihm die harten Worte, um die es sich hier handelt, und welche Unfrieden zwischen uns zu bringen drohen, um dieser Folgen willen, die er weder gewollt noch erwartet habe, leid thäten. Eine solche Erklärung thut unserm geistlichen

Amte keinerlei Abbruch, gefährdet in keiner Weise das kirchliche Strafamt und würde wohl auch die Verkläger zufrieden stellen!"

Als Arndt hier schloß, brach das auf Seite der Geistlichen schon während der Rede entstandene Murren nun lauter aus und M. Denecke, Prediger zu St. Martin, und nächster College Arndts, erhob sich schnell und sprach mit sichtbaren Zeichen der Erbitterung: „Ich muß mich in Wahrheit verwundern, daß mein Herr College solchen Vorschlag machen kann. Zwar ist es uns Allen wohl bekannt, daß derselbe es mit der Strafgewalt der Kirche nicht so ernstlich meint und mit dem Stabe Sanft die ganze Gemeinde weiden will, aber ich muß mich gegen den hochedlen Rath ernstlich dagegen verwahren, daß diese vom Herrn Johannes Arndt ausgesprochene Ansicht etwa von dem ganzen Ministerio zu St. Martin getheilt werde!"

„Habt Ihr darauf Etwas zu entgegnen?" fragte der Syndicus den angegriffenen Pfarrer.

„Nichts weiter, hochedler Herr Syndicus," antwortete Arndt ruhig und würdig — „als daß ich es mit meinen Worten nicht übel, sondern wohl gemeint habe!"

„Und was sagt Ihr dazu, Herr Coadjutor?" fragte der Syndicus diesen.

Kaufmann, der bisher ganz mit sich selber beschäftigt gewesen war und die friedliche Zusprache Arndt's mit aller Aufmerksamkeit angehört hatte,

erhob ſich jetzt von ſeinem Stuhle und ſprach: „Ich leugne nicht, daß die Worte unſers Herrn Collegen Arndt mir zu Herzen gegangen ſind. Ich will allerdings auch nicht Krieg, wo Friede ſein kann. Und demnach erkläre ich, daß, ſo ich in meiner letzten Predigt etwas zu hart geredet habe, in Rückſicht dieſer Folgen mir daſſelbe leid thut, und bitte ich die Herrn des Raths, dies Alles nicht meiner Abſicht, Jemandem unverdienter Weiſe wehe zu thun, ſondern vielmehr der Kürze der Zeit, in welcher ich jene Predigt niederſchreiben mußte, und dann wohl auch meinem Affecte, der allerdings oft allzuleicht erregt werden kann, beizumeſſen.“

„Mich erfreut dieſe Eure Erklärung von ganzem Herzen,“ ſagte der Syndicus, obſchon er an den bedeutſamen Zeichen zur Rechten und zur Linken merkte, daß dies nicht bei Allen der Fall war. „Ich frage demnach,“ fuhr er zu den Kirchenvorſtehern und Kaſtenherrn gewendet fort — „wollet Ihr Euch an dieſer Erklärung genügen laſſen, und die ganze Streitfrage für beendet und abgethan anſehn?“

Da erhob ſich Einer der Rathsherrn, Simon Gärtner, und ſprach: „Mit Nichten, hochedler Herr Syndicus! Wenn auch der Herr Coadjutor ſich hat rechtfertigen wollen, ſo genügt uns doch dieſe Erklärung nicht. Es läuft durch die ganze Stadt die Rede, daß der Herr Coadjutor mit jenen harten Worten Niemanden anders, als uns, die wir

Verwalter des Kirchenvermögens sind, könne gemeint haben. Wir sind an unsrer Ehre öffentlich angegriffen worden und können Solches nimmermehr dulden. Wenn der Herr Coadjutor wirklich uns nicht gemeint hat, und ihm es wirklich Leid thut, daß er so unbillige und ungerechte Worte geredet hat, so mag er Solches öffentlich vor der ganzen Gemeinde auf der Kanzel erklären und widerrufen. Geschieht Solches, so wollen wir die Sache für erledigt ansehen; wo nicht, so behalten wir uns weitere Klage und Forderung unseres Rechtes vor!"

Als nun jetzt der Syndicus gefragt hatte, ob die sämmtlichen Rathsherrn ebenfalls dieser Ansicht wären, und ein allgemeines, lautes Ja erfolgt war, erhob sich der Coadjutor und an der fliegenden Röthe seines Angesichts sah man, daß seine ganze Seele zitterte und eiferte. „Wenn Dem also ist," sprach er nun, „so protestire ich hiermit gegen alles weitere Gericht des Rathes. Geistliche Sachen gehören vor ein geistliches Gericht, und so wie ich Niemandem Unrecht und Gewalt anthue, so will ich auch nicht, daß mir Unrecht und Gewalt geschehe. Ich bitte demnach den Herren Syndicus, daß er meine angebrachten Worte, wenn ihm das Urtheil des hiesigen Ministerii nicht genügt, oder er dasselbe für partheiisch erachtet, an andere Kirchen schicke, um deren Urtheil einzuholen. Denn ich will lieber meines Dienstes beraubt sein, als

meine mit Fug und Recht vorgebrachten Worte widerrufen. Müßte ich doch fürchten, daß bei solcher Feindschaft gegen den Prediger mir noch viel Härteres und Uebleres bevorstände und würde es mich nicht wundern, wenn des Raths Gericht dafür sorgte, daß ich dem Herzoge von Wolfenbüttel in die Hände geriethe."

Auf diese Erklärung erfolgte von beiden Seiten lautes Murren, theils von Seiten der Geistlichen des Beifalls, theils von Seiten der Rathsherrn der äußersten Mißbilligung, und dasselbe wurde so laut, daß es in einen allgemeinen Wortkrieg auszubrechen drohte. Da erhob sich der Syndicus, streckte seine Hand gebietend vor sich hin und als es nun etwas ruhiger wurde, sprach er: Bei solcher Wendung der Dinge soll heute in dieser Sache kein Wort mehr gesprochen werden. Ich schließe die Versammlung und behalte mir vor, die sämmtlichen Anwesenden zu einer andern Zeit wieder anher zu berufen, wenn der gesammte Rath in Dem, was er zu thun beschließt, wird einig sein."

Während nun die Rathsherrn und die übrigen Geistlichen sich von ihren Sitzen erhoben, nahm der alte Senior M. Petri nochmals das Wort und sagte: „Hochedler Herr Syndicus, es mag sich nicht wohl geziemen, daß mit solchem Bescheide das ganze Ministerium entlassen wird. Bevor der hochedle Rath in dieser Sache weitere Schritte thut, wolle er eine kurze Zeit von etwa acht Tage ansetzen,

binnen welcher das Miniſterium unter ſich ſelbſt die Streitfrage behandeln wird. Ich verhoffe, daß, wenn Solches uns geſtattet wird, der ganze traurige Streit ſich noch friedlich löſen werde."

Der Syndicus ging erſt einige Augenblicke mit ſich zu Rathe; dann aber ſagte er: „Es kömmt Euch, ehrwürdiger Herr Senior, dieſer Gedanke wohl zu rechter Zeit. Es ſei demnach alſo! Der Rath wird in dieſer Sache keine weitern Schritte thun, bis das Miniſterium eine anderweite Erklärung wird abgegeben haben. Und ſomit ſchließe ich denn dieſe Verſammlung."

Und binnen wenig Minuten hatten alle Anweſenden das Conferenzzimmer verlaſſen.

Capitel 4.

Familienleben.

Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen iſt, in dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde iſt, alſo iſt ein tugendſames Weib eine Zierde in ihrem Hauſe.

Sir. 26. V. 21.

Frau Anna Arndt und ihre Pflegetochter Odilia Lüdecke ſaßen mit einander am Spinnrocken, und ließen durch ihre Hände die feinſten Fäden laufen, die eine weibliche Hand nur ſpinnen kann. Das trauliche Schnurren der Räder bildete eine Art muſikaliſcher Begleitung zu dem Zwiegeſpräche, das die Frauen mit einander führten; ein liebes Bild häuslicher Arbeitſamkeit und weiblicher Anmuth, wie ſolches ſchon die Schrift ſchildert, wenn ſie von einem tugendſamen Weibe redet: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie ſtrecket ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger faſſen die Spindel. Sie machet ſich

ſelbſt Decken und einen Rock und ihr Schmuck iſt, daß ſie reinlich und fleißig iſt. (Sprüchw. 31.)

Eine Schilderung weiblich-häuslicher Thätigkeit, die man heut zu Tage faſt nicht ohne Wehmuth betrachten kann! In unſerer Zeit, wo der Rocken ſo ziemlich ganz aus den Bürgerhäuſern verſchwunden iſt, und ſelbſt aus den Hütten der Landleute durch die Fabrikſpinnerei vertrieben wird, iſt derlei Arbeit freilich nicht mehr zu finden; vielleicht nur hier und da in den öffentlichen Strafarbeitsanſtalten. Unſere Zeit hat überhaupt das Eigenthümliche, daß ſie durch den Fortſchritt der Technik und Mechanik im Vereine mit der größern Kenntniß und Benutzung der Naturkräfte die alte, deutſche Häuslichkeit immer mehr unmöglich macht und untergräbt. Früher war jedes Bürgerhaus, mit wenigen Ausnahmen, eine abgeſchloſſene Werkſtätte, wo der Meiſter mit ſeinen Geſellen und Lehrlingen, zugleich mit Weib und Kindern eine Familie bildeten, die alle mit einander an einem Tiſche aßen und mit einander ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten und ſich in des Hauſes Ordnung fügten.

Jetzt iſt das freilich ganz anders! Viele Gewerke ſind aus den Werkſtätten im Hauſe in die Fabrikſäle übergegangen. Der Mann arbeitet in dieſer, die Frau in jener Fabrik, und die Kinder wohl gar in einer dritten. Das häusliche Zuſammenleben iſt auf dieſe Weiſe ganz zerriſſen; die

Kinder werden den Aeltern fremd, verdingen ſich ſobald als möglich an ihrer eignen Aeltern Tiſch und kündigen ſo früh als möglich den kindlichen Gehorſam auf. Wo kann in ſolchen Kindern Liebe zur Heimath, Liebe zum älterlichen Hauſe ſich bilden und halten! Muß nicht ſelbſt die ganze Erziehung darunter leiden, da die Aeltern durch ihre tägliche Abweſenheit allen Einfluß auf die ſittliche und religiöſe Entwicklung ihrer Kinder verlieren?

Da wohl in dieſer Beziehung ein Wiederaufbau häuslichen gemeinſamen Lebens und Wirkens ſobald nicht zu hoffen ſteht, ſo ſollte wenigſtens der Staat alle Mittel und Wege anwenden, um dieſe Gefahr und Schaden, welche die Kinder an Leib und Seele erleiden, und der auf ganze Geſchlechter ſich forterbt, möglichſt zu verhüten. Ein Land mag reich und mächtig ſein, wo die Fabriken blühen; aber ein Land wird immer arm ſein und noch ärmer werden, wo das häusliche Leben, wo die eigentliche Familiengemeinſchaft aufgelöſt iſt. Nur wo das häusliche Leben in ſeiner ſtillen Einfachheit wieder Platz greifet, da wird auch die öffentliche Wohlfahrt ſich wieder ſegensreich geſtalten.

Wenn dies nun allerdings auf jene Zeit, in welche dieſe Geſchichte fällt, und wo das häusliche Leben und Wirken noch ein gemeinſames war, in ſofern nicht zu paſſen ſcheint, als eben dieſe Geſchichte uns bisher den Beſtand und den Segen der öffentlichen Wohlfahrt nicht hat erkennen laſ-

ſen, ſo lag das freilich nur darin, daß damals die Herrſchſucht der Patricier in den größern Reichsſtädten, im Conflicte mit der Kirchengewalt, und die Unfruchtbarkeit der dürren, dogmatiſchen Predigtweiſe wieder auf eine andere Art den Segen bürgerlicher Häuslichkeit und ſtiller Glückſeligkeit hinwegnahm. Wenn nun in unſerer Zeit und in unſerm deutſchen Vaterlande derlei feudaliſtiſche Bedrückungen und blutige Kämpfe um die Oberherrſchaft zwiſchen Staat und Kirche wohl nicht gut mehr möglich ſind, und wir deshalb unſere Zeit gegen jene vor dritthalb hundert Jahren eine glückliche nennen können, ſo bleibt immer noch die Frage übrig: Warum könnten wir nicht Beides Gute haben? Schließt das eine das andere aus? Gewiß nicht! Nun, der Herr gebe auch in dieſer Beziehung eine beſſere Zukunft! —

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu Frau Anna Arndt und Jungfrau Odilia zurück. Beide wurden in ihrer Arbeit durch ein leiſes Klopfen an der Thüre geſtört. Auf das „Herein“ der Hausfrau trat Nebelthau, der junge Arzt, ins Zimmer. „Ihr ſeid allein?“ fragte er mit anſcheinender Verwunderung.

„Mein lieber Herr,“ antwortete die Hausfrau, „iſt in der Behauſung des Herrn Senior, wo das ganze Miniſterium verſammelt iſt. Ich hoffe jedoch, daß er bald zurückkehren wird. Wollt Ihr nicht Platz nehmen, Herr Doktor?“

„O gern," ſagte dieſer, „wenn mir es vergönnt iſt, zu bleiben. Auch kann ich der lieben Jungfrau Odilia heute eine beſſere Nachricht von ihrem armen Vater bringen. Der edle Herr von der Schulenburg hat es durch ſein Fürwort dahin gebracht, daß Herr Lübecke des Tages einige Stunden ſeinen Kerker verlaſſen und im freien Hofraume ſich bewegen kann; auch hat der Gefangenwärter ſich ohne große Mühe, da ein paar Gulden oft Wunder wirken, bereitwillig finden laſſen, dem armen Gefangenen wöchentlich einige Male eine beſſere, kräftigere Koſt zu verabreichen. Dies hat in den wenigen Tagen auf den Herrn Bürgermeiſter ſchon einen ſo guten Einfluß gehabt, daß derſelbe zuſehends an Kraft und Geſundheit zunimmt."

„Ach, mein guter Gott, wie danke ich dir!" rief Odilia aus und weinte vor Freude. „Dies eine Gebet hat alſo der gute himmliſche Vater erhöret; ach vielleicht hat ſeine Gnade auch beſchloſſen, ein anderes tägliches Gebet zu erhören, nämlich daß mein armer Vater wieder freigegeben werde."

„Ich mag Deine Hoffnung nicht zu Schanden machen, mein Kind," ſagte Frau Anna. „Aber ich erachte es für meine Pflicht, Deine Hoffnung zu mäßigen. So bald nämlich wird Dein armer Vater wohl nicht frei werden, wie wohl Gott allmächtig und allgütig iſt und er in einem Augenblicke Alles ändern kann. Aber die böſe, blutige Zeit iſt mit ihren Gräueln in noch zu friſchem Andenken,

als daß die Herrn des Raths sich schon zur Milde sollten bestimmen lassen. Dazu kommt, daß leider Gottes der kaum hergestellte Friede wieder gestört zu werden scheint. In der ganzen Stadt herrscht auf's Neue große Aufregung bald gegen den Rath, bald gegen die Geistlichen. Gott mag wissen, wohin das noch führt. Nur möge mich der gnädige Gott, das ist mein tägliches Gebet, behüten, zum zweiten Male solche Gräuelscenen zu erleben."

„Ihr wißt, werthe Frau," sagte der junge Mann, „daß ich erst vor wenig Monden von Bremen hierher gekommen und noch ziemlich fremd bin. Wäre es Euch vielleicht gefällig, mir über die vergangene schreckliche Zeit, von der aller Orten so viel geredet wird, und besonders über Obiliens Vater, einigen Aufschluß zu geben?"

„So weit ich unwissendes Weib Solches vermag, recht gern," antwortete die Hausfrau. „Schon als wir vor sechs Jahren von Quedlinburg hierher zogen, und mein theurer Herr allhier Ruhe zu finden hoffte, gegen die mannigfachen Leiden, die er dort erfahren hatte, fand er sich bitter in seiner Hoffnung getäuscht. Wir fanden die ganze Stadt in großer Aufregung; theils weil der Herzog in Wolfenbüttel dieselbe immer mit Belagerung bedrohte, theils auch und besonders wegen der Unruhe unter den Bürgern. Die Hauptleute der Bürgerschaft nämlich, und ganz besonders ihr Wortführer, der Obergerichts-Procurator Henning

Braband, hatten durch mancherlei Mittel und Wege den Rath der Stadt zu nöthigen gewußt, einen schriftlichen Vertrag mit der Bürgerschaft einzugehen, in welchem allerdings die Rechte des Rathes und der vornehmen Geschlechter der Stadt sehr geschmälert, dagegen die Rechte der Hauptleute eben so sehr erhöht worden waren. Weil aber die Bürgerschaft auf der Seite ihrer Hauptleute stand, so mußte der Rath Solches freilich dulden, obwohl er heimlich Alles daran setzte, um den Receß, so hieß der schriftliche Vergleich, wieder umzuwerfen. Auch erscheint es sehr natürlich, daß der Rath und sämmtliche Rathsverwandte einen bittern Groll gegen die Hauptleute und gegen den armen Braband insbesondere faßten, und nur auf eine Gelegenheit warteten, ihnen denselben fühlen zu lassen. Nun traf es sich leider, daß die Hauptleute sich eines jungen Bürgers, Namens Schmidt, der mehrerer Verbrechen angeklagt und deshalb zum Tode verurtheilt worden war, annahmen und ihn mit Gewalt aus seinem Gefängnisse befreiten. Dawider eiferten nun die Prediger auf ihren Kanzeln und beschuldigten die Hauptleute, daß sie sich eines offenbaren Meuterers angenommen hätten und nicht wüßten, wie man sich gegen seine ordentliche Obrigkeit zu betragen habe. Und nun brach der Aufruhr offen aus zwischen den Hauptleuten und den Predigern, und die Bürgerschaft theilte sich auch in Partheien und der Rath selbst hielt es

zum größten Theile mit den Predigern. Die Prediger thaten nun die Hauptleute völlig in den Kirchenbann, schlossen sie vom heiligen Abendmahle aus, ließen sie nicht als Taufzeugen zu und verlangten von ihnen öffentliche Kirchenbuße."

„Erlaubt mir, daß ich Euch unterbreche," sagte hier Nebelthau. — „Ihr saget: die Prediger thaten das; waren es alle? That es Herr Arndt auch mit?"

„Nein," antwortete die Hausfrau. „Gott sei Dank, daß ich das sagen kann. Mein lieber Herr Johannes hat in seinen Predigten nicht mit einem einzigen Worte die Hauptleute gescholten, sondern allezeit zum Frieden ermahnt, obschon er jederzeit zum schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnte. Die heftigsten Gegner der Hauptleute waren besonders der Coadjutor Kaufmann, der Senior Petri und die beiden Prediger zu St. Catharina, Wagner und Hildebrandt. Die Hauptleute verlangten nun vom Rathe, er solle die Geistlichen dazu nöthigen, den Kirchenbann aufzuheben, aber der Rath, der gegen die Hauptleute so sehr erbittert war, erklärte, er habe keine Macht, den Predigern in ihr Amt zu greifen und könnte solches Begehren nicht erfüllen. Nun gab es auch unter den Bürgern Viele, welche, so heißt es, eine förmliche Verschwörung gegen den Rath und gegen die Prediger anzettelten und mit Gewalt gegen sie auftreten wollten. Aber das wurde dem Rathe

verrathen und zu gleicher Zeit traten einige Gemeinden, welche es zuvor mit den Hauptleuten gehalten hatten, auf des Raths Seite über, und boten ihren Beistand an, wenn er gegen die Verschworenen einschreiten wollte. Und dies geschah auch. Es war am dritten September vorigen Jahres, daß die Hauptleute in Arend Bierschwale's Hause an der langen Brücke, wo sie versammelt waren, von den Bürgern, die auf des Raths Seite standen, überfallen und gefangen genommen wurden. Henning Braband und einige Andere entkamen zwar durch die Flucht, allein weil Braband beim Ueberspringen der Stadtmauer ein Bein zerbrach, und nicht weiter flüchten konnte, als bis auf den Broizener Anger, geschah es, daß Einer ihn zufällig in seinem Verstecke unter dem Buschwerke entdeckte und ihn gegen hundert Gulden Belohnung an den Rath auslieferte."

„Pfui der Schmach!" rief Nebelthau aus.

„Ja wohl, habt Ihr Recht, lieber Herr," sagte die Hausfrau. „Er war seines Handwerks ein Leinweber, der diesen Verrath übte, aber die hundert Gulden werden ihm wohl zeitlebens auf dem Gewissen brennen. Denn nun begann der Rath sein Rache- und Strafgericht. Braband wurde auf das Grausamste hingerichtet, so daß ich es nicht vermag, es Euch zu erzählen, soll mir das Herz nicht brechen. Dies entsetzliche, schandbare Strafgericht traf nun auch Viele aus dem Rathe selbst,

welche es mehr oder weniger mit den Hauptleuten gehalten, oder wenigſtens ſich ihrer angenommen hatten. So wurde der alte Cämmerer Zacharias Dröſemann ſo lange auf der Folterbank gepeinigt, bis er vor übergroßen Schmerzen ſtarb; dem zweiten Cämmerer, Aegidius Spitzer, wurden erſt zwei Finger und dann der Kopf abgeſchlagen. Der Rathsherr Heinrich Wittekopf, ein alter grauer Mann, welcher aus Gewohnheit Alles, was ſich in der Stadt zutrug, nebſt Dem, was ihm wohl oder übel däuchte, in ſeinem Calender aufzeichnete, wurde auch vor die Herren des Raths gefordert, mußte ſich ſelbſt ſieben Mal auf den Mund ſchlagen, Abbitte leiſten und wurde hierauf in's Gefängniß geworfen, wo er jetzt noch ſitzt."

„Und Odiliens Vater?" fragte Nebelthau mit klopfendem Herzen, während die Tochter ſelbſt mit ſtillen Thränen bisher der ganzen Erzählung zugehört hatte.

„Der arme Bürgermeiſter Simon Lübecke," — fuhr nun Frau Arndt fort, „dem man nichts weiter vorwerfen konnte, als daß er einige Male in des Raths Sitzung ein mildes Wort für die Hauptleute geſprochen habe, ward zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Doch hoffe ich auch mit der armen Odilia zu Gott, daß er der Menſchen Herzen noch rühren, und den alten braven Mann wieder in Freiheit ſetzen werde."

Als Frau Anna hier ſchloß, zog Nebelthau

tiefen Athem aus ſeiner klopfenden Bruſt, während ſeine Adern an Stirn und Händen fieberiſch aufſchwollen. Dann wandte er ſich zu Odilia und ſagte: „Edle Jungfrau, Ihr ſollt nur noch eine kurze Zeit weinen! — Faſſet Muth und Geduld — Euer Vater wird und muß frei werden.“

„Um Gotteswillen,“ rief die Hausfrau ängſtlich aus, — „was wollt Ihr thun? Greifet nicht in Gottes Gericht und Wege! Wir haben nichts, als Gebet, — aber der Herr im Himmel hat ja geſagt: „Rufe mich an in der Zeit der Noth, ſo will ich dich erretten, und du ſollſt mich preiſen.“ Ich bitte Euch inſtändigſt, Herr Nebelthau, ſinnet auf keine Gewalt. Es könnte leicht noch ſchlimmer werden, als es ſchon iſt.“

„Beruhigt Euch, werthe Frau,“ entgegnete der junge Mann. „Noch weiß ich ſelbſt nicht, was geſchehen kann. Aber das weiß ich, daß ich kein rechtliches Mittel verſäumen werde, es zur Befreiung von Odiliens Vater anzuwenden. Will es Gott, ſo wird er mir Mittel und Wege zeigen, und meines Herzens Gedanken regieren.“

Hier wurden Schritte im Vorhauſe laut, und bald darauf trat Johannes Arndt ins Zimmer. „Nun, mein lieber Herr,“ rief ihm die Hausfrau entgegen, „bringet Ihr gute Nachrichten mit?“

„Ja und Nein,“ antwortete dieſer, indem er zugleich den Gaſt freundlich willkommen hieß. „Ich kenne für einen Prediger des Evangeliums nichts

Schmerzlicheres, als wenn er mit seinem Worte, statt Frieden, Eintracht und Gnade bei Gott zu wirken, nur Zank und Streit und Aufruhr anrichtet."

„Aber, ehrwürdiger Herr," warf Nebelthau ein, „hat denn unser Heiland nicht selber gesagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert?"

„Allerdings wohl," antwortete Arndt. „Doch würdet Ihr diesen Ausspruch unsers Herrn wohl nicht richtig verstehen, wenn Ihr denselben so deutetet, daß es unsers Herrn Wille und Absicht, daß es die eigentliche Bestimmung des Evangelii sei, Zwietracht und blutige Kriege zu erregen. Der Herr wußte wohl, daß das Evangelium, dessen Verkündigung er den Jüngern übertrug, überall Feinde und Widersacher finden, und daß man die Lehrer und Bekenner desselben verfolgen werde, und daß sogar die nächsten Freunde wider einander sein würden. Aber von welchem Lande und Volke redet er Solches? Doch nur von Juden und Heiden! Wo das Evangelium als die erste Kunde von dem Gnadenrath Gottes in das starre, herz- und glaubenslose Judenthum und in die zügellose Weltlust heidnischen Götzendienstes eintreten wird, da wird es allerdings die Herzen aufregen und theilen und die Feinde des Kreuzes Christi bis zur blutigsten Verfolgung der Bekenner des Herrn treiben. Aber wenn mitten in einem christlichen Volke, wo das

Evangelium auf des Raths Gerichtstische, wie auf Kanzel und Altar und in allen Häusern als oberstes Gesetzbuch gilt, wo es doch eigentlich nicht eine einzige Seele geben dürfte, die nicht wisse, wie theuer sie erkauft worden ist, wenn mitten in der Christenheit die Predigt des Evangeliums statt Frieden mit Gott, nur Unfrieden bringt, dann ist die Amtsfreudigkeit des Predigers dahin und der Segen hinweggenommen. Das macht, die armen Leute haben weder ihr eigenes Herz noch die seligmachende Kraft des Glaubens recht erkannt. Die Gelehrten wähnen, es ergriffen zu haben, wenn sie mit großer Wissenschaft und eitler Wortkunst aus den Bausteinen des Evangeliums einen zierlichen Thurm aufbauen, und mit Winkelmaas und Bleiwage alle Säulen und Ecken und Altane bis auf's Härlein abmessen; und die Ungelehrten, das christliche Volk will mit dem äußeren Gottesdienst Alles abthun, hat weder Buße noch Glauben und demnach auch keine Furcht vor Gott und keine Liebe zu den Brüdern. Sie bauen einen schönen Tempel für's Auge; aber das Herz, welches allein der rechte Tempel des heiligen Geistes sein soll, bleibt wüst und leer!"

„Wenn Ihr, mein lieber Johannes," sagte die Hausfrau, „jetzt wo Ihr aus dem Colloquio mit Euren Amtsbrüdern zurückkehrt, solche Wahrheit erkannt und erfahren habt, so mag wohl die Streitsache mit dem Herrn Coadjutor, welche in allen

Häusern der Stadt die Gemüther aufregt, kein recht friedliches Ende genommen haben."

„Ich habe allerdings nicht viel Hoffnung eines guten Erfolges," fuhr Arndt fort. „Unser ehrwürdiger Senior trug die Sache mit vieler Freundlichkeit und amtsbrüderlicher Liebe vor, aber der Herr Coadjutor zeigte sich sehr entrüstet und wollte die Sache auf's Aeußerste treiben. Zuletzt erklärte er sogar, daß er des Predigens herzlich müde sei und mit den Seinigen ein Privatleben führen wolle!"

„Ach, man könnte ihn wohl nicht darum tadeln, wenn er's thäte!" rief Frau Anna aus.

„Das mag doch wohl nicht Dein Ernst sein!" sagte Arndt bedeutsam. „Ein Prediger des Evangeliums darf nicht so leicht amts- und kreuzesflüchtig werden, wenn er auf Grund des Wortes Gottes steht. Denn so wenig der Prediger sich und seine Predigt aufdringen darf, gemäß dem Befehle des Herrn: „Wo euch Jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt den Staub von euern Füßen!" — so wenig soll er auch sich fürchten vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten."

„Aber, warf die Hausfrau von Neuem ein,—„der arme Herr Coadjutor soll doch Seiten des Raths und der Rathsverwandten viel Beleidigung erfahren haben, und deshalb ein schweres Kreuz tragen."

„Das liebe Kreuz unſeres Herrn muß ſich doch vielfach verwenden laſſen!“ ſagte Arndt mit ſchmerzlichem Lächeln. „Gerade aus dem Kreuze lernen wir, daß uns Niemand beleidigen kann, wenn wir uns nicht ſelber beleidigen durch Ungeduld oder Zorn. Du irreſt Dich, mein gutes Weib, wenn Du meineſt, Du ſeieſt von Dieſem oder Jenem beleidigt. Denn wie kann Dich anderer Leute Spott oder Verachtung oder Verleumdung, oder Anklage beleidigen, wenn Du in der Stille ruhig und geduldig bleibſt? Glaube mir, die ganze Welt kann Dich nicht beleidigen, wenn Du nur alle Ungeduld und allen Gram von Deinem Herzen fern hältſt.“

„Aber, mein lieber Herr,“ fragte die Frau, „kann auch der Prediger, der doch frei und öffentlich reden muß, ſich von Beleidigung frei halten?“

„Ganz gewiß,“ antwortete Arndt. „Grade der Prediger muß an ſich ſelber die Kraft des Wortes in ſolchem Maße erreichen, daß ihm aller Welt Feindſchaft nicht zur Ungeduld und zum Zorne treibt. Auch iſt's dem Prediger ſelber zuweilen gut, daß ihn die Feindſchaft der Welt ein wenig durchſchüttert und ſeine Gedanken und Sinne, ſeine Gelübde und Pflichten einmal zu gegenſeitiger Rechenſchaft fordert. Das Schütteln und Rütteln ſäubert; der Säemann legt ja den Waizen aus keiner andern Urſache in's Sieb, als daß er denſelben durch's Rütteln reinigen will von Staub

und ſonſtigem Schmuze. Wenn nun der Chriſt, und namentlich der chriſtliche Prediger auf dem Siebe der Trübſal etwas hin und her geworfen wird, kann's ihm auch nur nütze ſein. Denn Gott züchtiget uns nur zu unſerm Nutzen, auf daß wir ſeine Heiligung erlangen. Hänget ein Gewicht an die Uhr, ſo wird ſie deſto leichter gehen und eine Stunde nach der andern richtig halten. Dem rechten Chriſten iſt deshalb die Laſt nicht hinderlich; er wird vielmehr dadurch nur aufgemuntert, deſto friſcher und pünktlicher in ſeinem Chriſtenthum fortzugehen."

„An ſolchem Kreuz-Gewicht hat es Euch allerdings nicht gefehlt!" ſagte die Hausfrau.

„Ja" ſetzte Arndt hinzu, „es iſt mir lieb, daß der Herr mich gedemüthigt hat, daß ich ſeine Rechte kennen lernte. Doch Odilia, mein liebes Kind, wie geht es Dir? Iſt Dein Kleinmuth noch nicht völlig beſiegt."

„Der Herr wird mir wohl helfen" antwortete das Mädchen. „Er hat ja geſagt, daß er das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöſchen will."

„Ja gewiß, meine Tochter," verſicherte der Pflegevater. „Siehe die aufgehende Sonne an! Sie ſteht nicht ſofort in ihrem vollen Glanze, in ihrer vollen Kraft und Wärme am Himmel, ſondern wie das Licht des Tages, das ſie uns bringt, wächſet und zunimmt, ſo wird die Sonne ſelber glanzreicher und wirket von Stunde zu Stunde

mächtiger. So ist es auch mit der aufgehenden Glaubenssonne in Deinem Herzen. Es kann sich von Anfange nicht sogleich aller Glanz und alle Kraft des Glaubens zeigen; es muß noch mancher Kleinmuth aufkommen und herrschen wollen; aber je mehr es Tag in Deiner Seele wird, desto merklicher wirst Du das Wachsthum der Kraft und des Trostes empfinden. Die Kraft wächst mit dem Tage, die Wärme nimmt zu mit dem Lichte. Nur wo es finster ist, ist es auch kalt. Hat Dir Herr Nebelthau vielleicht bessere Nachrichten von Deinem armen Vater gebracht?"

„Gott sei Dank, daß ich es konnte," antwortete der junge Mann, als er sah, daß Odilia einen flüchtigen Blick auf ihn warf. „Ich habe es besonders den menschenfreundlichen Bemühungen des Herrn von der Schulenburg zu verdanken, daß meine Bitte um gelindere Haft endlich Eingang gefunden hat."

„Ein alter, erfahrener Soldat," sagte Arndt lächelnd, „weiß immer die geschicktesten Streiche zu führen und den Feind auf der schwächsten Seite anzugreifen. Uns Predigern wird dies freilich nicht so leicht, da wir das Gegentheil zu thun haben."

„Wie meint Ihr das, ehrwürdiger Herr?" fragte Nebelthau.

„Nun," antwortete Arndt, „des Menschen stärkste Seite, nämlich die meiste Kraft, mit welcher er Widerstand leistet, ist seine Selbstsucht,

seine Hoffart, nach welcher er sich für besser hält, als er ist, und also der Besserung nicht zu bedürfen wähnt. Da nun aber Buße und Besserung völlig unmöglich ist, bevor nicht alle Selbsttäuschung hinweggenommen ist, so muß der Prediger allerdings diese stärkste Seite des Menschen angreifen und leider allzuoft ohne Erfolg. Mir steht dabei immer das Bild einer Waage vor der Seele; in der einen Schaale liegt die Eigenliebe, in der andern die Gottesliebe; die Gottesliebe kann nur dann das Uebergewicht erhalten, wenn die Eigenliebe abnimmt. Denn der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein."

„Habt Ihr vielleicht noch ein Stündlein Zeit?" fragte nach einer kleinen Pause Arndt den jungen Arzt.

„O ja" antwortete dieser. „Um in Eurer Nähe sein zu können, ehrwürdiger Herr, könnte ich jedes Opfer bringen! Ihr seid mir, wie der Sonnenzeiger; erst durch Euch lerne ich das Licht der Wahrheit kennen."

„Thut mir nicht zu viel Ehre an" entgegnete der Pfarrer. „Wenn ich gerade von mir auch nicht sagen mag, was Sanct Paulus von den Kindern dieser Welt sagt, nämlich sie haben den Schein eines gottseligen Lebens, aber seine Kraft verleugnen sie, so mangelt mir, als einem Sonnenzeiger, wie Ihr mich nennt, doch oft auch gerade das

Beſte, nämlich gerade der Sonnenſtrahl ſelber, der mich erleuchtet, ohne welchen auch der beſte Sonnenzeiger ein eitles, unnützes Ding iſt. Doch, wenn Ihr es Euch noch ein Stündchen mit mir gefallen laſſen wollt, ſo kommt mit in mein Laboratorium. Habe ich doch heute ein ganz beſonderes Verlangen nach den blauen Flammen im Schmelztiegel!“

Und ſo gingen die beiden Männer in das ſchwarzgeräucherte Kämmerlein und überließen die beiden Frauen ihrem Zwiegeſpräche.

Capitel 5.

Das Gericht.

Ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir doch nichts anhaben, denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich rette, ſpricht der Herr. Und will dich auch retten aus der Hand der Böſen, und erlöſen aus der Hand der Tyrannen.

Jerem. 15. V. 20. 21.

Vierzehn Tage nach jener Verhandlung zwiſchen dem Rath und der Geiſtlichkeit, am 16. Auguſt (1605) finden wir im genannten Zimmer des Neuſtadt-Rathhauſes genau dieſelben Männer wieder verſammelt. Wer ſich darauf verſtand, der Menſchen Gedanken aus ihren Mienen zu ergründen, hätte leicht ſehen können, daß heute ein anderer Geiſt die Gemüther beherrſche. Die Herren des Rathes trugen Alle eine ernſte, von Bewußtſein der Macht zeugende Amtsmiene zur Schau, während die Geiſtlichen ein vielfach getheiltes Bild des Seelenzuſtandes zeigten, das bald eben ſo veſte Entſchloſſenheit, bald auch Schmerz und Betrüb-

niß erkennen ließ. Auch war es bemerkenswerth, daß die beiden ſtreitenden Partheien vor Beginn der Sitzung wenig Neigung zeigten, ſich mit einander zu unterhalten, ſondern daß ſie, wie in zwei kriegführende Heere geſchieden, nur unter einander über die rechte Kriegstaktik zu verhandeln ſchienen. Nur Einer der Geiſtlichen machte hiervon eine Ausnahme; er ſtand, von beiden Partheien abgeſondert, an einen Tiſch unweit des Einganges in den Saal gelehnt, und blickte träumeriſch ſinnend vor ſich hin, bis das zum Einnehmen der Plätze auffordernde Wort des Syndicus auch ihn aus ſeinen ſtillen Betrachtungen riß, und er, als der Jüngſte im braunſchweigiſchen Miniſterio, den unterſten Platz in der langen Reihe einnahm.

„Es wird," ſo begann nun der Syndicus, Dr. Röerhand, „Jedermann noch erinnerlich ſein, mit welchem Beſchluſſe wir in der Sache des Herrn Coadjutor M. Kaufmann heute vor vierzehn Tagen unſere Verhandlung geſchloſſen haben. Der geſammte Rath dieſer Stadt, völlig vertrauend auf ſeine gerechte und billige Anforderung an das Predigtamt, würde dem ausgeſprochenen Verlangen, die Streitfrage an andere Kirchen zur Entſcheidung zu ſchicken, gern ein Genüge gethan haben, hätte nicht der Vorſchlag des Herrn Seniors des Miniſterii, M. Petri, vorher noch einmal im amtsbrüderlichen Colloquio die Sache zu behandeln, den Rath daran gehindert. Bevor nun irgend etwas Weiteres

geſchehen kann, wird nun zunächſt der erwähnte Herr Senior Mittheilung über den Erfolg des Colloquii machen."

Jetzt erhob ſich der alte Senior und ſprach: „das geſammte Miniſterium iſt am ſiebenten dieſes Monats zuſammengekommen, um die Anklage gegen Einen aus unſerer Mitte des Näheren zu beleuchten. Wir haben dies Colloquium unter Gebet zu Gott eröffnet, daß er uns erleuchtete Augen des Verſtändniſſes geben und Alles zum Frieden und zum Heile ſeiner Kirche hinausführen möge. Wir haben dann einmüthig erkannt, daß die Sache unſers Herrn Coadjutors unſere eigene, des geſammten Miniſterii, Sache ſei, und zwar nicht blos aus amtsbrüderlicher Schuldigkeit, nach welcher es uns geziemt, Einer den Andern zu ſchützen und nach den Worten der Schrift: So ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit, und ſo ein Glied wird herrlich gehalten, ſo freuen ſich alle Glieder mit" — ſondern weit mehr noch aus einhelliger Ueberzeugung, daß hier nicht allein die Perſon, ſondern auch das ganze Amt eines Predigers betrachtet werden muß. Es handelt ſich allerdings um nichts Geringeres, als um die Freiheit und die Schlüſſelgewalt der Kirche, es handelt ſich um die Selbſtſtändigkeit des Predigtamtes, um die Beſchränkung oder Aufrechthaltung der kirchlichen Strafgewalt. Wir haben einmüthig erkannt, daß wir in ſolchen Stücken nicht eines Nagels Breite

von dem Rechte laſſen können, welches der Herr ſelbſt in den Worten: Was ihr auf Erden löſet, ſoll auch im Himmel los ſein, und was ihr auf Erden bindet, ſoll auch im Himmel gebunden ſein," den Verkündigern des Evangeliums zugeſprochen hat. Doch haben wir auch einmüthig die zuverſichtliche Hoffnung ausgeſprochen, daß Ein Edler Rath dieſer Stadt die Strafgewalt der Kirche ſelbſt nicht gefährden, ſondern nur dahin wirken wolle, daß dieſelbe mit allem Grunde des Rechts, der Wahrheit und der brüderlichen Liebe ausgeübt werde. In ſolchem Maße hat allerdings das Miniſterium dem Herrn Coadjutor an's Herz gelegt, wie er in den fraglichen Ausdrücken wohl etwas zu hart möchte verfahren ſein, und wie es zu wünſchen ſtehe, daß derlei hinfort nicht mehr geſchehe. Mag ich es auch nicht bergen, daß der Herr Coadjutor dieſem amtsbrüderlichen Rathe anfangs inſofern entgegen war, als er ſich von jeder Abſicht, mit ſeinen Worten unſchuldige und redliche Leute zu beleidigen, völlig frei ſprechen konnte und derſelbe ſogar ſich erbot, ſein Amt niederzulegen, ſo iſt es doch dem Miniſterio gelungen, die ſchlummernden Friedensgedanken aufzuwecken, und namentlich kann ich es nicht verſchweigen, daß beſonders die freundliche Zuſprache des jüngſten Gliedes unſers Miniſterii, des Pfarrers Johannes Arndt, unſern ehrwürdigen und geliebten Herrn Coadjutor dafür gewonnen hat. Derſelbe hat demnach erklärt:

daß, obgleich er in der Predigt über den ungerechten Haushalter, wie in allen seinen andern Predigten die Sünde nur im Allgemeinen gestrafet, nicht aber einzelne und bestimmte Personen damit gemeint habe, er also, wie wir es zu nennen pflegen, in thesi geblieben und nicht ad hypothesin gekommen sei, er gern verspreche, hinführo seine Predigten so einzurichten, und in seinem Amt sich so zu bezeigen, daß er es vor Gott, vor der Kirche und vor dieser Stadt verantworten wolle. Dies ist der Ausgang unsers Colloquii, welchen ich amts- und wahrheitsgetreu berichtet habe und von welchem ich im Namen des Ministerii wünsche, daß derselbe die gestörte Eintracht bei allen Theilen wieder herstellen möge!"

Als der Senior hier geendet und seinen Platz wieder eingenommen hatte, herrschte eine Zeit lang ein tiefes Schweigen in der ganzen Versammlung, das aber keineswegs einen günstigen Erfolg zu versprechen schien. Die finstern Amtsmienen der Herrn des Raths und besonders der Kirchenvorsteher und Kastenherrn, wollten sich nicht aufklären, und selbst der Syndicus ließ an seinen unstäten Blicken keineswegs eine Befriedigung seiner Erwartungen erkennen.

„Wenn gleich," hob derselbe jetzt an, „der so eben uns mitgetheilte Erfolg des Colloquii im Ganzen kein anderer ist, als welcher schon heute vor vierzehn Tagen gewonnen war, so würde es

doch unchristlich sein, diesen ersten Schritt zur Wiederherstellung der Eintracht zurückzuweisen. Demnach frage ich zunächst die Kirchenvorsteher und Kastenherrn, ob sie mit dieser Erklärung völlig zufrieden gestellt sind."

Da trat der Sprecher der Kastenherrn, Simon Gärtner, auf und sagte: „Wenn der Herr Coadjutor wirklich und in keiner Weise unserer Ehre hat zu nahe treten wollen, so möge er dies am selben Orte erklären, wo der Anstoß dazu gegeben worden ist, nämlich vor der versammelten Gemeinde, auf dem Predigtstuhle. Geschieht Solches, so möge um der Eintracht willen Alles vergeben und vergessen sein!"

Dies Wort machte keinen freundlichen Eindruck auf die Hauptperson bei dieser Verhandlung, den Coadjutor. Mit allen Zeichen seines bitter erregten Gemüthes entgegnete er: „Obwohl es christlich ist, Beleidigungen zu vergeben, so ist dies doch nur da anzuwenden, wo Beleidigungen stattgefunden haben. Und da ich zu zweien Malen erklärt habe, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, ehrliche und unbescholtene Leute an ihrem guten Namen zu beleidigen, so kann ich von denselben auch die Vergebung einer blos angedichteten Schuld nicht annehmen, und eben so wenig mich dazu verstehen, öffentlich zu widerrufen, was eines Widerrufs nicht bedarf. Ich habe Alles gethan, was meines Amtes war; ich hätte leichthin vermocht,

mein gutes Recht noch mit andern Gründen zu vertheidigen, aber ich gedenke an den Spruch des Propheten Amos: der Kluge muß zur selbigen Zeit schweigen, denn es ist eine böse Zeit."

Wie ein glühender Brand fuhr dies Wort in die versammelten Rathsherrn, und eine allgemeine, fast überlaute Unruhe durchlief die ganze Reihe.

„Es kann," sprach der Syndicus mit Eifer und Verdruß, „weder Ein Edler Rath noch auch die Kastenherrn mit solcher Antwort zufrieden sein. Ich muß meine größte Verwunderung aussprechen, daß der Herr Coadjutor wider alles Vermuthen sich solcher Entschuldigung bedient hat, wodurch er seine ohnedies böse Sache noch schlimmer gemacht hat. Der Spruch aus dem Propheten Amos handelt, wenn ich nicht irre, von wirklich ungerechten und gottlosen Leuten, welche eben die böse Zeit herbeigeführt haben. Doch um sicher zu gehen, möge der Herr Secretär die betreffende Stelle im Zusammenhange lesen."

Der Secretär, Heinrich von Vecheld, ergriff die vor dem Syndicus liegende große Bibel, schlug sie auf und sprach: „Das angezogene Wort stehet im fünften Capitel in dem dreizehnten Verse, und die die drei vorhergehenden Verse lauten also: „Sie sind Dem gram, der sie im Thore strafet und haben Den für einen Gräuel, der heilsam lehret. Darum, weil ihr die Armen unterdrücket, und

nehmt das Korn mit großen Lasten von ihnen, so sollt ihr in den Häusern nicht wohnen, die ihr von Werkstücken gebaut habt und den Wein nicht trinken, den ihr in den feinen Weinbergen gepflanzt habt. Denn ich weiß euer Uebertreten, dessen viel ist, und eure Sünden, die stark sind, wie ihr die Gerechten dränget, und Blutgeld nehmet und die Armen im Thore unterdrücket. Drum, so schließt es nun, muß der Kluge zur selbigen Zeit schweigen, denn es ist eine böse Zeit."

Als der Secretär hier die aufgeschlagene Bibel vor den Syndicus hinlegte, vermochte derselbe das Murren des Unwillens und die drohenden Ausbrüche des beleidigten Ehr- und Amtsgefühls kaum zu dämpfen. Von Mund zu Mund gingen laute Ausdrücke des Zorns, und wäre es nicht eine Versammlung vornehmer Rathsherrn gewesen, in welchen allen so edles Patricierblut floß, so hätte man fast fürchten können, daß sie von Zornesmurren zu Zornesthaten übergehen möchten. Der Syndicus selbst, der, — das merkte man ihm an — die noch vor vierzehn Tagen gerühmte Privatfreundschaft heute dem Coadjutor nicht ferner zu erweisen gesonnen war, schien für den Augenblick unschlüssig zu sein, wie er am Besten den Aufruhr stille. Da kam ihm aber ein Mann zu Hülfe, dessen besonderes Amt es zu sein schien, die erhitzten Gemüther zu dämpfen. Johannes Arndt stand von seinem Platze auf, erhob seine rechte Hand

und ſandte einen ſtummen, aber ausdrucksvoll bittenden Blick in die Reihe der tumultuirenden Rathsherrn. Als der Syndicus dies ſah, gebot auch er Ruhe, und forderte den Pfarrer zum Sprechen auf. —

„Edle, liebe Herrn!“ begann nun Arndt. „Obgleich es allerdings nicht zu leugnen iſt, daß der Spruch aus dem Amos den Ungerechten in Israel gilt und der Prophet ſagen will, daß der Beſſere im Volke wegen der Uebermacht der Ungerechten faſt nicht zum Worte kommen kann und ſchweigen müſſe, ſo würde es doch unbillig ſein, dem Herrn Coadjutor die Abſicht beizumeſſen, als habe er die damaligen Verhältniſſe unter den Iſraeliten auch auf den gegenwärtigen Fall anwenden wollen. Bei ſolchen allgemeinen Sprüchen der Schrift iſt es ſelten oder nie der Zuſammenhang, ſondern der eigentliche Inhalt des Spruches ſelbſt, der ein Urtheil abgeben ſoll. Nun wird mir doch wohl das ehrwürdige Miniſterium beſtimmen, wenn ich das Verſtändniß des genannten Spruches dahin angebe: Man darf nicht predigen, es will's Niemand hören, noch leiden! Wie Solches auch unſrer theurer Luther erklärt hat. Nun liegt darin keine beſtimmte Hinweiſung auf einzelne Perſonen, ſondern nur die allgemeine Wahrheit, daß das Wort Gottes auf gar vielfache Hinderniſſe ſtoße. Und wer unter uns möchte dieſe alte Erfahrung ableugnen!“

„Ich will und mag es auch nicht thun,“ ſetzte

hier ſchnell M. Denecke mit zweifelhaftem Lächeln hinzu, „da ich mir nicht anmaße, die Auslegung der Schrift geſchickter und liebreicher zu machen, als mein theurer Herr College Arndt. Indeß ſcheint es mir doch, als ob derſelbe nur entſchuldigt habe, da, wo er rechtfertigen ſollte. Ich ſage, es iſt auch jetzt in Wahrheit eine böſe Zeit, und eine viel böſere liegt nur einige Monde hinter uns. Wenn ſich ein Theil der Gemeinde gegen die göttliche Ordnung der Kirchengewalt auflehnt, und Ein Edler Rath Tag für Tag mit Bittſchriften beſchwert wird, das freie Strafrecht der Prediger zu ſchmälern oder wohl gar aufzuheben, wenn der Prediger ſich zu fürchten anfangen möchte, ob er mit dem Worte reiner, evangeliſcher Lehre ſich Feinde bereiten möchte, wenn unter den Predigern ſelber Verſchiedenheit der Lehre ſich zeigt, alſo daß die armen Seelen irre werden müſſen an der Wahrheit, dann hat die Kirche eben keine gute Zeit; und es möchte Mancher ſchweigen, weil er vor dem Worte des Andern nicht zum Worte kommen kann!"

Dieſe, ohne Zweifel aus perſönlicher Feindſchaft gegen Johannes Arndt hervorgegangenen Worte, die Wahres mit Falſchem, und Gehöriges mit Ungehörigem vermiſchten, verfehlten, wenn auch nicht des Eindrucks, doch der beabſichtigten Wirkung ganz. Arndt ſelbſt ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt und blickte ſtill vor ſich hin; der Syn-

dicus aber und mit ihm die Rathsherrn sprachen ihre Unzufriedenheit durch fast trotzige Blicke aus.

„Wir mögen nicht weiter untersuchen," fuhr nun der Syndicus fort, „in wie weit unsere jetzige Zeit eine böse ist, oder nicht; so viel aber liegt klar vor, daß der Herr Coadjutor sein Benehmen in dieser ganzen Angelegenheit für weniger verantwortungsvoll hält, als es doch ist. Es ist nicht das erste Mal, daß der Herr Coadjutor seiner Predigten wegen zur Verantwortung gezogen worden ist, da er mit denselben vielfach großes Aergerniß erregt hat. Eifer mag dem Prediger wohl gut anstehen, aber wenn es zu unrechter Zeit und nicht auf die rechte Weise geschieht, bringt er mehr Gefahr, als Nutzen!"

„Ich merke," fiel hier der Coadjutor ein, „daß meine Anklage, statt daß dieselbe sich vermindern sollte, vielmehr zunimmt. Ich habe nun offen bekannt, daß ich wohl hier oder da etwas zu streng und hart in Worten gewesen sein mag, aber ich habe sonst meiner Pflicht nicht gefehlet. Ich habe ermahnt und gestraft, und gezüchtigt, Alles zur Zeit, wo Solches nöthig war, ich habe mit aller Geduld und Lehre das Wort gepredigt, ich habe Niemandes Person angesehen, habe keines Menschen Gunst durch Schmeichelei erwerben wollen, und was der hochedle Herr Syndicus mir über meine ärgerlichen Predigten vorwirft, muß ich wohl hinnehmen, aber auch dagegen bekennen, daß mich

noch Niemand eines Unrechtes darin überführt hat!"

Statt aller Entgegnung griff der Syndicus nach einem Aktenstücke, schlug es an einer bezeichneten Stelle auf, überreichte dasselbe dem Secretär Vecheld und sprach: „Damit das ehrwürdige Ministerium und die Vorsteher und Kastenherrn besser urtheilen können, in wie weit das Gericht auf dem Boden des Rechtes stehe, so leset, Herr Secretär, dies von Euch selbst angefertigte Verzeichniß!"

Der Secretär aber erhob sich und las, und sprach: „Register der Excessen, aus den Predigten des Herrn Coadjutors M. Kaufmann colligiret."

Erstens. Anno 1597, bald nach dem Amtsantritte hatte derselbe zur Zeit der damals allhier grassirenden Pestseuche wider die Apotheker und deren Diener auf der Kanzel vorgebracht, daß sie ungern die Medicamente mittheilten, dieselben auch nicht gehörig präparirten. Dieses hat der Physicus, Dr. Antonius Machold mit auf sich bezogen und den Coadjutor bei Einem Edlen Rathe verklagt und ist ihm auf dem Neustadt-Rathhause mit schimpflichen Worten begegnet!"

Zweitens. Um selbige Zeit hat er von der Patricier Schwelgerei und Trägheit sehr eifrig gepredigt, also daß er von Einem derselben, Herrn Andreas Paul, welchen er öffentlich einen „Delinquenten" genannt, der eine scharfe Ver-

mahnung zur Buße vor dem gesammten Ministerio nöthig habe, verklagt worden ist. Es hat aber Ein Edler Rath die Sache gütlich beigelegt."

Drittens: hat er die Hochzeiten in der Adventszeit auf einmal wollen abgeschafft wissen, und sie zu unterlassen, eigenmächtig auf der Kanzel anbefohlen; weshalb er von dem Rathe auf der Münze eine strenge Vermahnung hat empfangen müssen. Siehe darüber im braunen Buche, folio 123."

Viertens: Hat er im November des Jahres 1598 in einer scharfen Predigt „über die böse Zeit" geklaget und unter Anderem gesagt: Sie sollten ihre Wohlfahrt, ihr Fleisch und Blut, das Kind in der Wiege bedenken; oder sie würden es nicht hindern können, daß ein Blutbad angerichtet würde, wo die Kinder in der Wiege und an der Mutter Brust nicht würden verschont werden." Worüber der Coadjutor vom Rathe zur Rede gestellt und viel Streit angerichtet worden ist."

Fünftens: Nachdem am 10. Juni des Jahres 1600 zwei Soldaten nach Kriegsrecht auf dem Altstadt-Markte enthauptet worden waren, hat derselbe diese wohlverdiente Strafe mit vielen Worten öffentlich durchgezogen und gesagt, daß viele Gottesverächter, Todtschläger, Hurer und Ehebrecher geduldet würden, die sich weit gröber, als diese beiden armen

Sünder, versündigt hätten, und daß deshalb der Rath Blutschuld auf sich lade." Hierüber sind fast alle Assessoren des Kriegsgerichts, von dem Gerichtsschulzen an bis zum letzten Lieutnant entrüstet gewesen und haben ihn bei E. E. Rathe verklagt und gedroht, daß wo der Coadjutor nicht nach ihrem Willen dafür bestraft werde, wollten sie es an den Kaiser bringen, dessen Recht er geschmälert habe. Der Coadjutor aber rief auf der Kanzel die Bürger zu seinem Beistande an und brachte großen Tumult in die Stadt, der zuletzt nur mühsam beigelegt werden konnte, wie solches Alles im braunen Buche folio 125 des Weitern zu lesen ist."

Sechstens: Hat er die Streitsache mit den Hauptleuten durch seine scharfen Predigten wider dieselben zu einer großen Höhe getrieben, indem er die Hauptleute öffentlich auf der Kanzel meineidige Leute und rasende Teufel gescholten hat; worüber die Hauptleute auf dem Hagenmarkte zusammengelaufen sind und geschrieen haben: Man müsse den Coadjutor in Stücke zerhauen. Der Coadjutor selbst hat seine Zuflucht in der Sacristei suchen und daselbst einen ganzen Tag verweilen müssen, und Henning Braband ist mit vieler Mühe erst von E. E. Rathe zur Ruhe gebracht worden."

Siebentes: Am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1602, als Tags darauf die Rathswahl

vorgenommen werden sollte, hat der Coadjutor seine Zuhörer unter Anderem ermahnt: Man solle in bevorstehender Wahl der Regiments-Personen nur ehrliche Leute wählen, und nicht, wie zuvor geschehen sei, Hurer und Ehebrecher."

Achtens: Am Sonntage darauf hat derselbe viel harte Dinge von den ledigen Herumstreichern in der Stadt geredet, auch sich beklagt, daß er, indem er den Catechismus und die Passion predigen solle, eine Eselsarbeit auf sich nehme! Worüber viel böses Blut angerichtet worden ist."

Neuntens —"

„Lasset nun das," unterbrach der Syndicus den Secretär. „Das Vorgelesene mag hinreichen, um die Anklagen gegen den Herrn Coadjutor zu rechtfertigen. Wenn Ihr also," fuhr er gegen den Angeklagten fort, „wie es scheint, der Meinung seid, daß Eure Sache für Euch sehr gut stehe, so würdet Ihr sehr irren. Denn ich kann es unbedenklich aussprechen: Unsere Stadt würde weniger von Tumult, Gefahr und Unglück heimgesucht worden sein, wenn Ihr niemals hierher gekommen wäret!"

Der Coadjutor, der bisher seine Ruhe, wenn auch nur äußerlich, zu behaupten gewußt hatte, wurde durch diese letzte, so verletzende Aeußerung auf das Bitterste erregt.

„Ich sehe nun wohl," rief er aus, „wie weit

man es mit mir treiben will. Ich habe als ein ehrlicher Mann erklärt, daß ich die Kaſtenherrn nicht habe beleidigen wollen; aber das iſt nicht genug. Man will meine empfindlichſte Demüthigung, man will die unverdiente Selbſtanklage eines Predigers vor ſeiner Gemeinde, man will nichts Geringeres, als daß ein Prediger ſich ſelbſt vor ſeiner Gemeinde beſchimpfe. Ich habe in guter Abſicht meine Unterwerfung unter des hochedlen Raths Gericht und das Gelöbniß meines fernern Schweigens in dieſer Angelegenheit mit einem Ausſpruche aus der Schrift belegt, wie ſolcher mir eben in der Seele auftauchte; aber man hat dieſen Spruch, der nur eine gelegentliche, einem Prediger wohlanſtehende Aeußerung aus der Bibel war, zu einer neuen Anklage gegen mich gemacht und meine Schuld vermehrt, wo ich ſie zu vermindern wähnte. Ich habe das Verſprechen im Colloquio abgelegt, daß ich mein Amt künftig ſo führen wolle, wie ich vor Gott, vor der Kirche und vor dieſer Stadt es zu verantworten habe; aber man achtet dieſes Verſprechen gar nicht, man will ein Verſprechen gar nicht haben; denn ſtatt mit der beſſern Zukunft ſich zu getröſten und mir mit freundlichen Worten dazu Muth und Ermunterung zu geben, wird mir ein Regiſter meiner Exceſſen im Predigen, wie es genannt war, vorgeleſen, damit die etwa für mich entſtandene günſtige Meinung ja wieder hinweggenommen werde. Daraus geht

deutlich hervor, man will weder meine Entschuldigung, noch meine Rechtfertigung; man will mich als einen unbequemen und verhaßten Prediger lieber los sein; man belastet mich sogar mit dem Elende und dem Blute der Bürger, welches im vorigen Jahre geflossen ist. Und warum das Alles? Ich habe die Sünden und Laster, die in dieser Stadt herrschen, an Vornehmen und Geringen gestraft; ich habe Lug und Trug, Unrecht und Gewalt den Augen des Volkes aufgedeckt, wo solches verborgen war; ich habe den Patriciern die Wahrheit des Evangeliums unerschrocken und getrosten Muthes vorgehalten und ihr Herz und Gewissen damit erschreckt. Und das habe ich gethan, kraft meines Amtes, welches der Herr selbst durch seine Apostel eingesetzet hat, kraft des Wortes, welches der Herr als ein Wort der Zucht und Strafe und Besserung uns gegeben hat, kraft der Gewalt, welche die Kirche durch ihre Diener übt; ich habe geredet, weil sonst die Steine würden geschrieen haben; ich habe gestraft, um nicht, wie Jesaias von falschen Lehrern aussagt, zu den stummen Hunden zu gehören, die nicht sprechen können, faul sind, liegen und gern schlafen. Ich bin nun ein Dorn im Auge geworden, der entfernt werden muß. Nun denn, ich will gehen!"

Diese kräftige, entschiedene Sprache machte auf die gesammten Rathsherrn einen ärgerlichen Eindruck; zu sehr getroffen von der Wahrheit

in dieſer Rede, fehlte es ihnen für den Augenblick an Muth, dem Coadjutor den errungenen Vortheil wieder ſtreitig zu machen, bis endlich doch der Syndicus entgegnete:

„Da Ihr, Herr Coadjutor, denn ſelber die Nothwendigkeit einſeht, daß Euer Bleiben hier nicht ferner wohl thut, und die Aufregung der Gemeinden gegen Euch bis zu einem Grade geſtiegen iſt, der auf's Neue gefahrvolle Tumulte befürchten läſſet, ſo wird Ein Edler Rath Euch allerdings keinerlei Hinderniß in den Weg legen, wenn Ihr Euch verändern wollet."

Jetzt in dieſem peinlichen Augenblicke, wo der Rath gewiſſermaßen die Abſetzung ſeines erſten Geiſtlichen ausſprach und die Rathsherrn an ihren triumphirenden Mienen ihres Herzens vollſte Zuſtimmung erkennen ließen, während der Senior des Miniſteriums, dem es zukam, ſich des ausgetriebenen Amtsbruders anzunehmen, ſeine eigene Erſchütterung über dieſen unerwarteten Erfolg der Verhandlung mit ſtummen Geberden des Schmerzes ausdrückte, jetzt erhob ſich nochmals Johann Arndt und ſprach:

„Edle Herrn, liebe Brüder! Muß es denn alſo ſein? Giebt es denn wirklich keinen andern Weg, aus dieſem Labyrinthe der Anklagen herauszukommen, als Auflöſung und Zerſtreuung? Soll eine Verſammlung von Predigern des Wortes mit der ſchmerzlichen Ueberzeugung auseinander gehen,

daß es unter Christen unmöglich sei, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist? Hochedle Herrn des Raths! Es ist für Dieselben, welche die Macht haben, allerdings etwas Leichtes, einen Prediger seines Amtes zu entsetzen; aber einen Diener im Worte Gottes auszutreiben, kann für die Kirche selbst, für das Seelenheil der Gemeinde, ja für das Ansehen der Obrigkeit oft traurige Folgen haben. Ist der Prediger mit Recht wegen seiner Lehre verdächtig, ist derselbe nicht rein in der Lehre, oder führt er sein verantwortungsvolles Amt in Trägheit und sorgloſem Leichtsinn, oder führt er einen unchristlichen Lebenswandel, so wird es heilige Pflicht, den Miethling zu entfernen; aber dies Alles trifft unsern Herrn Coadjutor nicht. Er predigt treu und gewissenhaft die Lehre unserer Kirche, er ist ein getreuer und sorgsamer Hirt seiner Gemeinde, er hat einen lautern und unstrafbaren Lebenswandel geführt, und die einzige Anklage, die auf ihm lastet, ist sein oft allzustrenger Eifer für die Sache des Herrn, für die Wahrheit des Evangeliums. Hochedle Herrn des Raths, ist dies aber wirklich eine so schwere Verschuldung, um einen Prediger auszutreiben? Es heißt, daß des Herrn Coadjutors fernere Anwesenheit allhier zu Tumult und Aufruhr führen könnte; aber auch der Herr Coadjutor hat seine vielen und guten Freunde in der Gemeinde, die ihm dankbarlichst anhängen. Wäre es nicht auch möglich, daß dessen

unvermutheter Abſchied aus andern Gründen Tumult unter den Bürgern hervorbringen könnte? Ein hochedler Rath und meine ganze Gemeinde wird mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich in aller Liebe und Freundlichkeit das mir zukommende Strafamt zu verwalten jederzeit bemüht geweſen bin; aber wenn unſer Herr Coadjutor um ſeines von ihm in einzelnen Fällen wohl zu harten und ſtrengen Eifers willen mit der Strafe des Austreibens belegt werden ſoll, ſo wird dies für uns Prediger alle ein Hemmniß unſers amtlichen Wirkens, das ſich mit Gottes Geboten nicht vertragen will.

Wer ſoll reden und züchtigen und ſtrafen, wenn es der Prediger nicht thut? Es lebt in jedem Menſchen, von Gottes Hand hineingelegt, ein heiliger Zorn, der durch alles gottloſe Weſen erregt wird. Kein chriſtlich Herz kann ruhig bleiben, wenn Eigennutz und Herrſchſucht allerlei Ungerechtigkeit begeht, wenn Gewiſſensloſigkeit ſich jede Sünde wider Gott erlaubt, wenn das hoffärtige und ſchwelgeriſche Leben der Vornehmen das Volk zur Nachahmung reizt, wenn Die, welchen Gott die Macht gegeben hat, der Entheiligung der Sacramente zu wehren, es aus Furcht und Scheu vor den Menſchen nicht thun, und wenn das öffentliche ärgerliche Leben der Einzelnen in der Gemeinde Einen nach dem Andern zum Abfalle von Gott verführt. Und dieſer heilige Zorn ſollte nicht

ganz besonders in dem Herzen des Predigers sich regen, dessen Amt es ist, die Sünder zur Buße zu rufen?

Uns Predigern allen gilt das Wort des Herrn Zebaoth: Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel, du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie um meinetwegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben und du warnst ihn nicht, und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern."

Edle Herren, dies Wort liegt wie eine schwere Last, dergleichen es keine zweite auf Erden giebt, auf eines Predigers Herz und Gewissen. Ein Jeder hat an seiner Sünde Menge schon schwer zu tragen, wenn aber ein Prediger noch die Sünden Anderer um seiner treulosen Amtsführung willen auf sich nehmen soll — edle Herrn, das giebt eine schwere Sterbestunde. Nur ein Prediger kann die verantwortungsvolle Last jener göttlichen Worte in ihrer ganzen Schwere fühlen und der gewissenhafte Seelsorger hat um deswillen oft gar angstvolle Stunden, in welchen ihn die Gedanken seines Herzens anklagen, ob er auch wirklich all' das Seine gethan habe, eine Seele zu retten; Stunden, welche jeder Andere selten oder nur in seinem

Leben hat, da von ihm die Verantwortung vor Gott in ſolchem Maße nicht gefordert wird. Um ſolcher großen Bürde willen ſollte ein Prediger, wenn er zuweilen, von ſeinem Gewiſſen getrieben, harte Speiſe darreicht, wo er vielleicht nur Milch hätte zu trinken geben ſollen, von ſeiner Gemeinde gern entſchuldigt werden, beſonders wenn er das Verſprechen ablegt, künftighin ſein ſchweres Amt mit mehr Mäßigung zu führen. Und ſagt nicht unſer Herr außerdem: Vergebt, ſo wird euch vergeben? Und ſein Apoſtel: Seid unter einander freundlich, herzlich und vergebet Einer dem Andern, gleich wie Gott Euch vergeben hat in Chriſto?"

Dieſe mit ſo freundlichem Ernſte und doch mit edlem Freimuthe und mit Vertrauen auf die gute Sache geſprochenen Worte gingen auch, ſo ſchien es, nicht verloren. Unter den Geiſtlichen ſelber war Keiner, der eine Unzufriedenheit damit verrathen hätte; Arndt hatte ja ihrer Aller Rechte, und Ehre und Würden zu wahren geſucht, und ſelbſt Denecke, deſſen neidiſches Herz an ſeines Amtsbruders und nächſten Collegen Wort und Werke immer zu mäkeln und zu deuteln hatte, ſchien den Muth nicht zu haben, irgendwie noch dagegen oder dafür aufzutreten. Die Kaſtenherrn, die gewiſſermaßen Verkläger und Richter zugleich waren und von deren Benehmen der Verlauf dieſer Conferenz abhing, ſchlugen in unverkennbarer Schaam ihre

Augen nieder, weil das Arndt'ſche Wort von der Vergebung und Verſöhnung ſie doch mußte getroffen haben. Nur der Syndicus Dr. Röerhand wahrte die feierliche Amtsmiene, die an einem Richter weder Mitleid noch Rachſucht, weder Gunſt noch Ungunſt zeigen, ſondern eiſern, kalt und unpartheiiſch bleiben muß. Allerdings ein troſtloſes Vorrecht, eine faſt ſchauerliche Amtspflicht, von der doch wohl zu hoffen ſteht, daß ſie einmal milderen Anſichten weichen und auch den Richtern erlaubt werde, chriſtliches Mitleid auch mit dem größten Verbrecher, als dem größten Unglücklichen, offen an den Tag zu legen. Und doch war in dieſem Falle von einer wahrhaften Unpartheilichkeit keine Rede. Des Coadjutors Schickſal war ſchon entſchieden, und ſelbſt wenn dieſer angefeindete Diener der Kirche ſich zu jeder Bedingung verſtanden hätte, um nur im Amte zu bleiben, es wäre ihm doch nicht gelungen, ſiegreich aus dieſer Anklage hervorzugehen. Man hatte ſeiner, als eines eifrigen Bußpredigers, der nicht einmal die vornehmen Patriciergeſchlechter, nicht die hochedlen Herren des Raths ſchonte, und gar kein Anſehen der Perſon gelten ließ, herzlich ſatt, und man ergriff die Gelegenheit, ſeiner los zu werden, mit Freuden.

„Ich verkenne nicht," ſagte jetzt der Syndicus zu dem Pfarrer Arndt gewendet, „die wohlwollende Theilnahme, welche in dieſer Vertheidigungsrede

liegt; aber ich muß auch geſtehen, daß ſich darin mehr die amtsbrüderliche Freundſchaft, als die unpartheiiſche Würdigung des Streitpunktes ausſpricht. Doch habe ich zuvor noch die Kirchenvorſteher und Kaſtenherren zu hören, ob ſie geſonnen ſind, ihre Anklage fallen zu laſſen und ſich für beruhigt zu erklären."

Der Wortführer der Verkläger, Simon Gärtner, erhob ſich und ſprach: „Wir wollen gern vergeſſen und vergeben und auch in keiner Weiſe das geiſtliche Strafamt beſchränken; aber der Unſchuldige verlangt noch mehr, er verlangt Wiederherſtellung ſeines angegriffenen guten Namens. Wie auch der Herr Coadjutor ſich entſchuldigen möge, die Schmach bleibt doch auf uns laſten und wir können uns nicht eher beruhigen, als bis uns öffentliche Ehrenerklärung geworden iſt, und der Herr Coadjutor die ärgerlichen Worte widerrufen hat."

„Wollet Ihr das thun?" fragte der Syndicus den Verklagten.

„Nein!" antwortete dieſer ſchnell und heftig. „Nun und nimmermehr! es ſei denn, daß ein anderes Miniſterium, oder eine theologiſche Facultät mich deſſen für ſchuldig halte."

„Nun," fuhr der Syndicus fort, „mit dieſer Eurer Erklärung ſei die Verhandlung geſchloſſen. Es ſei Euch denn auch unverhohlen, daß der geſammte Rath dieſer Stadt durch mich ſeine

Unzufriedenheit mit Eurer Amtsführung ausspricht. Ihr werdet dem Rathe zugestehen, daß er bisher gelind mit Euch verfahren ist, weil er hoffte, daß Ihr einmal zur Ruhe und Besinnung kommen und alle ärgerlichen Angriffe in Euern Predigten vermeiden würdet. Aber Ihr habt diese Hoffnung nicht erfüllt; Ihr habt durch fortgesetzte öffentliche Aergernisse Unruhe und Zwietracht auf's Neue unter die Bürger gebracht, und es steht zu fürchten, daß Ihr zum zweiten Male, wie vor fünf Jahren geschehen ist, Eure Gemeinde zu Eurer Hilfe aufrufet und Bürgerkrieg in unsern Mauern erregt. Eure Amtsführung hat in Braunschweig ihren Seegen verloren, und Eure Zeit ist sicher hier vorbei. Wer Euch daher noch wohl will und es ehrlich mit Euch meint, — und ich hoffe daß Ihr mich auch zu Solchen rechnet, — kann Euch keinen bessern Rath geben, als daß Ihr freiwillig und gutwillig Euern Abschied nehmt. Ein Edler Rath wird Euch darin alle nur mögliche Beihilfe thun. Ihr habt" — setzte der Syndicus mit schlecht verhehlter Bitterkeit hinzu — „in der letzten Verhandlung die Befürchtung ausgesprochen, daß des Raths Gericht am Ende noch Euch in des Herzogs von Wolfenbüttel Hände ausliefern möchte. Wiewohl in diesen Worten ein neues Aergerniß lag, habe ich es doch aus Wohlwollen für Euch nicht gerügt; aber heute muß ich Eure Befürchtung allerdings bestätigen. Ihr wis-

ſet, daß der Herzog Heinrich Julius alle Liſt und Gewalt ſchon verwendet hat, um unſere Stadt, wie er ſich ungebührlich ausdrückt, zum Gehorſam zu bringen. Es geht das Gerücht, daß der Kaiſer ſich des Herzogs angenommen und eine Achtserklärung gegen unſere Stadt erlaſſen will. Wenn nun nach Gottes Willen die Zeit käme, in welcher Braunſchweig von der Gewalt ſeiner Feinde erdrückt würde, und der Wolfenbüttler allhier einzöge, ſo könnte es allerdings ſchlimm um Euch ſtehen, da es nur allzubekannt iſt, wie Ihr Euch auch gegen den Herzog auf der Kanzel ausgeſprochen habt. Der Herzog dürfte gegen aufrühreriſche Prediger weniger mild verfahren, als das vor Euch übel berüchtigte Gericht der guten Stadt Braunſchweig. Doch es ſoll Eurem Entſchluſſe keinerlei Zwang angethan werden, und können wir es nicht hindern, wenn Ihr die Entſcheidung Eurer Sache einem andern Gerichte überlaſſen wollet. Im Namen Eines Edlen Rathes gebe ich Euch hiermit auf, binnen hier und drei Tagen zur Anzeige zu bringen, was Ihr zu thun willens ſeid. Und ſomit ſchließe ich dieſe Verhandlung."

Als der Syndicus hier ſchwieg und Miene machte, ſich von ſeinem Richterſitze zu erheben, herrſchte doch noch einige Augenblicke lang ein tiefes Stillſchweigen; es war, als ob der ſo traurige Ausgang der Verhandlung die Gemüther ſo erſchreckt habe, daß wenigſtens auf Seite der Geiſt-

lichen Niemand es wagen wollte, aufzustehen. Der Coadjutor bot ein Bild des heftigſten Widerſtreites dar; ein kurzer Athem hob ſeine Bruſt, ſeine Blicke irrten unſtät umher, als ſuchten ſie einen Stützpunkt für die mancherlei Gedanken, die ſeine Seele durchkreuzten. Plötzlich aber erhob er ſich und ſprach: „Der Herr ſei Richter zwiſchen uns!“ und verließ mit bewegten Schritten das Zimmer.

Und ſeine Amtsbrüder folgten ihm.

Am Morgen darauf durchlief das Gerücht die Stadt, der Coadjutor ſei in der Nacht heimlich mit ſeiner ganzen Familie geflüchtet. Und dem war allerdings ſo; der Rath hatte ſeinen Zweck erreicht. Der verhaßte Sittenprediger hatte gutwillig ſeinen Abſchied genommen, wie ihm vorgeredet worden war. Oder mit andern Worten: die Patricier hatten einen unbequemen und unangenehmen Wächter und Richter ihres Lebens und Handelns glücklich aus der Stadt hinausgetrieben.

Und wie nahm das Volk, wie nahmen die Bürger dies auf? Sprachen ſie ihr Bedauern aus über ſolchen Ausgang? Erklärten ſie frei und öffentlich, daß dem Coadjutor zu viel geſchehen ſei? Erregten ſie, wie es der gutmüthige Johannes Arndt gefürchtet hatte, einen Tumult zu Gunſten des ausgeſtoßenen Predigers? War es nicht we-

nigſtens ſeine, des Coadjutors, Gemeinde, die ein Wort der Theilnahme ihrem vertriebenen Seelſorger nachrief?“

Nichts von dem Allen! der mächtige, gefürchtete hochedle Rath, der vor wenig Monden erſt gezeigt hatte, daß er das Racheſchwert gut zu führen verſtehe und ſeine vielen und ſchauerlichen Kerker nicht umſonſt habe bauen laſſen, hatte geſprochen — und die Sache war zu Recht entſchieden.

Am andern Morgen fanden ſich an der Hausthür der Amtswohnung des Coadjutors ein Paar alte Schuhe angenagelt, und darüber war zierlich und deutlich geſchrieben.

De grote Gier
Iß nun van hier.

Volksſtimme iſt Gottesſtimme, heißt es ſo oft und ſo gern. War dies etwa auch hier der Fall?

Capitel 6.

Der Ruf nach Halberstadt.

Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit.
Jerem. 3. V. 15.

Etwa vierzehn Tage darauf saß Arndt in seinem Studirzimmer, als ihm die Ankunft eines fremden Mannes gemeldet wurde, welcher in einem besondern Anliegen mit ihm zu sprechen wünsche. Und bald darnach trat ein stattlicher Herr ein, verbeugte sich vor dem Pfarrer in offenbar aufrichtiger Ehrfurcht und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich bin ein Abgesandter des Raths zu Halberstadt, um Namens desselben Euch ein Bittgesuch an's Herz zu legen, dessen Erfüllung nicht allein den Rath, sondern die ganze Stadt und namentlich die Gemeinde zu St. Martini in große Freude versetzen würde. Unser alter ehrwürdiger Pfarrer zu St. Martini, M. Daniel Sachse, ist vor Kurzem gestorben. Es war noch der Einzige un-

ter unſern Predigern, welcher der Gemeinde eine wahrhafte Erbauung aus Gottes Wort bereiten konnte; jetzt ſteht die Kirche leer und alle Glieder der Gemeinde, welche des Lichtes und des Troſtes aus dem Evangelio nicht entbehren können, verlangen dringend in ihrer Seelennoth nach Seelenſpeiſe, und haben in aller Gemeinſchaft mit dem Rathe der Stadt ihre Blicke auf Euch gewendet und kommen durch mich zu Euch und bitten: Predige uns das Evangelium vom Reiche Gottes! Weide unſere Seelen!"

„Auf mich?" rief Arndt verwundert aus. „Mir gilt der Ruf? Weiß ich doch in ganz Halberſtadt keine einzige Seele, die mir bekannt wäre und die ſich meiner erinnern könnte!"

„Deſto mehr," antwortete der Abgeſandte, „weiß unſere Stadt von Euch zu erzählen. Euer Büchlein vom wahren Chriſtenthume läuft von Haus zu Haus, wie ein lebendiger Brunnen, aus dem Alle trinken; und Alle bekennen, ſolchen Trunk habe ihnen noch Niemand dargereichet, und das Buch habe nur einen Fehler, nämlich den, daß die verſprochenen drei andern Bücher noch fehlten!"

Arndt ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt und ſagte: „Edler Herr, wie möget Ihr Muth haben, einen Ketzer und Schwärmer in Eure liebe Stadt zu berufen!"

„Wir wiſſen wohl, was Ihr meinet, ehrwürdiger Herr!" erwiderte der Sprecher. „Es iſt

uns nicht unbekannt geblieben, daß einige Eurer Amtsbrüder um Eures Büchleins und Eurer Predigten überhaupt willen Euch mit dergleichen Spottnamen belegt haben. Aber eben deshalb ſuchen wir Euch; wir haben aus Eurem Buche geleſen, daß Ihr den Weg Gottes recht lehret und wir können Euch wohl dafür Bürgſchaft leiſten, daß ſolche Schmach, obgleich ſie in Chriſto eine Ehre iſt, in Halberſtadt Euch nicht treffen könne!"

„Daß Ihr mit Eurer Bürgſchaft nicht in Gefahr kommt, edler Herr!" entgegnete Arndt gutmüthig lächelnd, ſetzte aber dann ernſt hinzu: „Ich denke viel zu gering über mich, als daß ich mir einbilden möchte, ich zöge der Leute Augen auf mich. Aber, was Eure Bitte betrifft, ſo bringt ſie großen Zwieſpalt in meine Seele. Kann ich auch eine Gemeinde verlaſſen, die mich nicht austreibt?"

„Aber," fuhr der Abgeſandte ſchnell fort, „die Euch vielleicht bald eben ſo austreiben wird, wie den Herrn Coadjutor Kaufmann. Das Benehmen des Raths in dieſer Angelegenheit wird bei uns vielfach bitter getadelt und noch mehr, daß die Gemeinde ſelbſt, deren Seelſorger er war, ihre Freude über ſeinen erzwungenen Abzug auf ſehr unchriſtliche Weiſe ausgedrückt und nicht eine Seele ſich gefunden hat, die ſich ſeiner hätte mögen annehmen. Herr, in unſerer Stadt wohnen auch keine Heiligen, Gott ſei es geklagt, aber ſolche Schmach kann in unſerer Gemeinde einen treuen

Prediger des Evangeliums nicht begegnen. Denket doch, ehrwürdiger Herr, was Ihr schon Alles hier in Braunschweig erlitten habt, aus keiner andern Ursache, als weil Ihr Gottes Wort lauter und rein und kräftiglich lehret. Ist es nicht, als ob Braunschweig nichts von Gottes Wort mehr wissen wollte? Haben Euch nicht die letzten schauerlichen Blutscenen gelehrt, daß selbst das christliche Mitleid aus dieser Stadt entflohen ist? Liegt nicht die Stadt in ungerechtem Kriege gegen den Herzog von Wolfenbüttel? Treiben nicht die Patricier allhier auf's Neue ihr herrschsüchtiges Wesen, nachdem die Bürger sich ihnen wieder haben unterwerfen müssen? Wollet Ihr nun so lange bleiben, bis auch Ihr, als ein unbequemer Pfarrer, der den Leuten in's Herz und Gewissen redet, ausgetrieben werdet? Die ganze Stadt Braunschweig sollte Euch nur um Eures Buches vom wahren Christenthume willen eine Ehrenpforte bauen und an Euer Haus schreiben: Hier wohnt ein Mann nach dem Herzen Gottes! Gott segne ihn! Aber statt dessen werdet Ihr geschmähet und Ein Edler Rath duldet es, daß Eure eigenen Amtsbrüder Euch schimpfen und verlästern!"

„Ihr seid zu streng und ein wenig ungerecht, edler Herr," erwiderte der Pfarrer. „Ich bin nicht ohne Liebe in meiner Gemeinde und nach besondern Auszeichnungen verlangt mich nicht."

„Aber doch nach Anerkennung Eurer treuen

Wirkſamkeit," ſetzte der Abgeſandte ſchnell hinzu. „Wir in Halberſtadt, und an vielen andern Orten Tauſende von Seelen freuen uns Eurer, als eines Mannes, der zur-Zeit großer Theurung Brot gebracht hat, an dem man ſich doch wieder einmal herzlich laben kann. Nächſt dem Evangelio ſelber und den Schriften unſers theuren Martin Luthers giebt es in der ganzen lutheriſchen Chriſtenheit kein Buch, wie Euer Buch vom wahren Chriſtenthume. Wir beneiden Alle die Stadt Braunſchweig um Euretwillen, und die Gemeinde, für die Ihr arbeitet; wir ſind Alle gewiß, daß Ihr hier in ſo hohen Ehren gehalten würdet, wie Ihr verdient, daß die Kinder auf den Straßen von Euch reden müßten! Und nun komme ich hier an; die Kinder in den Straßen wiſſen kaum Euern Namen, im Gaſthofe, wo wir einkehren und nach Euch fragen, redet man eben ſo gleichgültig von Euch, wie vom geringſten Handwerker; Andere zucken die Achſeln und ſagen, Ihr wäret nicht ganz rein in der Lehre und hättet zu mehreren Malen Eure Irrthümer feierlichſt widerrufen. Wieder Andere beſchuldigen Euch mancher geheimen Künſte, und daß Ihr Gold machen wolltet! Ehrwürdiger Herr, wir kennen wohl das Wort unſers Herrn, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gelte, aber daß man ſo recht gefliſſentlich nur Uebels von Euch wußte und redete, das hat uns tief betrübt."

„Da seid Ihr wohl gerade an meine Feinde gekommen," sagte Arndt leicht lächelnd. „Und das ist mir eben lieb; einer meiner Freunde, deren Zahl allerdings, so viel ich weiß, nicht zu groß sein mag, hätte Euch leicht von mir Größeres und Herrlicheres erzählen können, als ich armer Diener Christi leiste und bin. Wollt Ihr mich menschlich davon reden und ein wenig mich rühmen lassen, so mag ich wohl sagen: Daß Ihr mich etwas besser findet, als die Leute mich machen, ist mir lieber, als im umgekehrten Falle. Ging doch auch Sanct Paulus durch böse und gute Gerüchte; — wie wollte ich geringer Prediger ein besseres Loos haben!"

„Da wir," fuhr nun der Abgesandte von Halberstadt fort, „einmal davon reden, so erlaubt mir noch eine Frage: Es ist uns von mehreren Seiten erzählt worden, daß das gesammte Ministerium allhier gegen Euch klagbar geworden sei, Euch mehrfacher Ketzereien beschuldigt und bei dem Rathe darauf gedrungen habe, dieselben öffentlich zu widerrufen. Und der Rath habe nicht nur gern darin gewilligt, sondern auch in keiner Weise Euch Schutz und Recht widerfahren lassen. Ist dem wirklich so, ehrwürdiger Herr?"

„In diesen Gerüchten," antwortete der Pfarrer, „ist mit ein wenig Wahrem viel Falsches gemischt. Obgleich ich nun nicht gern davon rede, so mag ich doch Euch, lieber Herr, nicht im Irrthum lassen, damit Unschuldige nicht etwa darunter

leiden. Mein Büchlein trägt allerdings die meiste Schuld, daß ich so hart angefochten werde. Schon der Titel desselben hat gegen alles mein Wissen, Wollen und Erwarten, Aergerniß erregt; denn daß ich vom wahren Christenthume rede, hat Etliche auf den Gedanken gebracht, daß damit gesagt sei, sie selber hätten bisher ein falsches Christenthum gepredigt. Und doch habe ich keineswegs das sagen, sondern nur auf Grund der Schrift und der symbolischen Bücher unserer Kirche den Hauptinhalt des Christenthums erwecklich und erbaulich darstellen wollen. Nun war es allerdings Einer meiner Amtsbrüder, der mit mir und meinem Buche sehr unfreundlich verfuhr. Derselbe —"

„Wir wissen es," unterbrach der Abgesandte den Erzähler. „Es ist das Euer nächster College an der Martinskirche, Magister Denecke, der durchaus an Euch zum Ritter werden will."

„Nun denn, da Ihr es wisset," fuhr Arndt fort, „allerdings war es mein College M. Denecke, der in meinem Büchlein allerhand ketzerische und schwärmerische Lehren finden und namentlich mich beschuldigen wollte, daß ich den Hauptlehrsatz unserer Kirche: von der Seligkeit aus dem Glauben, nicht kräftig genug hervorgehoben, und dafür zu viel auf gute Werke gegeben habe. Da das Gerede darüber immer weiter um sich griff, fand ich es für nöthig, meine Vertheidigung niederzuschreiben und sie dem Ministerio zur Prüfung einzurei-

chen. In dem darauf abgehaltenen Colloquio mußten meine sämmtlichen Amtsbrüder mir das Zeugniß geben, daß ich in Ansehung der Grund- und Hauptlehren unserer Kirche mit ihnen vollkommen einig sei; und obgleich M. Denecke auf mancherlei Weise seine Anklage gegen mich behaupten wollte, mußte er doch zuletzt sich zufrieden geben, da das ganze Ministerium meine Unschuld und die Reinheit meiner Lehre bezeugte. Und weil das Mißverständniß um einiger Ausdrücke willen, die ich den alten Kirchenlehrern entnommen hatte, herbeigeführt worden war, versprach ich von ganzem Herzen, in einem etwaigen zweiten Drucke meines Buches die anstößigen Sätze entweder deutlicher zu erklären, oder sie umzuändern oder wohl auch gar wegzulassen. Das Colloquium aber endete mit dem einhelligen Beschluße, die Streitsache nicht auf die Kanzel zu bringen."

„Und dazu bedurfte es eines Beschlusses?" fragte der Abgesandte verwundert. „Gebot es ihnen Allen nicht schon die brüderliche Liebe, dies Alles als ein Amtsgeheimniß zu betrachten? Mußten sie nicht schweigen, selbst wenn Ihr irgend eines Fehlers wäret überwiesen worden; wie vielmehr, da Ihr der unschuldig Gekränkte waret und sie eigentlich nur ihre eigene Schande von den Kanzeln verkündigt hätten?"

„Mein lieber Herr," entgegnete Arndt mit schmerzlicher Miene, „da kennet Ihr freilich die

ſig und allein lehre und weiſe auf Chriſtum und ſein Verdienſt und auf das Exempel ſeines heiligen Lebens, und bekannte freudig, daß ich darüber nicht allein Spott, Schmach und Verbannung, ſondern, ſo es Gottes Wille ſei, auch den Tod leiden wollte."

„Und weiter habt Ihr nichts gethan?" fragte der Abgeſandte in größter Verwunderung.

„Mein Gott!" rief Arndt faſt erſchrocken aus, „Ihr ſetzet mich in große Verlegenheit, lieber Herr! Was hätte ich denn weiter thun ſollen? Oder meinet Ihr, ich hätte zu Viel gethan?"

„Ihr habt alſo," fuhr der Fremde fort, „keine gerichtliche Klage eingelegt? Ihr habt den Herrn M. Denecke nicht des gebrochenen Eides angeklagt? Ihr habt nicht auf öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung gedrungen? Ihr habt Euch mißhandeln laſſen, als wäret Ihr ein Ketzer, der ſein Leben nur der Gnade der Menſchen verdankt?"

„Nein, edler Herr" entgegnete Arndt mit tiefen Athemzuge, der ſeine Bruſt erleichterte: „Nun erſt verſtehe ich, warum Ihr ſo heftig in mich dranget. Glaubt mir, edler Herr, es wurde ſchon dieſer Schritt mir ſchwer, und ich hätte ihn auch nicht gethan, wenn Denecke mich nur auf der Kanzel angegriffen hätte. Es trägt immer traurige Früchte für das Seelenheil einer Gemeinde, wenn deren Prediger mit einander in Feindſchaft leben. Das iſt ſchon betrübend, wenn es um per

Anklage zur Verdächtigung meiner Person und meines Amtes fort, und setzte hinzu, er habe es nun endlich so weit gebracht, daß ich meine ketzerischen Irrthümer widerrufen habe. Das könnte ich denn nun nicht länger dulden."

„Und was habt Ihr gethan?" fragte der Abgesandte schnell.

„Ich habe," fuhr Arndt fort, „mich bei Einem Edlen Rathe darüber entschuldigt und gebeten, solchen Verdächtigungen keinen Glauben zu schenken."

„Und dann?" fragte der Fremde hastig weiter. „Ihr müßt doch noch mehr gethan haben!"

„Dann," fuhr Arndt etwas betroffen fort — „dann habe ich mit einigen Worten auseinander zu setzen versucht, warum ich kein Schwärmer sei und wie ich nach nichts eifriger trachte, als ein treuer Lehrer und Hirte meiner Gemeinde zu sein, der niemals auch keinerlei Irrlehre zugethan gewesen, und daß der Herr selbst, der aller Herzen kundig ist, an jenem Tage mir dessen Zeugniß geben werde."

„Und dann noch?" fuhr der Fremde dringlicher fort. „Was thatet Ihr noch? Ihr müsset doch etwas Rechtes, etwas Entscheidendes gethan haben!"

Arndt blickte verwundert den Fremden an, als sei ihm dessen Ungestüm völlig unbegreiflich; dann sagte er: „Ich setzte in meinem Entschuldigungsschreiben noch hinzu, daß ich die Leute ein-

zig und allein lehre und weise auf Christum und sein Verdienst und auf das Exempel seines heiligen Lebens, und bekannte freudig, daß ich darüber nicht allein Spott, Schmach und Verbannung, sondern, so es Gottes Wille sei, auch den Tod leiden wollte."

„Und weiter habt Ihr nichts gethan?" fragte der Abgesandte in größter Verwunderung.

„Mein Gott!" rief Arndt fast erschrocken aus, „Ihr setzet mich in große Verlegenheit, lieber Herr! Was hätte ich denn weiter thun sollen? Oder meinet Ihr, ich hätte zu Viel gethan?"

„Ihr habt also," fuhr der Fremde fort, „keine gerichtliche Klage eingelegt? Ihr habt den Herrn M. Denecke nicht des gebrochenen Eides angeklagt? Ihr habt nicht auf öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung gedrungen? Ihr habt Euch mißhandeln lassen, als wäret Ihr ein Ketzer, der sein Leben nur der Gnade der Menschen verdankt?"

„Nein, edler Herr" entgegnete Arndt mit tiefen Athemzuge, der seine Brust erleichterte: „Nun erst verstehe ich, warum Ihr so heftig in mich dranget. Glaubt mir, edler Herr, es wurde schon dieser Schritt mir schwer, und ich hätte ihn auch nicht gethan, wenn Denecke mich nur auf der Kanzel angegriffen hätte. Es trägt immer traurige Früchte für das Seelenheil einer Gemeinde, wenn deren Prediger mit einander in Feindschaft leben. Das ist schon betrübend, wenn es um per

kirchliche Angelegenheiten geschieht, wenn etwa die beiderseitigen Familienglieder sich nicht mit einander vertragen; aber über Alles betrübend ist es, wenn um der Lehre selbst willen Streit unter den Predigern in ein und derselben Gemeinde herrscht. Was soll eine Gemeinde thun und glauben, wenn ihre eignen Seelenhirten sie ein Jeder auf eine andere Weide führt, und ein Jeder behauptet, die seine sei die rechte und wahre Weide! Hieße das nicht, eine arme Gemeinde so recht absichtlich irre machen an ihrem Glauben? Hieße das nicht den Segen des Wortes Gottes hinwegnehmen? Und wie weit wäre es gekommen, hätte ich Etwas von Dem thun wollen, was Ihr, edler Herr mich fragtet. Mein Herr College Denecke ist ein Mann von heftigen Affecten; hätte ich nun einen ernstlichen Schritt gegen ihn gethan, so hätte er sicherlich die Gemeinde gegen mich aufgerufen und hätte mir meine amtliche Wirksamkeit dermaßen erschwert und verbittert, daß ich meines Lebens und Wirkens nimmermehr wieder froh hätte werden können. So habe ich die Sache dem Herrn befohlen und Einen Edlen Rath nur gebeten, meinen Collegen zur Mäßigung gegen mich zu ermahnen!"

„Welch ein edles, christliches Herz lebt in Euch!" rief der Fremde aus. „Ihr konntet fordern, und Ihr bittet; Ihr konntet verklagen, und Ihr entschuldiget; Ihr konntet strafen lassen, und

lasset um Mäßigung gegen Euch bitten! Herr Pfarrer, wenn Ihr bei uns eine solche Gemeinde zu finden hoffet, die Euch darin gleich ist, so werdet Ihr wenig Freude an uns erleben. Doch sagt, hat denn die Vermahnung des Rathes bei Euerm Herrn Collegen auch geholfen?"

„Freilich wenig," antwortete Arndt mit schmerzlichem Lächeln. „So lange ich hier lebe und predige, werde ich auch auf Ruhe und amtsbrüderliche Eintracht nicht rechnen können. So oft sich meinem Collegen eine Gelegenheit darbietet, mich anzugreifen, thuts er's mit sichtbarer Freude; und noch erst gestern ist mir zu Ohren gekommen, daß derselbe damit umgehe, mich in einem anderweiten Colloquio über meine angeblichen Irrthümer zur Verantwortung zu ziehen!"

„Und warum das Alles?" fragte der Abgesandte. „Ist denn dieser Denecke wirklich ein so berufener Kirchenwächter, oder in seiner eigenen Weisheit so unangreifbar, daß er allein weiß, was evangelisch-lutherische Wahrheit sei?"

„Erlasset es mir, werther Herr," entgegnete Arndt — „Euch die etwaigen Beweggründe zu solchem feindseligen Verfahren gegen mich anzugeben. Ich könnte mich irren; und selbst wenn nicht, so vermag ich's nicht. Eins jedoch kann ich wohl sagen: Uns Beide, mich und meinen Collegen, trennt der Rost!"

„Der Rost?" fragte der Fremde verwundert.

„Verzeihet," antwortete Arndt lächelnd, — „daß ich im Bilde mit Euch redete. Doch bin ich's Euch schuldig zu erklären. Der Magnet ziehet das Eisen an sich und hält es vest, so lange bis der Rost dazwischen tritt, und Beide wieder von einander scheidet. Wird nun vom Eisen der Rost nicht hinweggenommen, so bleibt auch die Kraft des Magnets gebrochen. Der Magnet aber, der uns Alle an sich und zu sich zieht, ist unser lieber Herr im Himmel, Jesus Christus selber, der in uns lebt und herrschet, und mit welchem wir wieder verwandte Seelen an uns ziehen. Wo aber diese innige Liebe zum Heilande fehlt, und die allzugroße Selbstliebe den Rost über die Seele ziehet, da ist die Anziehungskraft gebrochen. Doch, lieber Herr, deutet mir dies Wort nicht zum Uebeln; ich wollte nicht meiner selbst, sondern nur Jesu Christi mich rühmen!"

Der Abgesandte stand verwundert vor dem Mann, der seine Trübsal und Verfolgung so demüthig und zufrieden trug und der es gar nicht zu wissen schien, daß gerade er unter allen seinen Zeitgenossen und Amtsbrüdern der Wahrheit, die in Christo Jesu ist, näher stand und in wahrhaft kindlicher Liebe mit Gott näher verbunden war, als sie Alle. — „Wahrhaftig," rief der Fremde aus, „Ihr seid ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist! Wie tief stehe ich unter Euch, der ich Euch zur Rache ge-

gen Euern Collegen verleiten wollte! Nie in meinem Leben, als eben jetzt, habe ich das Wort der Schrift verstanden und so recht innig gefühlt: habt mit allen Menschen Frieden! Theurer, lieber, hochwürdiger Herr, wollet Ihr einer Gemeinde, die nach Euch verlangt, einer Stadt, die Euch ihre Thore öffnet, nicht angehören? Wollet Ihr unsere verlassene Heerde nicht weiden? Wollet Ihr nicht den Dank von vielen tausend Seelen, die Euch suchen, hinnehmen? Wollet Ihr nicht unser treuer Seelsorger sein? Hier in Braunschweig verachtet und verfolgt man Euch, in Halberstadt habt Ihr Eingang in Aller Herzen! Könnte Euch die Wahl so schwer werden?"

„Fragte ich meinen eignen Willen," antwortete Arndt mit niedergeschlagenen Augen, „so spräche ich wohl gern: Ich will mit Euch ziehen!"

„O Dank, tausend Dank!" rief der Abgesandte schnell aus, und ergriff Arndt's Hand und drückte sie in herzlicher Liebe.

„Nehmt mich nicht zu früh beim Wort!" bat Arndt. „Es ist einem Prediger kein Kleines, seine Gemeinde zu verlassen. Hab' ich doch, nach Gottes Willen, gerade hierin schon zweimal ein schweres Kreuz getragen. Badeborn stieß mich aus; da konnte ich wohl freudiger gehen, weil mein Gewissen mich nicht anklagte, obschon es schmerzlich ist, in's Elend getrieben zu werden. Quedlinburg

ist nicht viel freundlicher mit mir verfahren; aber Braunschweig will mich doch nicht austreiben!"

„Meint Ihr, daß man Euch hier sehr halten werde?" fragte der Fremde. „Was man liebt, das schützt und vertheidigt man; aber thut man das an Euch? Habt Ihr nicht Mißgünstige und Feinde überall? Habt Ihr nicht selbst gesagt, daß Euch noch schwere Zeiten bevorstehen möchten?

„Das wohl," entgegnete Arndt. „Aber wisset Ihr auch, was Kreuzesflucht ist? Kennt Ihr nicht das Wort des Herrn: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht werth?"

„Wohl kenne ich dies Wort!" sagte der Abgesandte. „Aber so weit ich Rechtsgelehrter dasselbe verstehe, so deutet es doch bei Euch auf keine Kreuzesflucht. Wolltet Ihr um der Feindschaft willen, die Ihr durch die Predigt des Evangeliums Euch bereitet habt, Euer Predigtamt ganz verlassen, und aufhören, ein Haushalter über Gottes Geheimnisse zu sein, so würdet Ihr das Kreuz fliehen, das Ihr zu tragen berufen seid. Aber das ist doch nicht der Fall. Eine ganze Gemeinde, die jetzt ohne Lehrer und Hirten ist, verlangt von Euch, Ihr sollet bei uns dasselbe Wort verkündigen wie hier; und wenn es Euch durchaus am Kreuze liegt, nun, lieber Herr, auch in Halberstadt wird es leider Gottes nicht an Leuten fehlen, welchen

Ihr ein Dorn im Auge sein werdet, weil Ihr ihre Sünden strafet!"

Während nun Arndt widerstreitender Gefühle voll und schweigend auf und nieder ging, öffnete sich die Thür und ein Frauengesicht zeigte sich zur Hälfte, verschwand aber dann sogleich wieder. Arndt hatte es aber doch gemerkt. — „Tritt nur ein, liebes Weib" sagte er, durch die geöffnete Thür hinausrufend. „Du kommst vielleicht gerade zu rechter Zeit zu mir."

Frau Anna trat nun schüchtern in's Zimmer und warf einen scheufragenden Blick auf den Fremden. — „Das ist meine liebe Hausfrau" sagte Arndt, „die hoffentlich Euch in Fortsetzung Eurer Rede nicht hindern wird!"

„Ich sehe nun wohl," setzte der Fremde mit freundlichem Lächeln hinzu, „daß ich mich selbst Eurer lieben Hausfrau vorstellen muß, da ich dasselbe gegen Euch zu thun ganz und gar vergessen habe. Mein Name ist Christian Kießler, gebürtig aus Stollberg, zur Zeit aber Stadtschreiber zu Halberstadt. Und somit sind wir wohl eigentlich Landsleute, indem wir alle drei Harzkinder sind!"

„Nun," sagte Arndt, „wenn Ihr Badeborn und Ballenstädt noch zum Harze rechnet, so sind wir wohl Landsleute?"

„Würde es nicht scheinen," fuhr Kießler fort, „als wollte ich von mir selber etwas Gutes sagen, so möchte ich behaupten, Ihr, ehrwürdiger Herr,

müßtet ein Harzer Bergkind sein. Herzlichkeit und Gemüthlichkeit kommt nur aus dem lieben Harzlande, wie aus dem Gebirge überhaupt. Je platter das Land ist, wo die Menschen wohnen, desto mehr herrscht der Verstand auf Kosten des Gemüths!"

„Das kömmt vielleicht daher," äußerte Arndt, „weil die liebliche Abwechselung von Berg und Thal das kindliche Gemüth frühzeitig mit den Geheimnissen des Naturlebens bekannt macht und in die Seele die Poesie des Himmels, der Bäume und Felsen legt, während das flache, platte Land das Herz zusammenzieht und das Reich des Verstandes erweitert. — Doch vergebet, daß ich so ohne Weiteres mich zum Erforscher und Ergründer der Weisheit Gottes in Erziehung seiner Menschen mache. „Liebe Anna," wendete er sich nun an diese, „möchtest Du Braunschweig verlassen und nach Halberstadt übersiedeln?!"

„Wie meint Ihr das?" fragte die Hausfrau ganz verwundert, da ihr von allem Vorgefallenen natürlich nichts bekannt war.

„Nun, nicht anders, als ich Dir gesagt habe" antwortete der Hausherr. „Ich möchte wissen, ob Du von hier fortziehen und in Halberstadt eine neue Heimath Dir bereiten möchtest."

„Meine Heimath ist da, wo Ihr seid, lieber Johannes," sagte nun die Frau. „Wollet Ihr nun

mich fragen, ob ich gern mit Euch nach Halberstadt zöge, so sage ich: Ja, mit tausend Freuden!"

„Gott segne Euch dies Wort, ehrwürdige Frau" rief hier der Stadtschreiber schnell aus. „Ja, ich darf es Euch versichern, daß Ihr dort bei uns so glücklich leben sollt, als es guten Menschen, die von ganzem Herzen geliebt und geachtet werden, möglich ist. Ihr kommt also zu uns und bringt wieder Leben in die todte Gemeinde."

Jetzt erst mochte Frau Anna verstehen, um was es sich eigentlich hier handelte. Sie blickte daher voll Unruhe auf ihren Gatten, der mit aufwärts gerichteten Blicken und gefalteten Händen, verloren in Fragen und Bitten an den Herzenskündiger und Schicksalslenker im Himmel, dastand und die Rede des Stadtschreibers ganz überhört zu haben schien. „Lieber Herr," sagte Frau Anna im freundlichsten Tone und indem sie ihres Mannes Hand ergriff: „Lieber Herr, ich habe wohl eine ungeschickte Antwort gegeben, die Euch betrübt macht?"

„Nein, mein gutes Weib," antwortete Arndt begütigend. „Du hast geredet, wie Dir's gegeben war. Du wußtest ja gar nicht, was hier zwischen uns verhandelt worden war. Es ergeht wirklich an mich der Ruf, des alten Pfarrers Sachse in Halberstadt, der mir persönlich bekannt geworden war, Amtsnachfolger zu werden. Also Du würdest Braunschweig gern verlassen, liebe Anna?"

„Ja gewiß, lieber Johannes“ versicherte die Hausfrau.

„Und warum?“ fragte Arndt. „Ist Dir's hier so übel ergangen?“ —

Und als die Hausfrau mit verlegenen Blicken ihren Gatten ansah, fuhr dieser fort: „Rede, wie's Dir um's Herz ist, liebe Anna. Es ist mir eben jetzt ein Bedürfniß, daß Du Dich frei und offen aussprichst, da ich in meiner Seele noch viele Qual leide. Auch vergiß nicht“ setzte er dann noch freundlicher hinzu, „daß drei Harzkinder mit einander sprechen; da macht sich das Herz gern leicht.“

„Ich wäre undankbar und ungerecht,“ begann nun die Hausfrau, „wollte ich sagen, daß mir selbst es hier übel ergangen sei. Was sollten sie auch einem Weibe Uebels thun, das fast Tag für Tag in seinem Kämmerlein bleibet, und sich um das Leben und Treiben der Stadt in keiner Weise bekümmert. Aber mein Herz konnte ich freilich nicht verschließen vor Dem, was hier geschehen ist. So lange wir hier sind, und das sind nun sechs Jahre, ist in dieser unglücklichen Stadt kein Friede, keine Ruhe gewesen; fast allwöchentlich Tumult und Auflauf, Bürger wider Bürger, weltliches und geistliches Regiment im Kampfe, Mord und Blutvergießen, und Mißtrauen, Haß und Feindschaft aller Orten. Nichts als Noth und Elend hinter uns, und nichts Besseres vor uns. Die namenlose Grausamkeit wider den unglücklichen Bodand

und ſeine Genoſſen hat auch die letzte Freude aus meinem Herzen geriſſen, und ſo oft ich Odilien anſehe, blutet meine Seele auf's Neue. Lieber Herr, hier in Braunſchweig kann Niemand glücklich werden; ich ginge mit Euch in das kleinſte, ärmlichſte Dörflein, oder auch bis an's äußerſte Meer; — nur fort von hier, — ich ſchwaches, friedſames Weib tauge nicht hier, wo Zwietracht und Verfolgung der Menſchen Seelen aus einander reißen und das Wort Gottes keinen Frieden geben kann. Und dann, mein lieber Johannes, noch Eins, das Ihr mir zu Gute halten werdet. Ich weiß, was die Stadt Braunſchweig an Euch hat; ich bin Euer Weib, ich kenne den Reichthum Eurer Güte und Liebe; ich kenne die herrlichen Gaben, die Gottes Gnade Euch vor vielen, vielen Anderen gegeben hat; ich kenne Euern Werth, und ſo ſehr Ihr in Eurer Demuth Euch erniedrigt, ſo ſehr erhöht Euch mein dankbares Herz. Ihr habt mich belehrt, daß aller Welt Reiz und Ehre eitel, und eines Chriſten unwürdig iſt, darnach zu verlangen. Ich will nun auch keine beſondere Ehre für Euch, aber ich will, daß man Euch liebe und vertraue, daß man Euch in Frieden leben laſſe und daß ſich die Gemeinde mit mir freuen ſoll, daß Ihr ihr Pfarrer ſeid. Aber was iſt Euer Lohn? Spott und Schmach, Haß und Verfolgung! Die Euch lieben und danken, haben nicht den Muth, es Euch zu zeigen; die Euch ſchützen und verthei-

digen sollten, kommen vor Neid und Mißgunst nicht dazu — lieber Herr, ich weiß, daß Ihr mich um solcher Worte willen sehr tadelt; aber nehmt es einem armen Weibe nicht übel, wenn sie den Mann ihres Herzens so will geehrt haben, wie er es verdient."

Arndt schüttelte mit schmerzlichen Mienen das Haupt und blickte dabei stillfragend auf sein Weib. „Anna," sagte er dann, „Du redest menschlich davon; willst Du Dich nicht auch mit Gott berathen?"

„Ich meine," antwortete die Pfarrfrau mit gläubiger Bestigkeit, „es sei eben Gott selber, der diesen lieben Landsmann zu Euch gesandt hat!"

„Ihr müsset Recht haben, ehrwürdige Frau" fiel hier der Abgesandte ein, und fuhr dann zu Arndt gewendet fort: „Das allgemeine Verlangen einer ganzen Gemeinde nach Euch, die völlige Einstimmigkeit zwischen Rath und Bürgerschaft in Eurer Wahl, und das Alles ohne Euer Zuthun, das kann nur Gottes Hand sein, die Solches bereitet hat!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" rief jetzt Arndt feierlich aus. „Ich will gehen, wohin er mich rufet. Ist es doch nur die endliche gnädige Erhörung meines Gebetes, die mir heute geschieht! Aber das Eine, edler Herr Stadtrichter, erbitte ich von Euch noch als eine Gunst; — ich zweifle nicht, daß ich Gottes Rath noch tiefer erkennen

und seinem Rufe folgen werde, und Ihr möget Solches Einem Edlen Rathe zu Halberstadt mittheilen; aber gebet mir nur noch etwa acht bis vierzehn Tage Raum, um mich völlig in meines Gottes Rath zu finden. Soll ich wirklich gehen, so wird der Herr mir ein Zeichen geben, daß er mich von hinnen forthaben will; darauf baue ich sicherlich. Wollt Ihr mir diese Frist gewähren?"

„O gern!" sagte Kießler. „Wissen wir nur, daß Ihr kommen wollet, so wird die Wartezeit leichter ertragen!"

„Ihr ziehet nach Mittag hin," sagte Frau Arndt, als der Stadtschreiber sich verabschiedete. „Grüßt mir das liebe Harzerland, die lieben Berge meiner Heimath! Ach Herr, die Berge müssen's doch den armen Harzern anthun, daß man die Sehnsucht nach ihnen nicht los werden kann."

„Nun, kommet nur bald," sagte Kießler, indem er beiden Ehegatten die Hand drückte. „Von Eurer Wohnung in Halberstadt aus könnt Ihr täglich mit den Harzbergen reden; und wenn es Euch recht ist, rede ich auch ein Wenig mit darein!" Und somit verließ er die Beiden.

Capitel 7.

Das Colloquium.

Der Sieg kommt vom Herrn.
Sprüchw. 21. V. 31.

Um die Mitte des Septembers des genannten Jahres 1605 versammelten sich in der an die St. Martinskirche angebauten Nebencapelle die sämmtlichen Geistlichen der Stadt, dorthin vorgeladen von dem Senior des Ministeriums, M. Petri, der nach der Flucht des Coadjutors Kaufmann, dessen Stelle noch unbesetzt war, die sämmtlichen kirchlichen Angelegenheiten zu leiten hatte.

Nachdem die vierzehn Pfarrherrn ihre Plätze in einem Halbkreise eingenommen hatten, nahm der Senior das Wort und sprach: „Ehrwürdige, liebe Herrn und Amtsbrüder! Es ist euch bekannt, daß zwischen zwei Gliedern des Ministerii seit einiger Zeit in Betreff der Reinheit der Lehre eine Mei-

nungsverſchiedenheit obwaltet; es ſind nun erſt etwa acht Wochen, daß wir noch unter dem Vorſitze des ehrwürdigen Herrn Coadjutors in gleicher Angelegenheit verhandelt und beſchloſſen haben, die Streitfrage nur unter uns wo möglich zum gütlichen Ende zu bringen, und unſere Gemeinden nicht damit zu behelligen. Es hat aber dennoch M. Denecke, wie er ſich gegen mich geäußert, im Drange ſeines Gewiſſens ſich nicht enthalten können, ſeine Gemeinde zur Vorſicht in Gebrauch des Büchleins unſers Herrn Collegen Arndt, welches den Titel führt: das wahre Chriſtenthum, aufzufordern, weil er nach wiederholter fleißiger Durchſicht ſich immer mehr überzeugt habe, daß ſich Irrlehren in demſelben befänden. Und es hat nun genannter Herr College, M. Denecke, wiederholt darauf angetragen, die Streitfrage noch einmal vor das Colloquium des Miniſterii zu bringen. Indem ich nun die ehrwürdigen Herrn Amtsbrüder zu heute in hieſiger heiliger Stätte zu einer brüderlichen Verſammlung habe berufen laſſen, ſpreche ich den herzlichen Wunſch aus, daß dieſe heutige Verhandlung den geſtörten Frieden in unſerer eigenen Mitte wieder aufrichten und daß der Herr ſelbſt uns geben möge erleuchtete Augen unſers Verſtändniſſes, daß wir erkennen mögen, welches ſei die Hoffnung unſers Berufes und welcher ſei der Reichthum ſeines herrlichen Erbes an ſeinen Heiligen. Dazu gebe uns der Vater der Herrlich-

keit den Geiſt der Weisheit und Offenbarung zu ſeiner ſelbſt Erkenntniß, und erhalte unſere Herzen in der brüderlichen Liebe. Amen!“

Nach dieſen Einleitungsworten zog M. Denecke unter ſeinem Prieſtermantel eine Schrift hervor und begann dann mit ſichtbar erzwungener Ruhe und Freundlichkeit:

„Es könnte ſcheinen, als ob mein wiederholtes Geſuch um ein Colloquium aus einem Beweggrunde hervorgegangen ſei, der auf das ſonſt ſo freundliche, amtsbrüderliche Verhältniß zwiſchen mir und meinem werthen Herrn Collegen Arndt, die wir doch Beide in Einer Gemeinde und auf Einer heiligen Stelle das Wort Gottes verkündigen, eben kein gutes Licht werfen würde. Aber doch hoffe ich, daß das ehrwürdige Miniſterium die Urſache zu dieſer heutigen Verhandlung in nichts Anderm ſuche und finde, als in der Seelenangſt eines gewiſſenhaften Dieners am Worte, der nicht allein um der Gemeinde willen, welcher Seelen er zu weiden hat, ſondern auch um des Friedens ſeiner eigenen Seele willen, darauf Acht haben muß, daß das Evangelium lauter und rein gepredigt werde.

Ich ſtehe,“ fuhr er nun ſicherer fort, „mit meiner Anklage auf dem Grunde der Schrift, wenn Sanct Paulus gebietet: Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, daß ihr aufſehen möget auf Die, die da Zertrennung und Aergerniß anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weichet von denſel-

digen; denn ſolche dienen nicht dem Herrn Jeſu Chriſto, ſondern ihrem Bauche und durch ſüße Worte und prächtige Rede verführen ſie die unſchuldigen Herzen!“ Und an einem andern Orte: So Jemand anders lehret, und bleibet nicht bei den heilſamen Worten unſers Herrn Jeſu Chriſti und bei der Lehre von der Gottſeligkeit, der iſt verdüſtert und weiß nichts, ſondern iſt ſeuchtig in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entſpringet Neid, Hader, Läſterung, böſer Argwohn, Schulgezänk ſolcher Menſchen, die zerrüttete Sinne haben und der Wahrheit beraubt ſind, die da meinen, Gottſeligkeit ſei ein Gewerbe. Thue dich von Solchen!“ Und ich ſtehe auf dem Worte Sanct Petri, der da ſpricht: Es werden auch falſche Propheten und falſche Lehrer unter dem Volke ſein, welche heimlich einführen werden verderbliche Secten und verleugnen den Herrn, der ſie erkauft hat und werden über ſich ſelbſt führen eine ſchnelle Verdammniß. Und Viele werden nachfolgen ihrem Verderben, durch welche wird der Weg der Wahrheit verläſtert werden.“ Ich ſtehe alſo auf gutem Grunde, obgleich ich mit dieſen Worten allen nichts weniger als einen Angriff auf die Perſon meines werthen Herrn Collegen Arndt, ſondern nur meine Rechtfertigung habe führen wollen darüber, daß mein Gewiſſen mich dränget, das heilige Wächteramt zu verwalten!“

Dieſe Rede, in welcher bei jedem Worte das

Gift geschäftiger Anklage und Verdächtigung herauszufühlen war, und das um so mehr verwunden mußte, je mehr der Redner dieſe Abſicht von ſich abzuweiſen die Miene machte, war freilich ein trauriger Beweis davon, daß das Bittwort des Seniors um Erhaltung der brüderlichen Liebe in Denecke's Herzen auch gar keinen Raum gefunden hatte.

Und Der, dem dies Alles galt, Johannes Arndt, wie nahm er dies auf? Er warf ſchmerzlich bewegte Blicke auf ſeinen Ankläger, und ſchien nur in der Stille ſeines Herzens zu fragen: „Warum thuſt du mir das?“

Der Ankläger aber entfaltete mit ſchlecht verhehlter Siegesfreude ſeine Schrift und fuhr nun alſo fort: „Der Anklagen, welche ich in Betreff der Reinheit der evangeliſch-lutheriſchen Kirchenlehre gegen unſern Herrn Collegen vorzubringen habe, ſind mit Uebergehung mehrerer anderer, hauptſächlich drei. Unſere Kirche lehrt, die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott geſchehe lediglich aus Gnaden. Nun aber kann ich nachdrücklich beweiſen, daß Herr Arndt dieſe Haupt- und Grundlehre ſchmälert, wo nicht gar auflöſet. Dies erweiſe ich daraus, daß Herr Arndt in ſeinem Büchlein vom wahren Chriſtenthume ſo ſehr auf die guten Werke dringet, daß man zuletzt erkennen muß, er lehre eine Seligkeit aus den Werken. Ob es nun ſchon zu viel gefordert wäre,

das ehrwürdige Ministerium zur Anhörung aller der Sätze aufzufordern, welche ich hier mit großem Fleiße aus dem sogenannten wahren Christenthume ausgezogen habe, so muß ich doch zur Begründung meiner Anklage folgende kurze Summa geben:

Herr Arndt," fuhr Denecke, die Augen auf seine Schrift gerichtet fort, „redet von Erneuerung des göttlichen Ebenbildes durch Lust und Freude an Gottes Geboten; er lehret, daß der Mensch sich täglich erneuern und sich selbst verleugnen müsse, daß der Mensch durch tägliche Besserung allein zum Reiche Gottes geschickt und zum ewigen Leben befördert werde, daß der rechte, wahre Gottesdienst in der Buße bestehe, und daß der wahre Christ nur an der Liebe und täglichen Besserung seines Lebens erkannt werde.

Im vierzigsten Capitel des genannten Büchleins giebt Derselbe funfzehn „schöne" Regeln eines christlichen Lebens, und diese sind: Wünsche vollkommen zu sein; bewahre die Reinheit des Herzens; erhalte die Freiheit der Seele; vermeide die Traurigkeit der Welt; nimm das Kreuz geduldig auf; nimm den himmlischen Trost mit demüthigem Danke an; bringe Gott die Opfer der Andacht und des Gebetes; sei betrübt, aber nicht verzagt wegen deiner Sünden; nimm mit Sanftmuth Verachtung und Schmach auf dich; überwinde mit Wohlthun deine Feinde; beneide nicht den Andern wegen sei-

ner Gaben; haſſe die Laſter, aber nicht die Perſon des Nächſten; halte dich für den größten Sünder, und verſchmähe die Welt.“ — Wo iſt hier nur ein Wort von Glauben an das Verdienſt Jeſu Chriſti? Zwar heißt es in der achten Regel: das wahre Erkenntniß Jeſu im Glauben iſt der rechte Name der Chriſten; aber gerade hier ſtehen die Worte, daß ſich die Heiligen nur durch geübte Tugenden erweiſen und ewigen Namen im Himmel haben. Aus dieſem Allen gehet zur Genüge hervor, daß Herr Arndt den pelagianiſchen Irrthum, daß ſich der Menſch durch ſeine guten Werke ſelig machen könne, wieder erneuert hat. Das muß aber die armen Seelen in der Gemeinde verführen und muß ihnen halb papiſtiſch vorkommen, weil ſolches Alles das Verdienſt Chriſti verkleinert!“

Denecke blickte nun herausfordernd auf den angeklagten Collegen, welcher, obgleich die tiefe Wehmuth ſeines Herzens in allen ſeinen Mienen zu erkennen war, doch ruhig und würdig alſo antwortete:

„Ich kann und mag es nicht leugnen, daß ich ganz beſonders auf Uebung der Gottesfurcht in guten, gottwohlgefälligen Werken dringe, und ich ſcheue mich nicht, es hier zu wiederholen, daß ich nur Den für einen wahrhaften Chriſten erkenne, welcher in ſeinem Leben und Wandel, in allen ſeinen Gedanken, Worten und Werken rechtſchaffene

Früchte der Buße und Besserung zeigt; aber ich habe nie und nimmer gelehrt, daß sich der Mensch durch seine guten Werke die Seligkeit erwerben könne. Ich fordere meine Herrn Collegen auf, mir diesen pelagianischen Irrthum auch nur mit einem Wörtlein in meinem Buche oder auch in meinen Predigten nachzuweisen. Wenn ich aber auf gute Werke dringe, so thue ich das, weil es ja gar nicht anders sein kann; es muß ja ein Jeder, der im Glauben sich Christo zum Eigenthum ergeben hat und der in Christo des lebendig machenden Geistes theilhaftig geworden ist, nothwendig gute Früchte bringen, wenn anders sein Glaube nicht todt sein soll. Stellet abgebrochene grüne Zweige in einen Krug mit Wasser; die Zweige werden wohl grünen und blühen, als wollten sie Früchte tragen. Aber das ist doch nur ein falscher Schein. Weil die Zweige vom Baume getrennt sind, und deshalb den rechten Saft nicht haben, so wird aus den Früchten nichts, sondern die tauben Blüthen fallen ab, und das Ganze war nur ein Schauspiel für die Augen. So stehet es auch mit dem wahren und falschen Christenthume. Wo Jemand nicht vollkommene Früchte der wahren Liebe bringet, da ist er nicht in Christo gewurzelt, sondern ein losgeschnittener Zweig, der wohl eine Zeit lang grünt und blühet, aber fruchtlos bald verdorret. Darum, sagt der Herr, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“

„Ihr wisset," entgegnete Dorothe, „allerdings in zierlichen Worten Eure Sache zu vertheidigen, und darin mag es wohl auch liegen, daß so viele Seelen, die eben nicht starke Geister sind, sich von der äußern Zierlichkeit gefangen nehmen lassen, ohne den Kern zu prüfen. Ich habe aber diesem Allen, womit ihr die Geltung der guten Werke so in den Vordergrund stellt und sie als einziges Kennzeichen des wahren Christenthums und als nothwendige Bedingung zur Seligkeit angebet, nur das Wort des Apostels entgegenzusetzen: Der Mensch wird nicht durch des Gesetzes Werke gerecht, sondern durch den Glauben an Jesum Christum." Oder wenn er im Briefe an die Römer sagt: Geschieht die Seligkeit aus Gnaden, so ist es nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde Gnade nicht Gnade sein. Ist es aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts, sonst wäre Verdienst nicht Verdienst." Wo Gnade ist, können also die Werke nichts gelten, wie es auch unsere Kirche lehrt, die damit eben den pelagianischen und papistischen Irrthümern entgegentritt. Ihr aber lasset neben der Gnade die Werke nicht allein gelten, sondern stellet dieselben auch noch als Bedingung zur Seligkeit!"

„Ihr thut mir mit solcher Anschuldigung Unrecht," sagte nun Arndt. „Niemand kann mehr, als ich, davon überzeugt sein, daß wir nur gerecht und selig werden aus Gnaden um Jesu Christi willen.

Aber dies Wort muß doch ein rechtes Verſtändniß haben und dies giebt der Herr ſelbſt, wenn er z. B. zu Nicodemus ſagt: Es ſei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen. Und: „was vom Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt.“ Aus dem Geiſte, oder aus Gott geboren ſein, iſt daher kein Schattenwerk, ſondern ein rechtes Lebenswerk; aus dem lebendigen Gott kann ja nicht eine todte Frucht, nicht ein lebloſes und kraftloſes Werk, ſondern nur ein lebendiger, neuer Menſch geboren werden. Unſer Glaube aber iſt allein der Sieg, der Das, was nicht aus Gott iſt, nämlich die Welt und ihre Luſt, überwindet. Was nun überwinden ſoll, Das muß eine mächtige Kraft ſein. Soll der Glaube ſein über der Welt, ſo muß er eine lebendige, obſiegende, thätige, wirkliche, alſo göttliche Kraft ſein. Und das iſt eben Chriſtus in den Gläubigen; Chriſtus muß Alles thun durch den Glauben. Durch dieſe Kraft Gottes werden wir wieder zu Gott hingezogen, in Gott zurückverſetzt, alſo, daß wir in Chriſto alle ſeine Güter beſitzen, und in ihm gerecht werden. In Chriſto allein iſt der Menſch gerecht und ſelig. Daraus folget alſo, daß die Werke an ſich ſelbſt nicht gerecht machen können; denn wir müſſen ja zuvor in Chriſtum verſetzet ſein durch den Glauben, und in ihm gerecht ſein, ehe wir nur ein einziges, gottwohlgefälliges Werk thun können; wir ſehen es ja nun, daß

alle unſere Gerechtigkeit Gottes Gabe und Gnade iſt, die alles unſer Verdienſt überſteigt. Wie kann ein todter Menſch gehen, ſtehen und etwas Gutes thun, wenn man ihn nicht zuvor lebendig machet? So lange wir nun aber in Sünden todt und Gott abgeſtorben ſind, ſo kann ja auch kein gottwohlgefälliges Werk von uns geſchehen, bis wir nicht in Chriſto zuvor lebendig gemacht worden ſind. Iſt es nun nicht erwieſen, daß die Gerechtigkeit allein aus Chriſto durch den Glauben kommt? Der Glaube in uns gleichet einem neugebornen Kindlein, das von ſeinem Erlöſer und Seligmacher, der es geboren hat, Alles empfängt, nämlich die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Heiligung, die Gnade und den heiligen Geiſt. Dies Empfangen macht fromm in allem Leben und Wandel, macht heilig und ſelig. Darum kommt die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, und nicht aus den Werken."

Als Arndt hier ſeine in aller Ruhe und Würde geführte Vertheidigung ſchloß, nahm Denecke mit zweideutigem Lächeln das Wort und ſagte: „Ich weiß es allerdings, daß mein theurer Herr College auf einer ſolchen Tiefe göttlicher Weisheit ſteht, daß ich ihm nicht dahin zu folgen vermag. Es iſt Alles ſo zierlich und löblich geredet, daß es wohlgefällt; aber wie durch ſolche Erklärung mein Angriff abgeſchlagen ſei, vermag ich noch nicht einzuſehen."

„So muß ich mich," ſagte nun Arndt, „dem Urtheile des ehrwürdigen Miniſterii unterwerfen. Bin ich mit meinen Worten unverſtändlich geblieben, ſo thut es mir leid, um meiner Ohnmacht willen, aber ich kann es nicht anders thun."

„Ich glaube Euch verſtanden zu haben," ſprach hier der Senior, „obſchon ich bekennen muß, daß Eure Ausdrucksweiſe etwas Ungewöhnliches hat und leicht zum Mißverſtändniß verführen kann. Aber nach Dem, wie ich Solches verſtanden habe, ſteht Ihr allerdings auf dem rechten Grunde unſerer Kirche und es iſt eben nur die Umkleidung Eurer Anſicht, welche dem Herrn Collegen Denecke gegen Eure Lehre Bedenken eingeflößt haben mag. Doch wird es gut ſein, wenn wir beim Schluſſe unſers Colloquii das Urtheil des ehrwürdigen Miniſterii zuſammenfaſſen."

„So gehe ich denn," fuhr nun Denecke fort, „zur zweiten Anklage über. Herr Arndt redet in ſeinem Buche, welches er das wahre Chriſtenthum nennt, viel von der Vollkommenheit, welche die Gläubigen noch hier auf Erden erreichen müßten, und das in einem ſolchen Maße, woraus mit Recht geſchloſſen werden muß, daß hier in der Zeit die Menſchen das göttliche Ebenbild wieder erlangen könnten. Hierher gehören alle Lehren und Meinungen, welche von der Nachfolge Chriſti handeln, und die aufzuzählen, wie ich es hier in dieſer Schrift gethan habe, leicht auch die größte Geduld

des ehrwürdigen Ministerii erschöpfen dürfte. Meine Anklage ist mit kurzen Worten diese, daß Herr Arndt in der Weise, wie er die Nachfolge Christi fordert, die Vollkommenheit der Gläubigkeit schon hier auf Erden verlangt. Nun lehret aber die Schrift und die Kirche, daß wir Alle als Sünder aus dieser Welt gehen und erst dort gerecht werden. In dem Irrthume unsers Herrn Collegen liegt aber für das arme, unverständige Volk die Gefahr, sich mit Uebung einiger guten Werke für vollkommen zu erachten und deshalb die Gnade gering zu schätzen."

„Da sei Gott vor, daß ich Solches lehre," entgegnete Arndt. „Wenn ich in meinem Büchlein von der Vollkommenheit des Christen rede, so will ich dies Wort nicht anders verstanden wissen, als es der Herr und seine Apostel selbst gebrauchen; wenn z. B. der Herr sagt: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; oder wenn er zu dem reichen Jünglinge spricht: Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe, was du hast; oder wenn Sanct Paulus fordert, daß wir vollkommen sein sollen am Verständnisse, und nicht Kinder; oder daß ein Mensch Gottes vollkommen sei und zu allen guten Werken geschickt; oder wenn Sanct Johannes sagt, daß die vollkommene Liebe Gottes wahrlich in Dem sei, der Gottes Wort hält; oder wenn Sanct Jacobus sagt, daß der Glaube durch die Werke vollkommen geworden

ist. Diese Vollkommenheit ist keine andere, als die höchste Selbstverleugnung, welcher der Mensch fähig ist, und die deshalb von ihm gefordert werden kann. Denn wer sich selbst verleugnen will, der darf nicht mehr sich selbst und seinem eigenen Willen, sondern allein Christo folgen, der da spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; denn ohne Weg kann man nicht gehen, ohne Wahrheit nicht erkennen, und ohne Leben nicht leben. Nun ist Christus der Weg, den wir gehen, die Wahrheit, die wir glauben, und das Leben, das wir leben und hoffen sollen, weil Christus der unvergängliche Weg in seinem Verdienste, die unbetrügliche Wahrheit in seinem Worte, und das unendlich ewige Leben in der Kraft seines Todes ist. Wer nun will zum Himmel erhoben werden, der muß zuvörderst wohl an Christum glauben, aber dann sich demüthigen und nach seinem heiligen Exempel leben; das ist der Weg. Wer nicht will von der Welt betrogen werden, der muß sich an Christi Wort im Glauben halten und demselben im heiligen Leben abermals folgen; das ist die Wahrheit. Und wer mit Christo leben will, der muß mit ihm und in ihm und durch ihn der Sünde absterben und eine neue Creatur werden, und Christo wiederum nachfolgen; das ist das Leben. Und wer Solches thut, der ist nach Christi Willen vollkommen, nämlich weil sein Leben Christi Leben ähnlich geworden ist."

„Ob ich gleich“ — fiel hier M. Sebaſtian Magius, der Pfarrer zu St. Michael ein — „nicht leugnen kann, daß mir Einzelnes in unſers Herrn Collegen Arndt Rede noch dunkel geblieben iſt, da es in etwas myſtiſche Ausdrucksweiſe gekleidet iſt, ſo ſehe ich doch deutlich ein, daß ſeine Vertheidigung eine völlige Rechtfertigung iſt. Wir können allerdings hier auf Erden nicht vollkommen werden, wie es Chriſtus ſelber war, aber ihm ähnlich ſollen und müſſen wir werden; das iſt unſere Vollkommenheit auf Erden!“

„Auch ich,“ ſetzte der Senior Petri hinzu, „habe daſſelbe erkannt; und wenn ich an den Mienen der übrigen ehrwürdigen Amtsbrüder nicht irregeführt werde, ſo ſind ſie auch derſelben Meinung. Es ſcheint demnach, als ob in dieſem Punkte Herr M. Denecke ſeine Anklage für erledigt anſehen könnte.“

Denecke warf auf die Verſammlung einen verächtlichen Blick, der in Arndt zuletzt ſeinen Ruhepunkt fand, und ſagte mit Bitterkeit: „Ich muß mich freilich den Ausſprüchen des ehrwürdigen Miniſterii unterwerfen; kann aber doch nicht umhin, es noch für möglich zu halten, daß ein anderes Miniſterium vielleicht anders urtheile. Ich ſtreite allein für Chriſti Ehre, nicht für meine eigene. Doch ich gehe nun zum dritten Anklagepunkte. Herr Arndt hat, wie wir auch heute bereits gehört haben, eine ſonderbare, wunderliche Redeweiſe, die

aller gewöhnlichen Art zuwider iſt, und die vielleicht von uns nur deshalb nicht verſtanden wird, weil es uns an Tiefe der Weisheit und Erkenntniß fehlet. Aber außer dieſer finden ſich in ſeinem genannten Buche unterſchiedliche Redensarten, welche Herr Arndt mit Denen gemein hat, die ihrer Lehren wegen mit Recht verdächtig geworden ſind. Dies gilt namentlich von Zweien, von dem Predigermönch Taulerus in Straßburg, einem bekannten Ketzer des vierzehnten Jahrhunderts, und von Valentin Weigel, einem ſectireriſchen Pfarrer in Zſchopau, einer meißniſchen Stadt, der, wie mir berichtet worden iſt, vor etwa ſiebzehn Jahren erſt verſtorben ſein ſoll. Beide Männer, Taulerus und Weigel, hat aber die Kirche als Enthuſiaſten und Schwärmer anerkannt und ihre Lehren als ſchriftwidrig verdammt. Wenn nun Herr Arndt die Redeweiſe ſolcher ketzeriſchen Männer ſich angeeignet hat und die Hauptlehren unſerer Kirche darin vorträgt, folget daraus nicht, daß dieſelben auch bei ihm ſo zu verſtehen ſeien, wie ſie bei Jenen verſtanden worden ſind? Und wenn man nun lieſet, wie Herr Arndt davon redet, daß Gott ſeine Wohnung müſſe im Menſchen haben, und daß die neue Geburt, und der inwendige, neue, geiſtliche Menſch dem alten Menſchen müßte entgegengeſetzt werden, und vieles Andere, was ich hier in dieſer Schrift ausgezogen habe, ſo wird man genöthigt, dies al-

lerdings für Enthusiasterei und Schwärmerei zu erklären!“

Mit gutmüthigem, fast mitleidigem Lächeln antwortete Arndt also: „Was die Anklage in Bezug auf den Pfarrer Valentin Weigel betrifft, so habe ich zu erklären, daß ich erst später erfahren habe, wie derselbige seine Lehre in solcher Redeweise vorgetragen habe. Es kann aber ein Wort und Ausdruck, aus zweierlei Mund gesprochen, doch gewiß auch aus zweierlei Herzen und Meinung kommen, und ist doch wohl dann nicht das einzelne Wort, sondern die ganze übrige Lehre und das ganze Leben des Mannes zu richten. Was aber die Postille des lieben Johannes Tauler, der mit Recht ein Doctor sublimis et illuminatus genannt worden ist, und was ferner einige Redensarten aus dem vortrefflichen Buche des Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi betrifft, die ich in mein Büchlein aufgenommen habe, so trage ich keine Scheu, zu bekennen, daß ich dieser Männer Schriften in hohem Werthe halte und daß ich wahrhaft selige Stunden in Lesung derselben zugebracht habe. Ein Herz, welches Christum sich zum Grunde gelegt hat, wird in dem lieben, frommen Mönche Tauler, ein solches Licht der Besserung, der Andacht, der Heiligkeit, der Frömmigkeit, der Gottseligkeit, der Furcht Gottes und der geistlichen Weisheit überhaupt finden, daß er dessen Buch als eine köstliche Seelenarznei genießt.

Hat doch daſſelbe unſer theurer Luther ſelbſt gethan, der eine Schrift, die insgemein dem Mönche Tauler, obſchon vielleicht mit Unrecht, zugeſchrieben wird, ich meine die „deutſche Theologie“ zur chriſtlichen Erbauung empfohlen hat und in der Vorrede ausdrücklich ſagt, daß man ſich an die ſchlichten deutſchen und ungeſchmückten Worte nicht ſtoßen ſolle, weil das Büchlein um ſo viel reicher ſei in Kunſt und göttlicher Weisheit. Ja noch mehr, der theure Mann Gottes, der nicht umſonſt Tauler's Schriften fleißig geleſen hat, hat ſich auch nicht enthalten können, einige Ausdrücke dieſes verachteten und verketzerten Mönches bei Ueberſetzung der Bibel zu gebrauchen, wenn dieſelben dem hebräiſchen oder griechiſchen Texte angemeſſen waren. Hat nun Niemand dies an unſerm lieben Luther zu tadeln ſich unterſtanden, wie kommt es, daß mir, der ich doch um tauſendmal geringer bin, als der theure Gottesmann, Solches zum Uebeln gedeutet wird? Oder wäre Jemand, der ſich ſeiner reinen Lehre bewußt iſt, gehalten, eine an ſich richtige, und mit der heilſamen Lehre übereinſtimmende Redensart nur deshalb abzuſchaffen, weil dieſelbe von einem Andern, der als Ketzer gilt, in einem verwerflichen Sinne gebraucht worden iſt? Müßte Solches ſein, ſo müßte auch ein echter und treuer Chriſt alle diejenigen Sprüche der heiligen Schrift fahren laſſen und verwerfen, welche von Kindern dieſer Welt gemißbraucht und zur Stütze

ihrer fleiſchlichen Sicherheit verwendet worden ſind. Und deren ſind leider nicht wenige, und könnte es leicht geſchehen, daß gerade die kräftigſten Sprüche von der Belehrung und Erbauung ausgeſchloſſen würden."

Dieſe mit edlem Freimuthe und mit ſteigender Wärme ausgeſprochenen Worte wirkten für den Sprecher ſo günſtig ein, daß nicht allein während derſelben die lautloſeſte Stille herrſchte, ſondern beim Schluſſe ein allgemeines Beifallsgeflüſter durch die Verſammlung ging. Dieſer Sieg auf der Seite des Verklagten wirkte aber freilich auf Seiten des Klägers das Gegentheil. Denecke, der bisher ſein triumphirendes Lächeln beibehalten hatte, verwandelte daſſelbe jetzt in die Abzeichen offenbaren Hohnes und glühender Verachtung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach.

„Ich weiß es wohl," fing er jetzt mit mühſam gezügelter Leidenſchaftlichkeit an, „daß die Zierlichkeit des Ausdrucks Ohr und Herzen gewinnt; aber eingedenk des apoſtoliſchen Gebotes, daß wir nicht mehr Kinder ſein und uns nicht mehr wägen und wiegen laſſen ſollen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menſchen und Täuſcherei, damit ſie uns erſchleichen zu verführen, muß ich freilich, ohne eine Anwendung dieſes Gebotes auf die Perſon meines werthen Herrn Collegen veranlaſſen zu wollen, an meiner einfachen, ungeſchmückten Redeweiſe und an meiner ſchwachen

Kraft und Einsicht mir genügen lassen, und kann demnach nichts Anderes entgegnen, als daß ich aus wohlbegründeter Ueberzeugung bei meinem Urtheile verharren muß, so lange als nicht ein anderes Ministerium, als eine zweite Instanz, an welche ich appellire, mich eines Andern belehrt!"

„Erlaubet mir, ehrwürdiger Herr College," sagte Arndt, „daß ich mit wenigen Worten zusammenfasse, wessen Ihr mich beschuldigt. Ich lehre in meinem Büchlein, so wie in allen meinen Predigten, daß das äußerlich-christliche Leben von Innen, aus dem Herzen fließen muß, und daß ein christlicher Lebenswandel allein ein rechtes, giltiges Zeugniß des christlichen Glaubens sei; da meinet Ihr nun, ich habe die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott auf den Wandel, auf die guten Werke gebaut. Aber daß Dem nicht so sei, habe ich zu beweisen gesucht. Wenn ich lehre, daß wir selber nichts Gutes thun können, es wirke es denn Gott in uns, gleichwie auch Sanct Paulus sagt: Daß wir Etwas taugen, das ist von Gott (2. Cor. 3, 5.) so gibt das gewiß keine Berechtigung, mich anzuklagen, daß ich die uns inwohnende Gerechtigkeit lehre, als wäre Christi Verdienst nicht genug zu unserer Gerechtigkeit. Weil ich gesagt habe, Christus müsse in uns leben, meinet Ihr, ich lehre die uns inwohnende, wesentliche und wahrhaftige Gerechtigkeit Gottes; weil ich von der Wohnung Gottes im Menschen und

von der neuen Geburt des inwendigen Menſchen rede, und dies mit einigen Ausdrücken verdächtiger Prediger thue, haltet Ihr mich für einen Enthuſiaſten und Schwärmer; weil ich die Nachfolge des heiligen Lebens Chriſti von jedem wahren Chriſten fordere, meint Ihr, ich lehre die göttliche Vollkommenheit des Menſchen! Darin thut Ihr ſicherlich nicht recht, lieber Herr College, und, daß ich mich deſſen erkühne, Ihr ſolltet das bittere Herzeleid ein wenig ermeſſen, welches Ihr durch Eure Anklage auf Irrthum in der Lehre und Ketzerei über treugeſinnte Kirchenlehrer bringt. Es iſt ja nicht ſo etwas Leichtes und Geringes, Jemanden zum Ketzer zu machen!"

Dieſe freundlich gemeinte Anſprache, welche nach Arndt's Wunſch und Willen, das feindſelig geſinnte Gemüth ſeines Amtsbruders etwas beſänftigen und zur ruhigen Betrachtung der Streitpunkte führen ſollte, wirkte bei dem neidiſchen Manne gerade das Gegentheil. Denecke nahm dieſe Worte als eine Art Zugeſtändniß der Schuld ſeines Gegners auf und mit neuem, friſchem Muthe erhob er ſich und ſprach:

„Weil Ihr denn nun ſelber das Wort ausſprechet, das ich aus amtsbrüderlicher Schonung vermieden habe, ſo trage ich denn hinfort kein Bedenken mehr, den Inhalt Eures ſogenannten wahren Chriſtenthums allerdings für ketzeriſch zu erklären; möge auch das geſammte Miniſterium und

ein großer Theil der Gemeinde sich von Euren Worten bethören lassen. Ihr wollt noch drei andere Bücher wahres Christenthum unters Volk schicken, nun, so mögen denn diese Zeugniß ablegen, ob Ihr im Rechte und in der reinen Lehre seid, oder ich; bis dahin aber beharre ich unwandelbar in meiner Anklage."

Der alte Senior Petri wollte sich hier erheben, um das ausbrechende Murren der Versammlung, von dem es zweifelhaft schien, ob es im Allgemeinen zu Gunsten Arndt's zu deuten war, zu beschwichtigen; da aber stand Johannes Arndt auf, das edle, obgleich tiefgefurchte, magere Angesicht umleuchtet von einem Glanze freudigen Muthes und sprach:

„Nun denn, worauf Jemand kühn ist, darauf bin ich durch Gottes Gnade auch kühn. Was habe ich gethan? Ich setze Jesum Christum und sein heiliges Wort zum einzigen Zwecke und Ziele aller christlichen Erkenntniß; ich beziehe Alles, was im Alten und Neuen Testamente geschrieben ist, sei es in figürlicher oder in offenbarlicher Weise geschrieben, auf Ihn, ich lehre den hohen Artikel von unserer Rechtfertigung vor Gott, die aus dem Verdienste Christi, als einer lebendigen Quelle, entspringt, die so hell und klar sein muß, daß auch nicht ein Stäublein menschlicher Werke darin gefunden werden darf; ich lehre die Mittel zu unserer Seligkeit, Gottes Wort, Geist und Glaube

und die heiligen Sacramente rein und lauter; ich fordere die Früchte der Gerechtigkeit, nämlich die Erneuerung und Heiligung, als den Baum mit den Früchten, in allem Ernſte; ich ſtrafe das falſche Chriſtenthum und alle Heuchelei, die ſo ſehr überhand genommen hat, ſo daß unter Tauſenden kaum Einer mehr erkennt noch verſteht, was das chriſtliche Leben ſei und ſein muß und ſoll; ich lehre Solches Alles der augsburgiſchen Confeſſion und der Concordienformel gemäß — und dafür thut man mir Gewalt und Unrecht an, läſtert, verläumdet und verdammt mich. Aber ich biete meinen Verläumdern Trotz, daß ſie mögen in ihren Schriften einen dieſer Artikel klarer, ernſtlicher und heilſamer zeigen. Und können ſie dies, daß ſie des menſchlichen Herzens verborgene Bosheit, des Menſchen Unvermögen, Nichtigkeit und Elend, und dagegen Gottes Gnade, Liebe und Gerechtigkeit in Chriſto gründlicher beſchreiben und höher rühmen, ſo will ich ihnen mit Freuden danken. Ich weiß, daß ich das in Thorheit ſpreche und mich eitler Weiſe rühme; aber zu dieſer Thorheit reizen mich meine Läſterer. Aber der Herr ſei Richter zwiſchen mir und ihnen Allen! Amen!“

Kaum hatte Arndt hier geſchloſſen, als Denecke mit wuthentbranntem Angeſichte ſich auf's Neue erhob; aber der Senior Petri nahm das Wort und ſprach: „Nicht alſo, lieben Brüder! Unſer College Arndt hat den Herrn im Himmel zum

Richter zwiſchen ſich und ſeinen Verklägern angerufen; es ziemt uns Diener vom göttlichen Worte, daß wir Solches achten. Auch dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir an heiliger Stätte uns befinden, wo brüderliche Liebe und Sanftmuth beſonders wohnen ſoll. Es kann und wird nicht fehlen, daß die Streitfrage anderwärts wieder wird aufgenommen werden; dann wird die rechte Zeit dazu gekommen ſein, weiteres Gericht zu halten. Ehrwürdige, liebe Brüder, ich bitte und ermahne Euch, daß Ihr fortan mit aller Geduld und Sanftmuth die Geiſter prüfet, ob ſie aus Gott ſind. Laſſet uns nun ein Jeder an ſeines Amtes Geſchäfte gehen! Der Herr aber ſegne Euch und mich!"

Und ſo verließ der Senior plötzlich die Verſammlung, aus vielleicht nicht ungegründeter Furcht, daß ſpäterhin es nicht ſo ruhig hätte geſchehen können.

Als Johannes Arndt in das Zimmer ſeiner Hausfrau zurückkam, ſprach er: „Anna! Gott hat mir das erbetene Zeichen gegeben. Er will mich doch wohl fort haben von hier!"

„Nun, des Herrn Wille geſchehe!" rief die Hausfrau mit freudigem Lächeln aus. „Aber welches Zeichen hat Euch der Herr gegeben?"

„Er hat," antwortete der Eheherr, „das ganze feindſelige Gemüth Denecke's ſich mir offenbaren

laſſen und mich zur Ueberzeugung gebracht, daß wir Beide fortan nicht mehr an einem Werke gemeinſam arbeiten können. Der verblendete, übelgeſinnte Mann hat mich offen für einen Ketzer erklärt und er wird nun weiter dafür ſorgen, daß die Gemeinde ihm zufalle. Je länger ich bleibe, deſto größer wird das Aergerniß und die Spaltung; je ſchneller ich von hinnen ſcheide, deſto beſſer iſt es für die arme Gemeinde, die bisher ſtatt Belehrung und Erbauung aus Gottes Wort faſt nur Aufruf zu Streit und Verfolgung von der Kanzel herab gehört hat. Vielleicht daß mein Abſchied den unbilligen und rachgierigen Mann zur Ruhe bringt; dann gewinnen ja Beide: Er und die Gemeinde! Und doch, Anna, liegt es mir ſchwer am Herzen, meine Gemeinde zu verlaſſen!"

„Hat Euch aber nicht der Herr den Zugang zu einer andern geöffnet?" fragte die Hausfrau. „Darum ſeid nur getroſt; es ſind ja Alles des Herrn Wege, die wir wandeln, und können wir nichts dazu und nichts davon thun! Ach, wäre nur Euer Herz ſo fröhlich als das meine! Ihr wiſſet gar nicht, wie gern ich von hier gehe! Ich glaube der liebe Kießler hat mir's angethan, daß ich ſo ſehr nach dem Anblicke meiner herrlichen Harzberge verlange! Gewiß, lieber Johannes, in Halberſtadt giebt's mehr Friede und Freude, und mehr Segen Eures Wortes!"

„Nun, das gebe der Herr!" rief Arndt tief-

bewegt aus. „Der Herr weiß es, daß ich nicht leichtsinnig diesen Schritt thue. Hätte ich seinen heiligen Willen unrichtig verstanden, nun so hat er ja noch tausend Mittel und Wege, mich meines Irrthums zu belehren. So sei es denn im Namen Gottes!“

Und Arndt setzte sich hin und schrieb zwei Briefe; den einen an den edlen Rath der Stadt Braunschweig, in welchem er um seine Entlassung in geziemender Unterwürfigkeit nachsuchte; und den zweiten an den edlen Rath zu Braunschweig, in welchem er sich bereit erklärte, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen und am bevorstehenden Michaelisfeste seine erste Predigt zu thun.“ —

Capitel 8.

Der Abzug.

Des Herrn Rath ist wunderkarlich und führet es herrlich hinaus.
Jes. 28. V. 29.

Am 18. September zogen um die Mittagszeit durch das Aegidienthor drei Wagen in die Stadt und nahmen ihre Richtung nach dem Hagen und der Martinikirche. Zwei davon waren ziemlich große Frachtwagen, ein jeder mit vier starken, muthigen Pferden bespannt, die um so leichter und zierlicher gingen, als die Wagen selbst völlig leer waren. Der dritte Wagen war eine stattliche Kutsche, von zwei, mit blinkendem Zeuge belegten Rappen gezogen, und in welcher, außer dem Kutscher, nur ein einzelner Herr zu sehen war. Aus allen Häusern schauten die Leute heraus, um dem sonderbaren Zuge nachzusehen und zu erforschen, was dies wohl zu bedeuten habe. Ihre Neugierde

fand endlich einen ſichern Haltpunkt daran, daß die Wagen vor der Amtswohnung des Pfarrers Johannes Arndt ſtille hielten.

„Sollte es alſo wirklich wahr ſein, daß Arndt uns verläßt?“ fragte Jemand aus dem verſammelten Volke. „Das wäre doch Schade um ihn; er iſt ſonſt ein ſo lieber, freundlicher Herr!“

„Ach, laſſet ihn immer ziehen,“ rief ein Anderer aus. „Er iſt ja nicht ganz rein in der Lehre, wie Herr M. Denecke erſt noch am letzten Sonntage uns bewieſen hat.“

„Und wenn er auch das wäre!“ ſagte ein Dritter. „Er eifert zu viel und wird's bald ſo weit gebracht haben, wie der landesflüchtige Coadjutor M. Kaufmann. Es mag ſchon recht ſein, daß die offenbaren Sünden ein wenig gezüchtigt werden; aber wer, wie Arndt, lauter Heilige aus den Menſchen machen will, der wird's nicht weit bringen. Es thäte ja wahrlich noth, man zählte den Trunk Bier's, den man zu ſeiner Stärkung zu ſich nimmt, nach dem wahren Chriſtenthume ab.“

„Mir ſcheint's,“ fiel ein Vierter ein, „als ob der Pfarrer Arndt viel unruhiges Blut habe, ſo daß er es nicht lange an einem Orte aushalten kann. Es muß ihm doch am rechten Hirtenblute fehlen!“

„Was ſagt Ihr?“ rief jetzt ein alter Mann aus, der ſich durch das verſammelte Volk hindurchdrängte. „Am rechten Hirtenblute ſoll's ihm feh-

len? Sagt lieber, daß es Euch am rechten Chriſtenblute fehlt. Denn hättet Ihr nur eine einzige chriſtliche Ader im Herzen, ſo ſtändet Ihr nicht hier und verleumdetet einen Ehrenmann; ſondern ihr zöget lieber hinauf zu ihm und bätet und ſprächet: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!"

Und ſomit gewann der alte Mann die Thüre und ſchritt ins Haus. „Er iſt der alte Jürgen von der Schulenburg!" ſagte ſpöttiſch eine Stimme. „Ein abſonderlicher Freund des Pfarrers. Adel und Geiſtlichkeit hält's immer miteinander." —

Als Schulenburg ins wohlbekannte Zimmer eintrat, fand er daſelbſt ſeinen Freund Arndt und einen fremden Herrn, der ihm jedoch ſogleich als der Stadtſchreiber Kießler aus Halberſtadt vorgeſtellt wurde. „Mein theurer Freund," rief der alte Soldat aus, „ich kann's nicht glauben, daß Ihr wirklich Euern Poſten verlaſſen wollt. Herr, es giebt noch viel Krieg in der Kirche, da brauchen wir tüchtige Soldaten, oder vielmehr tüchtige Hauptleute. Mein theurer Freund, wollt Ihr wirklich uns verlaſſen?"

„Ihr wißt ja, edler Herr, was mich forttreibt!" antwortete Arndt. „Iſt es doch nicht mein Werk, daß ich gehe, ſondern Gottes Werk. Und doch bin ich nicht ruhig, ja, ich muß es geſtehen, eine ungewöhnliche Bangigkeit zieht durch meine Seele.

Lieber Herr Stadtschreiber, Ihr seid, fürchte ich, zu bald gekommen, mich abzuholen."

„Wie das?" fragte Kießler verwundert. „Sind wir nicht auf den heutigen Tag einig geworden?"

„Das wohl," erwiderte Arndt. „Aber ich kann heute nicht mit Euch ziehen; der hochedle Rath hat mir meine Dimission noch nicht zugesendet!"

„Aber Ihr habt sie doch wohl eingereicht?" fragte Kießler.

„Allerdings," war die Antwort, „und ich habe dringend um baldigen Consens gebeten; aber bis diese Stunde bin ich noch ohne alle Antwort. Ich möchte aber um kein Gut der Welt in Unfrieden scheiden!"

Jetzt öffnete sich die Thüre, und der uns schon bekannte, seiner Amtswürde sich bewußte Rathsdiener trat herein. Arndt und seine Freunde glaubten zuversichtlich, daß der Bote den erwarteten Abschiedsbrief bringe; aber statt dessen lud er den Pfarrer Arndt zum augenblicklichen Erscheinen auf das Neustadt-Rathhaus vor. Arndt erschrak; aber ohne Zögern warf er sich in seinen Priesterrock, wendete sich mit der Bitte, unterdeß seiner zu warten und, wo nöthig, seiner lieben Hausfrau Muth einzusprechen, an die beiden Männer, und ging dann in Begleitung des Rathsdieners auf's Rathhaus.

Hier wurde er in das kleine Conferenzzimmer

geführt, wo der regierende Bürgermeister Statius Kale und der Syndicus Dr. Röerhand mit noch einigen andern Herrn des Raths versammelt waren.

„Herr Pfarrer," sagte der Bürgermeister in einem ziemlich unfreundlichen Tone, „es ist uns so eben gemeldet worden, daß die Halberstädter mit einer Menge Wagen angekommen sind, Euch abzuholen. Wir verhoffen doch nicht, daß Ihr ohne unsern Consens Euer Amt habt verlassen wollen?"

„Gewiß nicht, hochedler Herr," antwortete Arndt. „Ich habe vielmehr bereits den Abgesandten von Halberstadt die Weisung ertheilt, daß ich für heute, und überhaupt nicht eher die Stadt verlassen würde, als bis Ein Edler Rath mir die gebührend erbetene Dimission zugesendet habe."

„Wie kommt es denn," fuhr der Bürgermeister fort, „daß heute bereits die Wagen angekommen sind? Ihr müsset also doch den Tag dazu vestgesetzt haben."

„Ich habe," rechtfertigte sich Arndt, „allerdings in den heutigen Tag gewilligt, „aber nur in der Voraussetzung, daß Ein Edler Rath mir bis heute die erbetene Dimission würde bewilligt haben."

„Nun," sagte der Bürgermeister kurz und herrisch, „so möget Ihr denn den Abgesandten Halberstadt's die weitere Weisung ertheilen, daß Ihr die erbetene Dimission nicht empfanget und also hier bleiben werdet."

Als Arndt betroffen die Hände zusammenschlug und für den Augenblick keines Wortes mächtig war, fuhr der Bürgermeister fort: „Ja, ehrwürdiger Herr, Ihr dürfet nicht wähnen, daß die Vocation nur bei dem Prediger stehe; auch der Rath der Stadt hat sein Wörtlein darein zu reden. Ihr habt zwar Eure Dimission geziemend bei uns nachgesucht; aber das reicht nicht aus. Auch dem Rathe zu Halberstadt geziemt es, um Eure Ueberlassung bei uns nachzusuchen. Statt dessen aber habt Ihr ganz allein mit den Halberstädtern verhandelt, und hinterrücks Eures Patrones und Collators, hinterrücks Eurer Obrigkeit ganz nach eigenem Ermessen die Sache betrieben!"

Ob nun gleich diese Rede für den angeklagten Pfarrer viel Kränkendes enthielt, so bezwang doch Arndt die Aufregung seines Gefühls und antwortete ruhig und würdig: „Es mag wohl sein, daß ich in dieser Sache gefehlt habe, aber daß ich dieselbe ganz nach eigenem Ermessen betrieben habe, kann und muß ich von mir abweisen. Ich habe in keinerlei Weise das Pfarramt zu Halberstadt gesucht; ich habe selbst nicht einmal gewußt, daß dasselbe erledigt sei, sondern Ein Edler Rath zu Halberstadt hat mich dazu berufen. Ich habe selbst da nicht sogleich meine Zustimmung ausgesprochen, sondern um Bedenkzeit gebeten; und erst dann, als ich im letzten Colloquio die Ueberzeugung gewann, daß es für die Ruhe und den Frieden mei-

ner Gemeinde beſſer ſei, wenn ich ſie verließe, habe ich in derſelben Stunde, wo ich an Einen Edlen Rath allhier mein Bittgeſuch um Entlaſſung einreichte, nach Halberſtadt gemeldet, daß ich kommen würde. Wenn ich aber deſſen gewiß zu ſein vermeinte, daß man mich hier nicht halten werde, habe ich da ſo Uebles gethan?"

„Es geziemte Euch allerdings," ſagte der Bürgermeiſter, „mit Eurer Zuſage nach Halberſtadt ſo lange Anſtand zu nehmen, bis Ihr hier von uns entlaſſen waret. Der Rath dieſer Stadt hat Euch aus eigener Macht hierher berufen; er hat auch die Macht, Euch ferner zu halten, oder nicht. Und deſſ' ſind wir allerdings willig; nämlich Euch die Erlaubniß zum Abſchiede zu verweigern!"

Die fortgeſetzte Unfreundlichkeit in Ton und Rede gab jetzt dem tiefgekränkten Manne, bei dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld, den vollen Muth, für ſein gutes Recht zu ſprechen. „Ich ſtehe," ſagte er, „wohl in Eines Edlen Raths Gewalt und verſichere nochmals, daß ich die Stadt, ohne die erbetene Dimiſſion, nimmer verlaſſen haben würde; aber was die Freiheit meiner Perſon betrifft, ſo muß ich mich gegen jeden Zwang verwahren. Ich habe bei meiner Vocation hierher keinerlei Verſprechen geleiſtet, wie lange ich hier zu bleiben hätte, man hat auch ſolches in keiner Weiſe von mir gefordert. Auch iſt mir nicht bekannt, daß die weltliche Obrigkeit einen Prediger gegen ſeinen Willen

zwingen könnte, in ſeinem Amte zu verbleiben. Ein Edler Rath kann mich wohl noch eine Zeit lang halten, aber die Freiheit meiner Perſon in keiner Weiſe beſchränken. Mir thut es im innerſten Herzen wehe, daß ich vor Einem Edlen Rathe ſolche Worte reden muß, wie ich denn wohl auch noch niemals in meinem Leben Aehnliches möge gethan und geredet haben; auch bin ich zu aufrichtig der Obrigkeit unterthan, als daß es mir ſo leicht werden ſollte, auch nur im Geringſten ihr zu widerſprechen. Aber es handelt ſich um die Freiheit eines Predigers, der darin nur ſeinem Gott dienet, und dahin gehen muß, wo Gott ihn hinſendet. Wohl kommt die Vocation äußerlich von Menſchen; aber die eigentliche und wahre Vocation kommt von Gott, dem Herrn, der der Menſchen Herzen regieret nach ſeinem Wohlgefallen. Sollte deshalb Ein Edler Rath die Zufertigung meiner geziemend erbetenen Dimiſſion weiter hinausſchieben, als es Recht und Billigkeit geſtatten, oder mir dieſelbe ganz vorenthalten wollen, ſo könnte ich nicht anders, als ein höheres Gericht um Schutz meiner Perſon und Freiheit zu bitten!“

Die Herren des Rathes verriethen durch ihre Mienen, daß dieſe muthige Antwort des angegriffenen Pfarres ihnen unerwartet komme. Sie waren es allerdings nicht gewohnt, aus dem Munde des ſonſt ſo milden und demüthigen Arndt, der eher zehnmal Unrecht gelitten, ehe er einmal ſeines

Rechts ſich kräftiglichſt wahrte, ſolche entſchiedene Proteſtation zu vernehmen. Sie mochten es auch fühlen, daß ſie mit der völligen Verweigerung der Dimiſſion wohl nicht durchkommen würden, ſo ſchmerzlich es dem edlen Rathe zu Braunſchweig war, ein höheres Geſetz, als das eigene, anzuerkennen. In dieſer Verlegenheit, die einer herrſchſüchtigen Rathsperſon doppelt peinlich iſt, weil die weltliche Macht der geiſtlichen gegenüber nur in höchſter Noth eine Conceſſion macht, ergriff der gewandtere Syndicus Dr. Röerhand das Wort und ſagte:

„Wenn man Euch ſo reden hört, Herr Pfarrer, ſo ſollte man glauben, Ihr lebtet hier in Braunſchweig im äußerſten Elende. Was treibet Euch denn ſo gewaltig fort von hier?“

„Hochedler Herr,“ antwortete Arndt. „Ich könnte einfach ſagen: Mich treibet Gott allein von hier fort; denn Alles, was geſchehen iſt, iſt nicht mein Werk; aber ich könnte auch ſagen: Ich gehe fort, weil mich ja Niemand hier hält, und weil Die, welche mich halten wollen, wohl mehr an Das denken, was menſchlich iſt, als was göttlich iſt.“

„Saget aufrichtig, ehrwürdiger Herr,“ fuhr der Syndicus fort: „Habt Ihr wirklich nicht das Geringſte zu Eurer Vocation nach Halberſtadt beigetragen?“

„Nicht das Geringſte,“ antwortete Arndt

feierlichſt und legte ſeine rechte Hand auf die Bruſt. „Es iſt Alles allein Gottes Gnadenwerk!“

Im ſelben Augenblicke aber, als Arndt dieſe feierliche Verſicherung ausgeſprochen hatte, durchzuckte ein Schrecken ſeine Glieder; ſein Angeſicht verfärbte ſich, ſeine Hände zitterten, und indem er mit der Linken ſeine Augen bedeckte, fuhr er mit bewegter Stimme fort: Edle Herren, ich habe falſch Zeugniß abgelegt! Etwas habe ich doch wohl gethan!“

„Und was?“ fragte der Bürgermeiſter Kale ſchnell, der ſich zu freuen ſchien, daß er eine Gelegenheit erhielt, ſeine conſulariſche Würde wieder in Glanz zu bringen.

„Ich habe,“ ſagte Arndt, „meinen lieben Gott mit Thränen gebeten, mir ein anderes Oertlein, es ſei auch noch ſo gering, zu zeigen, wo ich ſein Wort predigen könnte!“

„Und weiter nichts?“ fragte der Bürgermeiſter, aber nicht mehr herriſch und gebieteriſch, wie vorher, ſondern mit plötzlich veränderter Stimme, als ſei ſeine Seele mit einem Male wie umgewandelt worden.

„Weiter nichts, hochedler Herr Bürgermeiſter. So wahr mir Gott helfe!“ betheuerte Arndt und fuhr dann fort: „Nun weiß ich wohl, daß es ſündhafte Anmaßung iſt, zu ſagen, daß ein armer geringer Menſch mit in Gottes Rath reden könne, aber ich weiß auch, daß unſer lieber Gott

unſer Gebet und Seufzen allezeit erhöret, wenn auch oft in einer Weiſe, wo wir eher meinen möchten, Gott habe ſich ganz von uns abgewendet. Auch weiß ich, daß der liebe Herr im Himmel nicht immer ſo ſchnell mit ſeiner Hilfe da iſt, als wir zu ihm ſchreien; ſondern er läſſet uns wohl oft erſt das Kreuz noch eine Zeit lang ſchwerer drücken, als vorher; endlich aber gedenket er doch an unſer Gebet und Seufzen, und thut zu ſeiner Zeit, was wir zu unſerer Zeit gebeten haben."

„Und Ihr habt wirklich Gott um Aenderung Eures Predigtortes gebeten?" fragte der Bürgermeiſter.

„Mag das ſo Wunder nehmen!" rief Arndt ſchmerzlich aus. „Nach ſolcher Verfolgung, die ich hier in meinem Amte erlitten habe, iſt es einem ſchwachen Menſchenherzen wohl zu verzeihen, wenn es um Frieden und Ruhe bittet."

„Wir wiſſen allerdings, „ſagte Statius Kale, „daß Ihr, ehrwürdiger Herr, wieder in anderer Weiſe als Euer vormalige College, der Coadjutor Kaufmann, viele Feinde und Widerſacher in hieſiger Stadt und beſonders unter Euren Amtsbrüdern habt; aber Ihr wiſſet ja auch, daß Ein Edler Rath Euch in Euren Rechten ſchützen wird in dieſer Sache. Warum ſeid Ihr nicht klagbar bei uns geworden? Ihr habt zwar unlängſt ein Schreiben in dieſer Sache mir zugeſendet, aber Ihr habt darin Euch ſelber mehr entſchuldigt, als Andere

angeklagt. Warum ſuchet Ihr Euer Recht nicht?“

Arndt ſchüttelte wehmüthig das Haupt und entgegnete: „Was müßte die Gemeinde, was müßte die Obrigkeit von den Predigern denken, wenn dieſelben ſich gegenſeitig verklagten! Edle Herrn, es herrſchet allerdings in unſerer Gemeinde zu viel Haß und Feindſchaft gegen die Geiſtlichen, wenn dieſe ihr Strafamt auf Befehl Gottes üben. Was müßte aus einer Gemeinde noch werden, wenn ihre Seelſorger ſelbſt ſich Einer den Andern als Feind und Widerſacher behandelten und den weltlichen Arm zu Hülfe riefen! Ein geſchmähter Prediger ſoll nur Hülfe bei Gott ſuchen, aber nicht bei Menſchen. In der Schmach Chriſti liegt eben ſo viel Ehre, wie Freude!“

„Seid Ihr denn,“ fuhr der Bürgermeiſter mit reger Theilnahme fort, „wirklich ſo heftig und feindſelig angegriffen worden, als wir aus Eurer Rede zu entnehmen haben?“

„Leider ja, hochedler Herr,“ antwortete Arndt. „Man hat mich öffentlich vor der Gemeinde für einen Ketzer und Schwärmer erklärt, man hat all' mein Thun und Predigen Jökelei und Hudelei geſcholten, man hat ſich nicht geſcheut, mich den gröbſten und ungelehrteſten Eſel zu nennen, der ſeine Theologie nicht gelernt hat und nichts davon verſteht, man hat mich meiner ganzen Lehre wegen verdächtigt und die Leute förmlich vor mir ge-

warnt, da ich doch vor Gott bezeugen kann, daß ich die reine Lehre unserer Kirche allenthalben bekannt und vertheidigt habe! Hochedle Herrn, es hat mir weh gethan, als ich aus dem Fürstenthume Anhalt, meinem eignen lieben Vaterlande, verstoßen und vertrieben wurde; es hat mich tief geschmerzt, als ich bei meinem Abschiede aus Quedlinburg statt Liebe und Dank, nur Spott, Schmach und Hohn mit mir nahm — aber das Alles ist gering und klein gegen die Schmach und Verfolgung, welche ich hier in Braunschweig erlitten habe und noch erleide. Es kann für einen Prediger nichts Schmerzlicheres geben, als wenn sein Amt verlästert wird, wenn er, der als Seelsorger das Vertrauen seiner Gemeinde besitzen muß, will er anders mit Segen wirken, als ein Miethling und falscher Hirte dargestellt wird, der die Seele mit Ketzerei vergiftet! Wird dem Prediger die Kraft seines Wortes durch Verläumdung hinweggenommen, so ist es eben so, als wenn dem Lahmen die Krücke, als wenn dem Blinden der treue Führer genommen wird. Ist es nun zu verwundern, wenn ein armer, geschmähter Pfarrer in seiner größten Noth, die ihn treffen kann, seinen lieben Gott mit Thränen bittet, ihm ein anderes Oertlein zu zeigen, wo er in Ruhe und Frieden seines sorgen- und verantwortungsvollen Amtes warten kann? Ja, ich leugne es Einem Edlen Rathe nicht, hätte ich damals, noch ehe der Ruf von Halberstadt an mich erging, ein solches

Oertlein gewußt, und wäre es das geringste gewesen, und hätte ich müssen mein tägliches Brot noch mit eigner Händearbeit verdienen, ich wäre auf Händen und Füßen hinausgekrochen."

„Gott weiß es," sagte der Bürgermeister, „es ist uns dies Alles nicht so bekannt gewesen, als Ihr es uns jetzt mittheilet. Und nun fühle ich es mit Euch, wie Ihr nach einem ruhigen Orte verlangen und zur Annahme der Halberstädter Vocation so bereit sein könnet!"

„Dabei aber," fuhr Arndt fort, „muß ich es mit der Hand auf dem Herzen aussprechen, daß die Ursache, die mich fort treibet, nicht in der Verachtung meiner Person lieget. Auch ist es nicht der Vortheil der Nahrung und der Besoldung, der mich nach Halberstadt treibet; denn eines theils kann ich bei Gott versichern, daß darüber noch gar keine Verhandlung zwischen dem Rathe zu Halberstadt und mir gepflogen worden ist; anderntheils habe ich ja auch Niemanden, um dessenwillen ich größere Einkünfte suchen sollte. Kinder hat mir Gott nicht gegeben, und meine Hausfrau wird bei meinem Tode nicht dem äußersten Elende ausgesetzt sein; da ich mit Gottes Hilfe einige hundert Thaler erspart habe. Mich treibt nichts fort, als die Verachtung meines Amtes, und die Ueberzeugung, daß es auch meiner Gemeinde besser sei, wenn ich gehe, als wenn ich bleibe. Denn ist der Stein des Anstoßes hinweggenommen, so fällt wohl

auch das Aergerniß weg. Auch verhehle ich nicht, daß das Hinderniß, mein Pfund, das mir Gott anvertraut hat, mit der Feder frei anzulegen, mit in die Wagschale fällt; hier, wo ich die Leute wider mich habe, und all das Meine vernichtet wird, kann ich nicht mit Freuden daran gehen, mein Buch vom wahren Christenthume in seinen übrigen Theilen in Druck zu geben."

„Ehrwürdiger Herr," sagte nun der Bürgermeister Statius Kale, „ich leugne es Euch nicht, daß ich mit unfreundlichem Herzen Euch hier empfangen habe. Daß Ihr, wie es den Anschein hatte, es wagen konntet, Euer Amt und unsere Stadt zu verlassen, ohne des Raths Willen und Zustimmung, mußte unser Aller Unwillen erregen; da wir seit jenem Tage, wo der Coadjutor Kaufmann im Streite mit seiner Obrigkeit beharrte und bei Nacht und Nebel davon ging, es eingesehen hatten, daß es nicht gut sei, in dem Rechte, welches die weltliche Obrigkeit über die Kirche und ihre Diener gesetzmäßig zu üben hat, auch nur eines Fingers Breite zu weichen. Dazu kam, daß wir der Meinung waren, Ihr hättet mit dem Rathe zu Halberstadt seit langer Zeit und in aller Heimlichkeit schriftliche und mündliche Verhandlungen gepflogen, um uns sodann mit einem Male den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Ihr habt uns nun freilich eines Andern und Bessern belehrt, daß nämlich alle Schuld auf den Rath zu Halberstadt

zurückfällt. Aber das ist's nicht allein, was uns, und mich besonders mild für Euch gestimmt hat. Ihr wisset, ehrwürdiger Herr, daß ich selbst meinen Gottesdienst nur in der St. Aegidienkirche abhalte, und damit ich Euch, obschon mir nicht zur besonderen Ehre, auch das gestehe: Ich habe bis jetzt noch nicht Zeit finden mögen, Eure Schriften, und namentlich das jetzt so vielfach angefochtene „wahre Christenthum" zu lesen. Ich hatte daher von Euch und Euern Werken nur die Meinung, welche Euer nächster College, M. Denecke, über Euch unter die Leute gebracht hat, die allerdings nicht die rühmlichste ist. Aber die Art und Weise, wie Ihr Euch gegen uns vertheidigt habt, und, warum soll ich's verheimlichen, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Ihr selbst Euer Gebet zu Gott als einen Schritt zu Eurer Ortsveränderung ansehet und Euch deshalb des falschen Zeugnisses anklagtet, — dies hat mich für Euch gewonnen." —

„Hochedler Herr" fiel Arndt ein, während sein mageres Angesicht mit einer flüchtigen Schaamröthe übergossen war. Aber der Bürgermeister nahm das Wort wieder auf und sagte:

„Ich bitte Euch, laßt mich ausreden! Was nun mir geschehen ist, warum kann das nicht auch Anderen geschehen? Es mag wahr sein, daß ein großer Theil der Gemeinde wider Euch ist, weil Eure Feinde und Widersacher unter Euren Amtsbrüdern, leider Gottes, wohl dafür sorgen mögen,

daß Ihr in Verdacht bleibet. Aber warum sind die Leute wider Euch? Sie kennen Euch noch gar nicht recht; sie besuchen Eure Predigten nicht, sie lesen Eure Schriften nicht und sie schreien mit Denen wider Euch, die vielleicht nur aus Neid und Mißgunst Eure Verkläger sind. Aber sollte das nicht besser werden können? Das Volk lässet sich nun einmal nur durch ungewöhnliche äußere Dinge leiten und giebt nicht viel auf eigne Prüfung. Nun ist Euer jetziger beabsichtigter Wegzug recht gut dazu geeignet, die Augen des Volkes auf Euch zu ziehen. Sie werden nun schon aus Neugierde in die Martinskirche gehen, um zu hören, was Ihr darüber sagen werdet; und da Ihr mit Eurem Worte das innerste Herz treffen und die Gemüther Euch zuwenden könnet, so wird es nicht fehlen, daß nach und nach die Leute einsehen, daß man Euch Unrecht gethan hat. Und solches Zugeständniß hat einen großen Werth! Und nun wiederhole ich Euch, was ich vorhin schon sagte, Ihr möget dem Abgesandten Halberstadts die Weisung ertheilen, daß Ihr die erbetene Dimission nicht empfangen und also hier bleiben werdet."

Diese Worte, die jetzt im Tone der Bitte und früher im Tone trotziger Herrschsucht gesprochen, ergriffen auch Arndt's Seele. „Ich bin," sagte er, „solcher Milde und Güte nicht werth; ja noch mehr, diese Worte durchbohren meine Seele, weil ich nicht thun kann, was Ein Edler Rath

von mir bittet. Ich habe dem Rathe zu Halberstadt mein Wort gegeben, und muß solches halten!"

„Mit Nichten!" entgegnete Kale schnell und freundlich. „Ihr habt gesagt, daß Ihr nach Halberstadt ziehet würdet, sobald Ihr von hier entlassen sein werdet. Nun, mein ehrwürdiger Herr und Freund, das ist nun nicht mehr Eure Sache sondern unsere Sache. Wir entlassen Euch jetzt noch nicht, und Ihr seid der Obrigkeit zu willig unterthan, als daß Ihr Euch weigern solltet, ihr zu gehorchen. Im Namen des ganzen Rathes erkläre ich Euch: Wir entlassen Euch durchaus nicht! Was wollet Ihr nun thun? Wird es Euch denn gar so schwer, bei uns zu bleiben?"

„Hochedler Herr Bürgermeister," antwortete Arndt. „Ich bin es in Wahrheit nicht werth, daß solche Freundlichkeit an mir verwendet wird. Wir Prediger sind mehr, denn alle Anderen, in Bezug auf unser Amt in der Hand Gottes. Ich kann keine andere Erklärung geben, als diese: Es möge Ein Edler Rath allhier die Sache mit Dem zu Halberstadt weiter verhandeln, meine Person aber dabei ganz unbeachtet lassen. Ich werde bleiben, und werde gehen, Beides, wie die Edlen Herrn nach dem Willen Gottes über mich Eins werden."

„Nun," rief der Bürgermeister aus, „das ist doch wieder ein Wort, an welchem man sein herzliches Wohlgefallen haben kann. Wir werden demgemäß verfahren; damit Ihr aber auch sehet,

ehrwürdiger Herr, daß der Rath dieſer Stadt Euern guten Willen zu achten weiß, ſo habe ich Euch noch zweierlei mitzutheilen. Zuerſt werde ich in allernächſter Zeit das ganze Miniſterium der Stadt zuſammen berufen laſſen, um über die Mittel und Wege zu verhandeln, wie es bei uns beſſer, und der Segen der Kirche wirkſamer und allgemeiner werden könne. Ich weiß es, es giebt viele Mißſtände, viele Aergerniſſe zu beſeitigen; aber nehmet mein Verſprechen hin, es ſoll zur Beſſerung der Kirchenzucht Alles geſchehen, was der Rath dieſer Stadt vermag!"

„Gott erhalte Euer Edlen in dieſem Vorſatze!" rief Arndt mit von freudiger Hoffnung bewegter Stimme aus. „Ja, edler Herr, es muß Vieles anders werden, wenn Glück und Frieden in unſerer Stadt wohnen ſollen. Aber es *kann* beſſer werden; und das iſt unſere Freude!"

„Und dann," fuhr Statius Kale fort, „werdet Ihr dem Rathe erlauben, Euch an Eurer Beſoldung etwas Billiges zuzulegen, und zwar vom heutigen Tage an."

„Nein, nein," entgegnete Arndt, mit Kopfſchütteln: „Edle Herrn, ich laſſe mir gerade an Dem genügen, was ich habe. Mein Haushalt iſt klein, mein Weib iſt genügſam und ich bin auch leicht zufrieden geſtellt. Kann ich auch nicht Schätze ſammeln, ſo habe ich doch hinreichend, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Und

würde das nicht meinen Feinden und Widersachern ein neues Aergerniß sein?"

„Diese Furcht laßt Euch nicht quälen, ehrwürdiger Herr und Freund," erwiderte der Bürgermeister. „So schlimm steht es, Gott sei Dank, noch nicht in unserer Stadt, daß man nicht wagen dürfe, verdienten Männern ihren Ehrensold zu geben. Und dann, wenn auch Ihr selbst für Euch genug habt, so könnet Ihr's wohl für Andere brauchen. Ich höre, daß Ihr den größten Theil Eurer Accidentien den Leuten erlasset und den Beichtpfennig ganz zurückweiset. Da Ihr nun außerdem Arme und Bittende nicht von Eurer Thür weisen werdet, und, wie wir wissen, die Tochter des vormaligen Bürgermeisters Lüdecke in Euer Haus aufgenommen habt, so dürfte Eurer lieben Hausfrau eine billige Unterstützung wohl nicht unwillkommen sein. Und so sei denn die Sache zwischen uns beschlossen. Fahrt fort, ehrwürdiger Herr, das Wort Gottes unter uns zu treiben, führet die Herzen der Menschen von der Welt zu Gott, von dem todten Glauben zum lebendigen, und von dem bloßen Wissen zu gottwohlgefälligen Werken."

„Ihr aber," — so wendete sich der Bürgermeister jetzt an den Secretär von Vetzeld, — „schreibet einen Brief an den Rath zu Halberstadt, sagt darin, daß der Rath zu Braunschweig sich seine Prediger nicht hinterrücks entführen lässet,

daß es den Halberstädtischen wohl angestanden habe, uns zuvor darum zu begrüßen und daß wir uns für alle fernere Zeiten vor dergleichen heimlichen Umtrieben kräftigst verwahren wollen. Schreibet den edlen Herren daselbst, sie möchten mit den Wagen, die sie so eigenmächtig in unsere Stadt geschickt haben, sich einen andern Prediger irgend wo auf der Straße suchen, wenn sie einen finden könnten, der etwa, wie M. Kaufmann, bei Nacht und Nebel seine Gemeinde verlässet."

„Edler Herr Bürgermeister," sagte hier Arndt, „darf ich noch eine Bitte aussprechen? Warum diese harten Worte? Wie auch der Rath zu Halberstadt in dieser meiner Angelegenheit gefehlt haben mag, — obschon ich selbst davon nichts zu sagen wüßte — so dürfte er doch solche harte Worte nicht verdient haben. Ist mir's ohnedies schmerzlich, daß um meiner geringen Person willen dieses Aergerniß herbeigeführt wird, so sollte es mir doch zehnmal schmerzlicher sein, wenn zwischen den beiden Städten so unnöthiger Weise Zwiespalt erregt würde. Darum verzeihet mir, hochedler Herr, daß ich mich solcher Sprache erdreiste, aber ich bitte herzinniglich: lasset einen gelinderen Brief nach Halberstadt schreiben!"

Der Bürgermeister schüttelte mit zweifelhaftem Lächeln den Kopf und sagte: Mein ehrwürdiger Freund, Ihr seid doch ein sonderbarer Mann! In unserer Zeit werdet Ihr mit solcher Nachgiebigkeit

nicht weit kommen. Wer in seinem Rechte ist, muß sich dafür auf das Kräftigste wehren, wenn es nicht angefochten werden soll. Doch Euch zu Liebe mag der Secretär eine glimpflichere Antwort nach Halberstadt schicken! Euch aber, mein würdiger Freund, wie ich von heut an Euch gern nenne, erhalte uns Gott noch lange; und seid überzeugt, daß ich heute noch Euer Buch vom wahren Christenthume lesen werde. Ich weiß ja nun, daß ein wahrer Christ auch ein wahres Christenthum habe schreiben müssen!"

Als Arndt bald darauf in sein Zimmer zurückkam, wurde er sowohl von seiner Hausfrau, die mit Zittern und Angst seiner gewartet hatte, sowie von den beiden Männern mit Fragen bestürmt. Und als er kaum Bericht über Alles, was geschehen war, abgestattet hatte, rief der alte Schulenburg freudig aus: „Nun Gott sei Dank, daß er unsern hochedlen Rath regiert hat! Das ist seit Langem die erste frohe Botschaft, die vom Neustadt-Rathhause herunterkommt! Das ist ein Friedensschluß, der beiden Theilen zur Ehre gereicht!"

Der Stadtschreiber Kießler aber stand traurig und betrübt und sprach: „Mein Ausgang geschah in Freude und Hoffnung, mein Eingang wird in Trauer und Herzeleid geschehen. Möge Gott unsere arme Stadt und Gemeinde zu trösten wissen!"

„Sprecht nicht so, lieber Herr!“ bat Arndt mit bewegter Stimme. „Stehen wir doch unter Gott und sind nur Werkzeuge seiner Gnade und Treue. Das Eine aber haltet mit mir vest: Ist das Werk, das Ihr zu führen hierher berufen waret, aus Gott, so wird es Gott nicht unvollendet lassen! Er kann es über Nacht Alles anders machen! Und Du, mein liebes Weib, was sagt Dein Herz dazu?“

Die Hausfrau fuhr aus tiefem Sinnen auf, und sprach mit bewegter Stimme: Unsere Wege sind nicht Gottes Wege, unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken. Sein heiliger Wille geschehe!“

Dann aber ging sie auf Kießler zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Mein edler Herr, — grüßet mir mein liebes Harzerland!“ Und dann verließ sie mit Thränen im Auge das Zimmer.

Capitel 9.

Der Besuch im Kerker.

So ihr mich vom ganzen Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr, und will euer Gefängniß wenden!
Jerem. 29. V. 13. 14.

An der starken, aus eisernen Pfosten zusammengefügten und mit Eisen beschlagenen Thüre der Büttelei in der Altstadt harreten schon eine geraume Zeit lang drei Personen vergeblich der Erlaubniß zum Eintritte. „Man wird uns gewiß nicht einlassen," sagte eine weibliche Stimme im schmerzlichen Tone.

„Seid nur getrost, edle Jungfrau!" tröstete ein junger Mann. „Ich kenne die Manieren des Gefangenwärters; er läßt gern lange warten, weil er dies seiner Macht und Würde für anständiger hält."

„Meinet Ihr, Nebelthau?" fragte ein alter Mann mit dem Feuer eines Jünglings im Blicke,

und Töne. „Da kennt Ihr diese Herren von der Schlüsselgewalt noch nicht recht. Es ist nichts weiter, als eine verstärkte Contributionsmanier; je länger und schwieriger der Eintritt ist, desto größer und schwerer das Geldstück. Es führt nun einmal ein Jeder auf seine eigne Art Krieg und Brandschatzung auf die Casse seines Nächsten. Pfui doch über die niedere Menschennatur!“ Und dabei schlug er mit dem eisernen Hammer, der an der Thüre befestiget war, so laut und hastig auf, als wollte er seinen vollen Ingrimm auf die Speculationsgewandtheit der Menschen dadurch austoben lassen. „Ich muß,“ setzte er dann ärgerlich hinzu, „dem Manne dadrinnen doch auch zeigen, wie ein alter Soldat anklopft!“

Diese Soldatenart zu klopfen hatte auch wirklich den gewünschtesten Erfolg; sogleich darauf wurden von innen schwere hölzerne Riegel in die dicken Mauern zurückgeschoben, Ketten klirrten rechts und links an den Wänden, Schlüssel knarrten in den Schlössern, und endlich that sich langsam und seufzend die kleine, halbrunde Thüre auf, bei deren Tone die Jungfrau zusammenschauerte und erbleichte.

„Odilia,“ sagte der alte Soldat, „fürchtet Euch nicht! Wenige Tropfen Oeles würden freilich diese schauerlichen Seufzer mit einem Male vertreiben, aber fast fürchte ich, diese hölliſchen Töne gehören mit zur Amtswürde. Je mehr die Thüre schreit, desto mehr erschrickt der Unglückliche, der hier ein-

geht, und Ihr wißt noch nicht, welch' eine liebliche Augenweide der Schreck der Gefangenen für dieſe Schlüſſelherrn iſt. — Ah, da ſeid Ihr!" fuhr er dann, zu einem großen, ſtarken Manne gewendet, fort, der ein mächtiges Bund ſchwerfälliger Schlüſſel in der Hand trug. „Sagt einmal, Meiſter Bertram, warum laſſet Ihr uns ſo lange warten?"

„Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung," antwortete der Mann mit dem demüthigſten Lächeln. „Ich wußte nicht, daß der gnädige Herr von der Schulenburg draußen ſtehe, obſchon es immer viel Zeit und Mühe erfordert, zu öffnen und zu ſchließen." Und das bewährte er ſogleich mit der That, indem er mit ſichtbarer Anſtrengung die bleiſchweren Balken aus der Mauer wieder hervorzog, und die gewaltigen Ketten und Vorlegeſchlöſſer wieder anlegte.

„Führet uns doch zu dem Herrn Bürgermeiſter Lüdecke!" gebot Schulenburg ärgerlich.

„Euer Gnaden," entgegnete Meiſter Bertram achſelzuckend, „das kann ich nicht, das iſt mir nicht erlaubt. Ich könnte höchſtens den Herrn Medicus Nebelthau vorlaſſen, wiewohl auch nur in ſolchen Fällen, wo ich's zu verantworten vermag. Und da heute der ehrwürdige Bürgermeiſter Lüdecke ſo ziemlich wohl und munter iſt, dürfte auch der Beſuch des Herrn Medicus unnöthig ſein!"

Schulenburg, der auf dieſe Gegenrede ſchon vorbereitet zu ſein ſchien, ſchob dem Kerkermeiſter ein großes Silberſtück in die nicht widerſtrebende

Hand und sagte: „Da habt Ihr allerdings Recht, Meister Bertram; aber Ihr wißt auch, daß es Fälle giebt, wo ein gutes, menschenfreundliches Herz den Zutritt zu einem Gefangenen gestattet und gern die Verantwortung auf sich nimmt!“

„Euer Gnaden ist sehr leutselig!“ rief der Schlüsselmann demüthig und bescheiden aus. „Ich kann allerdings für solche Fälle, wo die christliche Nächstenliebe ins Spiel kommt, zu Zeiten eine Ausnahme von der Regel machen. Doch müßte ich mir freilich noch eine Frage erlauben. Ich darf Niemanden Unbekanntes zu dem Gefangenen lassen. Ich kenne nun aber diese Jungfrau nicht; wer ist sie?“

„Ei, Meister Bertram,“ antwortete Schulenburg schnell und im Tone der Verwunderung — „kennt Ihr denn meine eigne Tochter nicht, meine liebe Katharina? Wundert Dich das nicht auch, mein liebes Kind?“

Statt aller Antwort bedeckte Odilia die thränenvollen Augen, und vom Schmerze überwältigt, sank sie an des alten Soldaten Brust und sprach kaum hörbar: „Gott danke Euch dies Wort des Mitleides!“

„Die edle Jungfrau scheint sehr weichherzig zu sein!“ äußerte Meister Bertram mit lächelndem Mitgefühl. „Doch noch Eins, gnädiger Herr! Länger als eine Viertelstunde darf ich Niemanden bei dem

Gefangenen lassen; ich verhoffe also, Euer Gnaden wird sich darnach einrichten."

„Gewiß, lieber Meister," antwortete Schulenburg mit einem wiederholten Silberdrucke in die bereitwillige Hand; „Wir werden auch nicht länger, als zwei Viertelstunden, bleiben. Nicht wahr, Ihr sagtet zwei Viertelstunden? Und sollten es auch einige Minuten länger werden, nun Ihr wißt ja, die christliche Liebe rechnet nicht so genau!"

Der Kerkermeister verbeugte sich in dienstwilliger Freundlichkeit; denn warum sollte es nicht auch einem Kerkermeister wohlthun, wenn er das Zeugniß christlicher Liebe erhält? Darauf bat er die Drei, ihm zu folgen und führte sie durch langes, finstere Gänge; hieß sie dann sieben Stufen tiefer steigen, bog dann in einen andern finstern Gang ein, in welchem eine ärmliche Lampe in einer verrußten Laterne ein wahrhaft geisterhaftes Licht verbreitete, hielt dann vor einer mit eisernen Bändern beschlagenen Thüre, schloß zwei große Vorlegeschlösser auf und öffnete dann die kleine Pforte, durch welche man nur gebückt eintreten konnte, und welche denselben kläglich seufzenden Ton von sich gab.

„Tretet nur ein!" bat der Kerkermeister auf seine Weise, und setzte dann hinzu: „Lasset Euch nicht verwundern, wenn ich wieder zuschließe. Ich werde zu rechter Zeit wieder kommen, und Euch herauslassen."

Als nun die Drei in den Karren eingetreten waren, der nur durch ein schmales Fensterlein, ganz oben in der Ecke angebracht, so spärlich erhellt war, daß für den ersten Augenblick nicht der geringste Gegenstand erkannt werden konnte, vermochte die arme Odilia ihren Schmerz nicht länger still zu tragen: „Vater, mein Vater!“ rief sie weinend aus. „Um Gottes willen, wo seid Ihr!“

„Großer Gott!“ ertönte es aus der Tiefe in der finstern Ecke. „Das ist meines Kindes Stimme! Odilia, bist Du es wirklich!“

Odilia aber stürzte nach dem Orte hin, woher der Ton gedrungen war; ihr Fuß trat auf Stroh; und als sie mühsam die Gestalt, die darauf lag, erkannte, stürzte sie kraftlos auf dieselbe nieder und weinte laut und vermochte nichts zu sprechen, als die Worte: „Vater, mein Vater!“

„Lieber Freund,“ sagte Schulenburg mit bewegter, halbleiser Stimme zu Nebelthau, „das bricht Einem ja das Herz! Sagt mir, wird das Odilien nichts schaden?“

„Lasset sie ausweinen!“ hat der junge Arzt im gebrochnen Tone; „der Schmerz hat seine heiligen Rechte! Gott will ja das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen!“

Nach einer langen Pause feierlicher Stille, die nur durch lautes Weinen unterbrochen wurde, sagte der alte Lüdecke: „Gnädiger, barmherziger Gott, ich danke dir für diesen Augenblick — der einzige

Richtpunct in meiner langen Kerkernacht! Und Du, meine theure Odilia, mein liebes, gutes Kind, weine nun nicht mehr! Freue Dich mit mir, daß der allmächtige Helfer und Erbarmer mein Gebet endlich erhört hat! Doch Du bist nicht allein! Irre ich nicht, so ist mein lieber Nebelthau mit hier; aber wer ist der andere Mann?"

„Lüdecke!" rief der alte Soldat aus und eilte auf den Gefangenen zu.

„Schulenburg!" sprach dieser im Tone der lautesten Freude. „Du bist es, mein alter, lieber Freund, Du trauter Gespiele meiner Kindheit! Ach, ist denn Gott so überaus reich an Gnade und Erbarmen?"

„Mein armer, armer Freund!" sagte der Soldat und ließ sich auf's Stroh nieder, um den Gefangenen zu umarmen. „Ach, wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Wie geht es Dir?

„O," rief Lüdecke aus, „jetzt bin ich der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde! Mein liebes Kind und meinen lieben Freund am Herzen, kann Jemand glücklicher sein?"

„Vor allen Dingen sage mir," fuhr Schulenburg fort, „wie wirst Du von dem Kerkermeister behandelt? Erhältst Du regelmäßig Dein besseres Essen, und hast Du täglich freie Bewegung im Hofe oder im Garten?"

„Man hat mich einige Male frische Luft schöpfen lassen, aber es mögen nun schon vierzehn

Tage her sein, daß ich dieses Strohlager nicht verlassen habe!"

„Was!" rief Schulenburg aus. „Hält Meister Bertram so sein Wort? Muß man diesem Manne auch den kleinsten Funken christlichen Mitleides für jeden einzelnen Tag abkaufen? Aber das muß anders werden! Des Raths Gericht mag sein Recht üben und Dich gefangen halten, wenn es Dich für einen Verbrecher hält, aber lieblos, mitleidslos sollen sie nicht mit Dir verfahren. Und doch kann ich auch kaum glauben, daß sie Dich so grausam behandeln lassen. Hat mir nicht der Bürgermeister Kale und der Syndicus Röerhand mit Hand und Mund versprochen, daß Dir alle nur mögliche Erleichterung gewährt werden soll?"

„Ich will," entgegnete der Gefangene mit schmerzlichem Tone, „in Deine Rede kein Mißtrauen setzen, oder vielmehr, ich will den Herren des Raths dieses christliche Mitleid zutrauen, obschon es mir schwer wird; aber Du weißt schon, mein guter Freund, daß ich jetzt nicht in der Gewalt des Stadtgerichts, sondern des Kerkermeisters bin. Meister Bertram ist jetzt mein einziger Herr und Gebieter; ihm bin ich verkauft mit Leib und Seele. Er bestraft mich und belohnt mich, Beides nach Gutdünken, nach augenblicklicher Laune. Es mag dem lieben Manne eine besondere Herzensfreude sein, einen ehemaligen Bürgermeister, vor dem er sonst fast im Staube kroch, unter seiner unum-

[illegible] Gewalt zu haben. Tritt er zu mir herein und ich vergesse, ihm die erwartete Ehre zu geben, oder ich schweige auf seine oft empörenden Fragen, die nur darauf berechnet sind, mich bis in den Staub zu demüthigen, so leide ich wochenlang meine Strafe dafür. Ich bekomme schlechter, weniger Essen, oder werde wohl gar auf einen Tag zum Hunger verdammt, ich bekomme kein frisches Trinkwasser, oder ich bleibe acht Tage lang lebendigtodt in diesem Kerker, das heißt: Ich bekomme keine lebendige Seele zu hören oder zu sehen, mit Ausnahme einer taubstummen Magd, welche mir die lauwarme Suppe durch den Schieber in der Mauer hereinschiebt!"

„Um Gotteswillen, ist das möglich?" rief Schulenburg im Innersten empört aus, während auch Nebelthau seine Erbitterung nicht verbergen konnte und Odilia auf's Neue in das schmerzlichste Klagen und Weinen ausbrach. „Und das duldest Du?" fragte Schulenburg weiter.

„Dulden?" wiederholte der Gefangene und lachte laut dazu, aber so, daß es das Herz zerriß. „Ob ich das dulde, fragst Du? Was will ich denn thun? Sieh diese Mauern an! die sind wohl an drei Ellen stark; wie mag ein menschlicher Laut durchdringen! Und dies Fensterlein da Oben? Nun, dies geht in einen kleinen Hof, welchen, so viel ich weiß, noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Oder soll ich etwa der taubstummen Magd

meine Leiden klagen? Zwar ist mein [illegible] schon einige Male bei mir gewesen, aber immer in Gegenwart des Meister Bertram.

„Nun, was schadet das?“ rief Schulenburg aus. „Fürchtest du Dich, sein schandbares Benehmen in seiner Gegenwart einem Andern zu erzählen?“

„Ja wohl, mein Freund, ich muß mich fürchten,“ antwortete Lüdecke. „Denn das geringste Wort der Klage, mit welchem ich mich über ihn beschwerete, würde mir theuer zu stehen kommen. Ich müßte fürchten, daß mich der rachgierige Mann zum Hungertode verurtheilte, oder daß er mich mit dem Stabe schlüge und mich züchtigte wie einen Knaben.“

„Aber,“ fuhr Schulenburg fort, es müßte doch dann besser werden! Dann, meine ich, wenn Jemand Anzeige davon an den Syndicus gemacht hat!“

„Du guter armer Freund!“ rief Lüdecke aus. „Wie soll das möglich sein! Denn was geschähe dann? Der Kerkermeister würde höchstens zur Verantwortung gezogen. Und was meinst Du, was er aussagt? Etwa die Wahrheit? Wird er offen und ehrlich eingestehen, wie er mich behandelt? Wird er nicht vielmehr mich zum Lügner und Verläumder machen, oder mich sonst irgend eines neuen Verbrechens beschuldigen, wie etwa dessen, daß ich unziemliche Worte gegen die Edlen Herren des Raths geredet habe? Und wer ist

kenn zuzegen, der ihm widersprechen könnte? Ja noch mehr! Selbst in dem Falle, daß der Syndikus auf andere Weise die Grausamkeit des Kerkermeisters erfahren und demselben unter Androhung von Strafen eine mildere Behandlung des Gefangenen befohlen hätte, wer bürgt Dir dafür, daß es geschieht? Wer klagt Dir, wenn es nicht geschieht? Die kalten Mauern, oder das kleine Fensterlein, oder die taubstumme Magd? Nein, mein theurer Schulenburg; hier giebt es nur Eins, das man thun kann: Dulden und schweigen und auf Erlösung hoffen durch den Tod! Wer in die Hände des Kerkermeisters gefallen ist, der ist lebendig begraben, und ausgestrichen aus dem Buche der Lebendigen!"

„Allmächtiger Gott!" rief Odilia weinend aus. „Kann deine Liebe und Barmherzigkeit solchen Frevel dulden!"

„Mein Kind!" sagte Lüdecke schnell. „Rege solche Gedanken nicht wieder in meiner Seele auf! Ich habe viele Tage und Nächte mich damit gequält, und sie hätten mich bald zur Verzweiflung gebracht, da ich keine Antwort darauf finden konnte. Jetzt habe ich sie, Gott sei Dank, besiegt. Aus dem Grauel menschlicher Gerechtigkeit heraus ist meine Seele endlich frei geworden, in der Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit in einem bessern Leben! Habe ich doch erst jetzt verstehen gelernt, was das Leiden und Sterben meines Heilandes und der

Sünde der Welt wollen zu bedeuten hat! Ich hätte nie geglaubt, daß das Kreuz meines Herrn auch in diesem Stücke für mich so segensreich werden könnte!“

„Und soll das nie besser werden auf Erden!“ sprach der alte Schulenburg, dessen Seele noch ganz mit den Leiden und Qualen seines unglücklichen Freundes beschäftigt war, für sich hin.

„Ja, das wird besser werden,“ sprach Lüdeke. „Einem Gefangenen, der Tag und Nacht nur seinen Gott und Herrn zum Gefährten hat, kommen oft Gedanken bei, die nur der gütige Gott ihm zum Trost eingeben kann. Es wird und muß einst die Zeit kommen, wo der Gefangene nicht mehr als ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, nicht mehr als ein Lebendigtodter betrachtet wird, wo er wird der rohen Willkür des Kerkermeisters entrissen sein, wo er seine Leiden klagen und auf Hülfe bei Menschen hoffen darf. Und diese Zeit wird sein, wenn das Gericht nicht mehr hinter verschlossenen Thüren wird gehalten werden, wenn der Verklagte frei und öffentlich vor allem Volke seine Vertheidigung wird führen dürfen, wenn die Menschlichkeit auch in die Höhlen des Elends wird gedrungen sein, und Milde und Barmherzigkeit über die Gefängnisse die Aufsicht führen wird!“

„Und glaubst das hoffst Du wirklich?“ fragte Schulenburg. „Du hoffst dies von einem Menschen-

geſchlechte, welches zu einem Theile nur herrſchen und zum andern Theile nur herrlich und in Freuden leben will, und nichts darum fraget, ob der Unſchuldige leidet und ſtirbt und der Gerechte in Noth iſt?"

„Ja, ich hoffe es," wiederholte Lüdecke mit veſter Zuverſicht. „Wenn die Freudigkeit, welche das Evangelium mir in dieſer meiner Leidenszeit gegeben hat — wenn der ſüße Troſt des Wortes vom Kreuze, das ich nun als ein wahrhaftiges Wort des Lebens erkannt habe, keine Täuſchung, keine Lüge iſt, ſo muß einſt die Zeit kommen, wo jedes menſchliche Herz ſich unter dem Erlöſer demüthigt und ſammelt. Heil und Segen jedem Prediger göttlichen Wortes, der dieſes Ziel mit zu erreichen ſtrebt!"

„Von den Predigern hoffe nicht zu viel, mein armer Freund!" rief Schulenburg aus. „Ja, wenn ſie alle wären wie Johannes Arndt, der Mann nach dem Herzen Gottes, dann könnte es ſo weit kommen. Aber die Prediger verſchulden es, daß das wahre Chriſtenthum noch nicht tief eingedrungen iſt in der Menſchen Seelen. Sieh unſere Prediger an, wie ſie es treiben! Bringen ſie etwas anderes, als Zank und Streit unter die Gemeinde? Verfolgen ſie nicht jeden ihrer Amtsbrüder, der das Wort Gottes nur um ein Fünklein anders auslegt, als ſie? Wird nicht unſer armer Johannes Arndt als ein Ketzer und Schwärmer

ausgeschrieen, weil er kein Wortchristenthum, sondern ein Herzens- und Lebenschristenthum will? Denke an den Rathsherrn Hans Lange, der bereits drei Monate lang im Grabe gelegen hatte, als Braband und seine Genossen überwältigt wurden, und der keine andere Schuld hatte, als welche sie Dir aufbürden, nämlich Wohlwollen und Mitleid mit den Unglücklichen. Und was thaten unsere Prediger? Betrieben sie es bei dem Rathe nicht so lange, bis derselbe anbefahl, den Leichnam auf dem St. Magnikirchhofe wieder auszugraben, um ihn noch nachträglich auf's Rad zu flechten? Und daß es nicht geschehen ist, war nur, weil es nicht möglich war, da die Gebeine schon ganz vermodert waren, und weil ein großer Theil der Bürgerschaft Fürbitte that, daß man die Gebeine in Grabesruhe lassen solle. Und was thaten nun die lieben Prediger? Sie ließen den Leichenstein herausnehmen, ihn verkehrt wieder einsetzen und darauf die Worte einhauen: Dieser Stein ist umgewandt. Und von solchen Predigern hoffest Du eine bessere Zeit?"

„Du thust nicht wohl, mein alter Freund," entgegnete Lüdecke mit schmerzlichem Kopfschütteln, „das Licht meines Kerkers hinwegnehmen zu wollen. Aber es wird Dir nicht gelingen! Meine Hoffnung steht auf Gottes Wort! Nach mir werden wohl noch viele Tausende der Blindheit und Ungerechtigkeit zum Opfer fallen; aber wie

Alle werden nicht vergebens leiden. Unsere Qualen werden eine Saat werden, aus welcher endlich eine bessere Zeit auf Erden hervorgehen wird. Ich meine die Zeit, wo der arme Gefangene unpartheiisches Gehör finden wird, wo die Untersuchungsrichter sich von Herzen freuen werden, einen Angeklagten schuldlos zu finden, wo die Richter nicht mehr Rächer sein werden über die Uebelthäter, sondern christliche Erzieher der Unglücklichen. An dieser Hoffnung erquickt sich meine Seele, inmitten meiner größten Leiden. — „Schulenburg," rief jetzt Lüdecke mit ungewöhnlicher Freude aus, „ich bin ein armer, sündiger Mensch; aber es ist ein himmlisches, unendlich beseligendes Gefühl, für eine bessere Zeit zu leiden, — zu sterben zwar um der Ungerechtigkeit der Menschen willen, aber zu wissen, daß dieser Tod eine glücklichere Zukunft herbeiführen wird. Spotte nicht über mich, daß ich sündiger Mensch Solches sage; denn ich weiß, ich bin nicht ohne Schuld, da ich, obschon im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit für das unterdrückte Volk, doch nicht lauter und rein genug in der Wahl meiner Mittel war. Aber eben diese meine verschuldeten Leiden, die mir Kraft und Freudigkeit geben, still zu sein und zu hoffen, haben mich eben erst die Größe meines Heilandes kennen gelehrt, der als der sündlose Gottessohn mit seinem Tode die bessere Zukunft des ganzen Menschengeschlechts besiegelte. Die Christenheit

trauert, wenn sie zur Fastenzeit das Leiden und Sterben Christi feiert; aber sie ahnet nicht die unendliche Seligkeit, mit welcher der Heiland am Kreuze muß gestorben sein, da er sich sagen konnte: dieser dein Tod wird das arme Volk der Erde retten und selig machen!"

Diese mit Begeisterung gesprochenen Worte wirkten auf die Drei so erschütternd, daß sie, als Lüdecke schwieg, in einer feierlichen Stille verharrten. Es war ein stiller, heiliger Gottesdienst an dem Orte der Qual; eine Versammlung im glanzreichen Lichte evangelischer Wahrheit mitten in der Finsterniß der Kerkernacht. Und der Prediger, der diese Freiheit den Kindern Gottes verkündigte, war ein armer Gefangener, verurtheilt, hier auf dem Strohlager zu sterben. Aber diese Freudigkeit war kein Menschenwerk, sie kam von Dem, der gesagt hatte: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

In diese feierlich ernste Stille hinein ertönte auf einmal Kettengerassel und der Lärm aufspringender Schlösser. Meister Bertram trat herein und sagte: Gnädiger Herr, die Zeit ist vorüber!"

Schulenburg, erschüttert und empört um solcher Störung willen, und von dem Tone des Kerkermeisters verwundet, wie von einem zweischneidigen Schwerte, wollte im ersten Augenblicke auf den Eindringlichen zufahren und ihn ein wenig

würgen. Aber bald besann er sich, daß der Grundsatz seines Freundes: „Schweige und dulde!“ wenigstens für jetzt auch für ihn und seine Begleiter das Beste sei. Mit einer Ueberwältigung seiner Affecte, wie er noch selten geübt hatte, sprach er im freundlichsten Tone zu dem Kerkermeister und mit einem doppelt fühlbaren Händedrucke: „Lieber Meister Bertram, Ihr irret Euch ganz gewiß! Sehet doch noch einmal auf Eurer Wanduhr nach! Geht, thut mir den Gefallen.“

„Ich irre mich zwar selten oder nie,“ antwortete der liebe Mann mit demüthigem Lächeln; „aber heute wäre es doch möglich. Ich werde also in einer Viertelstunde wiederkommen!“ Und sonder entfernte er sich und schloß wieder hinter sich zu.

„Sage mir nun, meine Odilia,“ wandte sich der Vater an diese: „Meinst Du immer noch über mich? Die lieben Arndts haben sich Deiner, wie ihres Kindes, angenommen. Es wird's ihnen, außer Dir selbst und mir, zwar Niemand danken, vielmehr sie zu verläumden suchen, daß sie Barmherzigkeit üben an der Tochter eines gebrandmarkten Aufrührers; aber desto dankbarer sei Du selbst, mein Kind. Es war allerdings eine Zeit, wo Du Herrin warst im Hause und Du Magde zu Deinem Dienste hattest — und wo die Tochter und reiche Erbin des großen Bürgermeisters von Braunschweig Vieler Augen auf sich zog, und wo Niemand am goldnen Sterne auf dem Kohlmarkte

vorüber ging, ohne demüthig sein Barett abzuziehen. Jetzt ist das freilich anders. Die Schmach des Vaters wird auch auf die Kinder geworfen; mein Hab' und Gut wird zu Nichte, und Du selbst, meine Odilia, zur Bettlerin gemacht. Das ist noch der einzige Schmerz in meinem Schicksale, den ich noch nicht überwältigen kann, daß ich Dich, mein Kind, mit in mein Elend und in meine Schmach hinabgezogen habe. Odilia, kannst Du mir das vergeben?"

„Mein Vater," antwortete die Tochter, „erst jetzt erkenne ich, daß meine Thränen um Dich nur Zeugen meiner großen Schwachheit sind. Nun, da ich weiß, daß die Schmach und Schande vor der Welt Dich nicht gedemüthigt, sondern hoch erhoben hat, jetzt will auch ich mit Dir dulden und schweigen und mich freuen, daß der Herr mich solcher Leiden gewürdigt hat. Wofür Du, lieber Vater, dem Herrn im Himmel dankest, dafür will ich auch danken; wo Du hoffest, da will ich auch hoffen. Wohl gelte ich vor der Welt als eine arme, niedrige Magd, und die Kinder auf den Straßen zeigen mit Fingern auf mich und sprechen: Da geht sie! aber wenn ich bisher darüber vor Schaam und Schmerz vergehen wollte, so werde ich jetzt der Ehre des Kreuzes mich freuen!"

„Ach, wie wohl thut mir das!" rief der Vater aus, „das nimmt auch den letzten Stachel aus meinem Herzen hinweg. Nun will ich gern

hier sterben und geduldig sein, bis die Stunde naht der Freiheit kommt."

„Edler Herr," fiel hier Nebelthau ein und legte die Hand auf seine Brust: So wahr Gott lebt, Ihr sollt hier nicht sterben!"

„Armer, junger Freund," erwiderte Lüdecke mitleidig lächelnd. „Ihr wollt doch nicht etwa hoffen, mich bei dem Rathe frei zu machen?"

„Bei dem Rathe nicht!" antwortete Nebelthau. „Aber bei Gott und durch Gottes Macht und Beistand!"

„Bei Gott hat mich Christus schon frei gemacht!" sagte der Bürgermeister bedeutsam.

„Ich meine auch frei vor den Menschen," fuhr der junge Medicus fort. „Noch weiß ich freilich nicht, wie Solches geschehen wird, aber daß es geschehen wird, weiß ich."

„Ihr wollt doch nicht etwa Gewalt brauchen?" fragte Lüdecke. „Wollt Ihr etwa diese Mauern zerschlagen? Oder wollt Ihr die Bürger für mich aufrufen? Armer Freund, ein solcher Versuch würde Euch und mir den Tod bringen!"

„Fragt mich nicht weiter!" bat Nebelthau. „Nur Das kann ich Euch noch sagen, daß Ihr, edler Herr, noch viele Freunde in der Stadt habt, die unablässig sinnen und sorgen, was sie für Euch thun können. Es werden vielleicht bald Zeiten großer Noth über diese Stadt kommen; es geht das Gerücht, daß der Herzog bei dem

Kaiser Hülfe gesucht und gefunden hat, um zu seinem Rechte über Braunschweig zu kommen. Was der Rath Euch verweigert, wird dann der Herzog Euch geben!"

„O betrügt nicht Euch und mich mit solcher Hoffnung," entgegnete Lüdecke, schmerzlich den Kopf schüttelnd.

„Ja, das sage auch ich," fiel Schulenburg ein. „Dem Herzog wird es schwerlich gelingen, Herr unserer Stadt zu werden. Und wenn es ihm auch gelänge, — ehe der Blick des Herzogs in die Nacht der Kerker hinabdringt, wird es Jahre brauchen!"

„Doch nicht, gnädiger Herr," fuhr Nebelthau fort. „Herzog Heinrich Julius ist ein Ehrenmann. Hat er sich nicht auch Brabands und dessen Genossen angenommen? Hat er nicht zu drei verschiedenen Malen durch Abgesandte gegen das grausame Verfahren des Raths protestiren lassen? Freilich umsonst! Denn der Rath schritt wider die alten Statuten und Rechte der Stadt zur schleunigsten Hinrichtung des Verurtheilten. Hat aber nicht der edle Herzog feierlichst erklärt, daß Braband des ihm angeschuldigten Verbrechens, als habe er die Stadt dem Herzoge übergeben wollen, völlig unschuldig sei? Gnädiger Herr, Ihr möget mir's glauben, wenn es sich um Recht und Billigkeit, und um Gnade und Schonung handelt, da will ich lieber in des Herzogs Hand, als in der

hundertfach gegliederten Gewalt der Herrn des Rathes sein!“

„Junger Freund!“ entgegnete Schillenburg in väterlich warnendem Tone! „uns hier möget Ihr wohl ohne Nachtheil und Gefahr solche Aeußerungen thun; aber denket Ihr auch wohl daran, daß hier hinter dieser Thüre Meister Bertram Eure Worte hören konnte? Ihr seid ein warmer Freund des Herzogs, und wenn nun daraus auch nicht folgt, daß Ihr ein Feind der Stadt sein müsset, so wisset Ihr doch, daß der hochedle Rath diesen Unterschied nicht macht!“

„Gott sei es geklagt, daß Ihr recht habt, gnädiger Herr!“ rief Nebelthau aus. „Das weiß ich aber auch, daß ich nicht ruhen und rasten werde, bis diese Thüre sich öffnet, und Odiliens Vater die Freiheit wieder giebt. Warum soll ich nicht auch diese Hoffnung haben! Sollte nicht der allmächtige und allgerechte Gott das gute Werk segnen? Braucht Gott denn nicht nur ein einziges Wort, und diese Ketten springen? Darum Muth und Hoffnung, theurer Herr,“ — wandte er sich jetzt an den Gefangenen — „die Stunde Eurer Freiheit ist vielleicht bald erschienen! Dann segnet Ihr auch mich!“ —

Kaum hatte der junge Mann hier geendet, als sich die Riegel an der Thür zurückschoben, und dieselbe klirrend und seufzend sich öffnete, und

Meister Bertram mit den Worten eintrat: „Nun keine Minute länger!“

„Gehet!“ rief der Gefangene den Dreien zu. „Geht und lasset mich allein! Habt Dank für Euren Besuch, für Euer tröstliches Wort. Denket an das Wort des Herrn: Ich war ein Gefangener, und ihr seid zu mir gekommen! Und was ihr gethan habt Einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!“

Odilia weinte von Neuem an dem Halse ihres Vaters; er aber legte seine Rechte auf ihr Haupt und sprach: „Sei getrost, mein Kind, wie Du es mir versprochen hast! Der Herr nehme Dich in seinen heiligen Schutz und segne Dich immerdar! Denke meiner in Deinem Gebete, wie ich Deiner vor Gott täglich denke!“

Schulenburg aber drückte dem armen Freunde stumm die Hand, und Nebelthau warf sich auf ein Knie vor dem Gefangenen nieder und sprach: „Edler Herr, segnet auch mich!“

„Gott regiere Euer Herz, mein theurer Freund!“ sprach Lüdecke, „und lasse Euch wandeln auf dem Pfade des Rechts und der Gerechtigkeit!“

Hierauf verließen die Drei des Kerkers schauerliches Dunkel; aber still und stumm, denn ihre Augen standen voll Thränen. Als sie vom Kerkermeister durch die Hausthüre entlassen wurden, sagte Schulenburg: Mein Freund, Ihr thut doch, wie Ihr mir versprochen habt, an dem Gefangenen?“

„Gewiß," versetzte Meister Bertram mit seinem demüthigsten Lächeln. „Ich will doch nicht fürchten, daß sich der Gefangene gegen Euch beklagt hat?

„Nein, nicht im Geringsten," antwortete Schulenburg. „Er hat mir über Eure christliche Liebe lauter Gutes und Freundliches gesagt!"

„Nun da hat er auch die Wahrheit geredet," setzte Meister Bertram mit Selbstzufriedenheit hinzu: „Ich bin ein christlicher Mann! Das Zeugniß muß mir alle Welt geben!"

„Das weiß Gott!" sagte Schulenburg und ging mit Odilien und dem Medicus davon.

Capitel 10.

Das Begräbniß.

Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Philipp. 1, 21.

Vor dem Hause Herrn Albrecht Bußmanns, des Bürgermeisters in der Altenwiek, hatte sich am Sanct Gallitage, den 16. October 1605, Nachmittags um drei Uhr eine große Menge Menschen versammelt; Männer und Frauen in tiefer Trauerkleidung. Ein Sarg wurde von den Rathsverwandten aus der Hausflur getragen. Ihm voraus stellten sich zwei Frauen, die an der breiten weißen Mütze, welche den Kopf nonnenartig einhüllte, als zwei Leichenbitterinnen erkannt wurden. Aus allen benachbarten Häusern traten nun neue Leidtragende hinzu, und bildeten einen langen, unübersehbaren Zug. Fast sämmtliche Geistliche der Stadt, die größte Hälfte der Rathsherrn, Bürger und Bürgerfrauen aller Gewerke, und alle schwarz gekleidet, die Männer mit umflortem Barette, und die Frauen mit den schmalen, weißen Trauerstreifen über den

schwarzen Rock, — dies Alles und besonders, daß junge Männer aus den vornehmen Raths- und Patriciergeschlechtern auf eignen Schultern den schweren, eichenen, mit eingelegtem Golde verzierten Sarg trugen, verrieth, daß der Todte bei seinem Leben in der Stadt Braunschweig in allgemeinem Ansehen gestanden haben mußte. Dem Sarge unmittelbar folgte der Bürgermeister Bußmann selber; und an seinem von tiefstem Schmerze zeugenden Angesichte und an dem lauten Weinen der fünf Kinder, die sich um ihn, wie Schutz und Trost suchend drängten, erkannte man leicht, daß die theure Hausfrau, die sorgende Mutter der Kinder, zu ihrer irdischen Ruhestätte gebracht wurde.

Auch der alte Schulenburg und der junge Medicus Nebelthau befanden sich mit im Zuge und gingen mit einander. Lange Zeit wechselten die Beiden kein Wort unter sich, als wären sie sich völlig fremd und ein Jeder herzlich erbittert über den Zufall, der sie zusammengeführt hatte. Endlich wandte sich der alte Soldat an seinen Gefährten und sprach: „Sagt mir nur, was habt Ihr denn, mein junger Freund? Ihr seid ja so traurig und niedergeschlagen, als wäre es Eure Mutter, die man zu Grabe trägt! Ich mag auch nicht jubeln und lachen; denn die armen Kinder dort brauchten eine treue, rechtschaffene Mutter noch recht lange, und der Wittwer hat seine beste Freundin verloren; das ist schon herzergreifend!

Aber so bedenklich wie Ihr, mag ich doch nicht sein. Oder schlägt Euch der Gedanke an den Tod überhaupt so nieder?“

„Ach nein!“ antwortete Rebelthau, „beinahe bin ich einzig und allein mit dem Gedanken an das Leben beschäftigt!“

„Und das macht Euch so traurig?“ rief Schulenburg aus. „Euer Leben ist doch nicht so elend und trübselig.“

„Ach, um mein eignes Leben sorge ich nicht!“ erwiderte der junge Arzt mit allen Zeichen, daß seine Seele mit noch einem ganz anderen Gegenstande beschäftigt war, als von welchem geredet wurde. „Edler Herr,“ fuhr er nun in einem leisen Tone fort — „Ihr seid der Schlachten und des Krieges kundig. Sagt mir einmal, haltet Ihr's für möglich, daß Braunschweig überrumpelt und genommen werden kann?“

„Wie kommt Ihr darauf?“ fragte Schulenburg verwundert.

„Ich meine nur so!“ entgegnete Rebelthau in schlecht versteckter Verlegenheit. „Es gehen sonderbare Gerüchte durch die Stadt, als hätte der Herzog Etwas vor. Das wäre allerdings schlimm für die Stadt; es ist ja kein geworbenes Kriegsvolk da, und die Bewachung wird den Bürgern anvertraut. An jedem Thore stehen zwar fünf Bürger und bewachen die Brücken; aber das ist so gut, wie nichts. Ich gestehe es Euch offen,

„Aber Herr, ich flüchte für die Stadt Braunschweig!“

„Das ist mir räthselhaft,“ sagte der alte Schulenburg. „Was mögt Ihr, lieber Freund, für Grund dazu haben! Ihr seid ein Fremder, seid erst wenige Monden hier, und habt nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren, es mag nun der Herzog von Wolfenbüttel hier Herr sein, oder der Hochedle Rath. Habt Ihr denn irgend Etwas erfahren?“

„Allerdings!“ versicherte der Arzt. „Ja, daß ich Euch Alles sage, — ich habe noch diesen Morgen einige junge Bürger, die mir befreundet geworden sind, auf das Neustadt Rathhaus geschickt, um den Rath zu warnen, und bessere und stärkere Wachen halten zu lassen. Es ist ihm aber dies lächerlich vorgekommen, weil Niemand glaubt, daß sich Jemand an eine so große und volkreiche Stadt, wie Braunschweig, wagen werde. Wenn nur dem Rath diese Sicherheit nicht theuer zu stehen kommt!“

„Wenn ich Euch auch darin recht gebe,“ erwiderte Schulenburg, „so kann ich doch immer nicht einsehen, wie gerade Euch, als einen Fremden, dies so sehr beschäftigt! Hört einmal, mein Freund“ — fuhr er in verändertem Tone, doch mit Freundlichkeit und scherzend fort — „Ihr habt doch nicht etwa eine Verschwörung gegen die Stadt angezettelt? Ihr steht doch nicht etwa in geheimem Dienste des Herzogs?“

„Nein, bei Gott nicht!“ versicherte Nebelthau schnell und ruhig. „Aber ich leugne es Euch nicht, ich bin durch Zufall dahinter gekommen, daß der Herzog alles Ernstes die Stadt zu überfallen gedenkt, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Ja, daß ich Euch Alles sage, — ich fürchte, der heutige Tag geht nicht so ruhig zu Ende!“

„Träumerei!“ rief Schulenburg aus. „Daß der Herzog seit Jahren darauf denkt, sich die Stadt Braunschweig wieder unterthänig zu machen, und daß er dies bald durch des Kaisers Machtspruch, bald durch seine eigne Macht zu erreichen strebt, ist kein Geheimniß, und wenn Ihr davon habt reden hören, so habt Ihr nur erfahren, was Alle wissen. Eben so bekannt ist es auch, daß nicht allein der gesammte Rath, und die Rathsgeschwornen, sondern auch die Gildemeister, die neuerwählten Hauptleute und die Zehnmänner seit Anfang dieses Jahres auf Mittel und Wege sinnen, die Stadt aus des Herzogs Gewalt ganz und auf immer zu befreien. Ihr seht also, junger Freund, es ist eine gegenseitige Drohung und Kriegsrüstung. Aber unter uns gesagt, es fürchtet sich Eins vor dem Andern, und daher wird es wohl noch eine geraume Zeit beim Alten bleiben!“

Nebelthau schien aber nichts weniger, als beruhigt; er schüttelte ungläubig und mit allen Zeichen innerer Unruhe den Kopf und sagte: „Kriegsrüstung? Ja, auf Seiten des Herzogs! Dieser nährt

Kriegsvolk auf Kriegsvolk an; er macht seine Landesunterthanen zum Kriege wehrhaft und soll sogar mit dem Könige von Dänemark ein Bündniß geschlossen haben. Aber was thut die Stadt? Nichts! da lebt Alles ruhig und getrost, und die fünf Bürger am Thore hatten kein Heer auf!"

„Nun," entgegnete der alte Soldat, „was Braunschweig nicht kann, können andere Städte. Steht doch die Stadt mit den Hansestädten im engen Bündniß; an kriegslustigen Leuten fehlt es nirgends, und wer den meisten Sold giebt, dem läuft der Soldat zu. Und an Geld fehlt es der Stadt nicht, sie ist reich und in herrlichem Flor; die Bürger können, wie unlängst ein Bürgermeister in der Rathssitzung gesagt hat, vor jedes Thor eine Braupfanne setzen und sie mit Goldstücken anfüllen. Und außerdem hat jeder Bürger ein Häuflein Rosenobel für besondere Fälle zurückgelegt; damit läßt sich viel thun!"

„Ja," sagte der junge Arzt — „aber das kann Alles zu spät kommen! Ja, das wird zu spät kommen!"

„Nun, meiner Treu," rief Schulenburg aus, „Ihr thut ja, als stände der Herzog schon vor dem Thore. Habt Ihr denn solche Lust an Krieg und Blutvergießen?"

„Nein, das nicht!" antwortete Nebelthau schnell; „aber so ein rechter Wirrwar, ein allgemeiner Aufruhr in der Stadt, so daß sich Niemand mehr um

der Andern bekümmert. — Herr, das wünsche ich von Grund der Seele, — und wenn es auch nur ein paar Stunden dauerte. Gnädiger Herr!“ fuhr der junge Mann eifrig fort, und so laut, daß die Männer, die vor und nachgingen, aufmerksam wurden, — „Ihr wisset gar nicht, was so ein Wischen Aufruhr, wo Alles untereinander läuft, und Jeder nur sein eignes Leben zu retten sucht, für Nutzen hat! —“

„Ich bitte Euch“ — warf Schulenburg schnell ein — „redet leise! Seht Ihr nicht, daß alle Köpfe sich nach uns drehen? Oder schweiget jetzt lieber ganz! Nach dem Begräbnisse wollen wir weiter darüber reden; denn das sehe ich nun wohl — hinter Eurer Furcht und Angst und hinter Eurem etwas sonderbaren Wunsche steckt etwas ganz Absonderliches.“

Während nun Rebelthau, also zur Ruhe verwiesen, still und in sich vertieft, und dabei doch wie Einer, der links und rechts aufsieht und aufhorcht, neben Schulenburg herschritt, näherte sich der Zug dem Gottesacker. Unter den leidtragenden Frauen drangen nun einzelne Klagetöne lauter hervor, und selbst unter Denen, die zuletzt gingen, und welche in der Regel, als weniger bei dem Todesfalle betheiligt erscheinen, befand sich ein junges Mädchen, welches bitterlich weinte. Es war Odilia, die an der Seite der Frau Anna Arndt, mit gesenktem Haupte und verdeckten Augen einherschritt,

Das arme Mädchen hatte sich durchaus nicht abhalten lassen, sich dem Trauerzuge anzuschließen, obgleich sie zu ihrer Pflegemutter geäußert hatte, daß die Leute mit Fingern auf sie zeigen und sprechen würden: „Seht ihr, da geht sie, deren Vater im Kerker sitzt!“

Aber weil in besserer Zeit die verstorbene Frau Bürgermeisterin Bußmann ihr, der so frühe Mutterlosen, mütterliche Freundin gewesen war, so wollte Odilia dadurch, daß sie als eine, in ihrem Vater mitgeächtete Tochter, Spott und Hohn auf sich zog, ihre herzliche Dankbarkeit an den Tag legen. Denn es giebt ja leider schwache Seelen, welche es vorziehen, die Pflicht der Dankbarkeit auf das Tiefste zu verletzen, als durch dankbare Erweisungen sich vor der Welt der Gefahr auszusetzen, belacht oder bespottet zu werden. Ist doch bei Vielen die Ursache, daß sie Christum, dem sie doch Alles verdanken, nicht öffentlich vor der Welt bekennen, keine andere, als eben diese falsche Schaam, diese Scheu vor der Mißdeutung der Welt, diese Furcht vor dem möglichen Spotte; eine Schwachheit, die für alle weitere Frucht des Christenthums wenig oder nichts hoffen läßt.

Jetzt war der Zug auf dem Gottesacker an der St. Magnikirche angekommen und der Sarg über die Gruft gestellt. Um den weiten Kreis der Trauerversammlung, der sich rings um das Grab schloß, hatte sich eine andere übergroße Menschen-

[illegible] theils wohl aus Neugier überhaupt, theils weil das Gerücht verlautet hatte, der Pfarrer Arndt sei von dem Wittwer ganz besonders aufgefordert worden, am Grabe eine Rede zu halten, unbeschadet der eigentlichen Leichenpredigt, welche zu St. Magni von dem dasigen Pfarrer, Georg Deding, zu halten war. Und wirklich, als das Trauerlied zu Ende gesungen war, stieg Johannes Arndt auf einen nahen Todtenhügel und sprach:

„Das Volk, so in Finstern wandelt, suchet ein großes Licht, und über Die, die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle. Dies redet Jesaias von einem trauernden Volke, das in seiner Nacht nur aufschauen soll nach dem Morgenstern, der aufgeht und den Tag anbrechen heißt. Auch hier ist ein trauernd Volk, das weinet und klaget darüber, daß die Mutter von den Kindern, das Weib von dem Manne ging, und hatten sich doch Alle so herzlich lieb und wollten gern, so es Gott gefiele, noch recht lange sich hier auf Erden Gottes, ihres Heilandes freuen. Und doch hat die Sterbende für die Trauer, die sie durch ihren Tod bereiten würde, durch ein Trostwort gesorgt, mit dem sie ihre Augen für immer geschlossen hat: „Herr Jesu, mein Licht und mein Recht! so rief sie fröhlich aus und starb. In diesem schönen, heiligen Schmucke ist ihre Seele hingegangen vor den ewigen Hohenpriester; es geziemt uns aber,

daß wir desselben Trostes, mit welchem diese Dienerin Christi starb, uns im Leben getrösten.

Gleichwie nun der Hohepriester des alten Testamentes einen schönen, heiligen, priesterlichen Schmuck mußte anlegen, wenn er sollte opfern, beten, segnen, und in das Allerheiligste eingehen, und ein goldnes Kleinod mit zwölf Edelsteinen besetzt, welches Licht und Recht hieß, auf seiner Brust trug, gleichwie ferner Gott der Herr auf alle Fragen des Volkes Israel und auf sein Flehen: Herr, laß leuchten dein Antlitz über uns, so genesen wir! durch dieses Kleinod seine Antwort gab, also hat auch unser ewiger Hohepriester einen solchen heiligen Schmuck, der besser leuchtet, als jenes goldne Kleinod. Dieser Schmuck ist sein heiliger Name: Jesus; — das ist unser Licht und unser Recht! Jene Herrlichkeit des alten Testamentes ist verloschen, wie ein Schatten; jenes Licht, welches einst aus dem Kleinode und den zwölf Edelsteinen leuchtete, ist vergangen und leuchtet nicht mehr; unser Kleinod aber, der Name Jesus, leuchtet in unserm Herzen ewig, ist unsers Herzens Licht und Trost ewiglich, und Gott antwortet uns noch durch's Licht des heiligen göttlichen Wortes, wenn wir im Namen Jesu beten und den Herrn fragen, im Name Jesu leben und sterben!

Der Engel des Friedens setzt jedem Haupte des in Christo Sterbenden die Krone auf und die zwölf leuchtenden Edelsteine des Namens Jesu

hinein; denn, ſagt Sanct Paulus, Gott hat uns einen hellen Schein gegeben, daß durch uns entſtünde die Erleuchtung der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angeſichte Jeſu Chriſti. Und dieſe zwölf Edelſteine, deren Glanz dieſem todten Weibe bei ihrem Sterben den Weg zur Herrlichkeit des Herrn vorgeleuchtet hat, leuchten auch in des trauernden Wittwers und der weinenden Kinder Seele hinein den Troſt des Todes.

Es iſt aber der erſte leuchtende Edelſtein in unſerm Kleinode des Namens Jeſu das Licht der Gnade Gottes; denn der Name Jeſus iſt ein gnadenreicher Name, und Gottes Gnade iſt allein in dieſem Namen, und ſonſt nirgends zu finden. Nun haben wir aber vor allen Dingen darnach zu trachten, daß wir Gottes Gnade haben mögen, deß wir mit Abraham bitten und beten lernen: Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, ſo gehe nicht deinem Knechte vorüber! Nun finden wir aber nur in dem heiligen Namen Jeſu Gnade; denn er allein iſt voller Gnade und Wahrheit; das Geſetz iſt durch Moſes gegeben, aber die Gnade und Wahrheit iſt durch Jeſum Chriſtum geworden. Sind wir nun betrübt, und greifet uns der Tod an's Herz, nun ſo gilt es nur eine Frage in Jeſu Namen, und Gott antwortet uns durch's Licht. Fraget ihr mit Aſſaph: Wird denn der Herr ewiglich verſtoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Iſt's denn ganz und gar aus mit ſeiner Güte und hat

die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein? — so antwortet der Herr durch's Licht des Propheten Jesaias: Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinhalten."

Der zweite Edelstein in unserm Kleinode ist das wahre, beständige Trostlicht; denn der Name Jesus ist ein trostreicher Name. Ihr seid des Trostes baar und ledig, wenn Ihr auf diesen Sarg schauet. Ihr kommt Euch wie Verlassne vor; denn das Herz, das für Euch mit gesorgt, schlägt nicht mehr; die Hände, die mit Euch gebetet, sind kalt und starr; der Mund, der mit Euch so liebreich geredet, ist auf immer geschlossen. Euer Herz ist zum Tode krank. Nun so sprechet doch mit dem todtkranken Hiskia: Siehe, Herr, um Trost ist mir sehr bange! Und mit dem bußfertigen David: Tröste mich wieder mit deiner Hilfe und der freudige Geist unterstütze mich! so wird Gott durch's Licht des Propheten Jesaias antworten: Tröstet mein Volk, spricht euer Gott! Redet mit Jerusalem freundlich; denn ihre Missethat ist vergeben!"

Der dritte Edelstein in unserm Kleinode ist unsers Glaubens Licht in unserm Gebete. Ohne Kreuz und Leid giebt es kein Gebet; denn selbst das Dankgebet kommt aus einem beschwerten Herzen, nämlich aus einem solchen, welches den überschwenglichen Reichthum der Güte und Barmherzigkeit Gottes um so tiefer empfindet, als es sich seiner Unwürdig-

keit vor Gott bewußt ist. Aber unter zehn Gebeten, zu Gott bringet nur eins Dank, die übrigen neun nur Hilfsgeschrei vor Gottes Thron. Nun giebt es aber ohne Glauben keine Hoffnung, keinen Frieden beim Bittgebete. Was sollte Euer Gebet, Ihr Trauernden, wenn Ihr nicht Glauben und Hoffnung hättet, daß der Gott der Gnade Eure wunden Seelen wieder heilen könne und werde? Nun denn, wenn Ihr in Euerm Kreuz betet mit David: Herr, höre meine Worte, merke auf meine Reden, vernimm meine Schreien, mein König und mein Gott, denn ich will vor dir beten! — so antwortet unsers Glaubens Licht, Jesus, selbst: Wahrlich, wahrlich ich sage Euch, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben! Und aus Davids Munde klinget es noch: So will ich dir ein Freudenopfer thun, und deinem Namen, Herr, danken, daß er so tröstlich ist; denn du erretteſt mich aus aller meiner Noth."

Der vierte Edelstein in unserm Kleinode ist das Licht der Liebe Gottes; aus dem Namen Jesus leuchtet Gottes Liebe, denn es ist ein liebreicher Name. Darum, wenn wir in Kreuz- und Todesnoth mit David beten: Ach, Herr, straf mich nicht in deinem Zorne und züchtige mich nicht in deinem Grimme. Herr, sei mir gnädig; denn ich bin schwach! — siehe, so fällt das Licht der Liebe Gottes aus unserm Kleinode auf Deine wunde

Seele und Er selber, Jesus, in dessen Herzen kein Falsch, kein Betrug ist, durch welchen Alles versöhnt ist, was ist im Himmel und auf Erden — Er selber antwortet Dir: Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch; der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin."

Der fünfte Edelstein ist das Licht des Lebens; denn der Name Jesus ist ein Name des lebendigen Gottes. Lautet es nicht trübe und schmerzlich, an der Stelle des Todes und der Verwesung vom Leben zu reden, da eben der Tod das Leben getödtet hat? Nun betet nur wie diese fromme und getreue Magd des Herrn auf ihrem Todesbette, mit David: Schaue doch und erhöre mich Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tode ablasse! — so antwortet Gott durch's Licht seines Sohnes: In ihm war das Licht, und das Leben war das Licht des Menschen. Der Herr ist mein Licht und mein Heil, der Herr ist meines Lebens Kraft. Herr, bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht!"

Der sechste Edelstein ist unsere selige Hoffnung; denn der Name Jesus wirkt in uns eine lebendige Hoffnung. Darum hoffen auf ihn, die seinen Namen kennen. Die Hoffnung aber ist eine kämpfende Tugend, und wenn sie bewährt wird, nichts anders, denn der geduldige, be-

ständige, warnende Glaube bis an's Ende. Wenn wir nun mit David beten: Nach dir, Herr verlanget mich: Mein Gott, ich hoffe auf dich, laß mich nicht zu Schanden werden. Ich hoffe auf dich, daß du so gnädig bist! — so antwortet uns Gott durch's Licht dieses seines Dieners: Der Herr wird des Armen nicht so gar vergessen und die Hoffnung des Elenden wird nicht verloren sein ewiglich."

Der siebente Edelstein ist das Licht der Gerechtigkeit. Unsere Gerechtigkeit kann auf keinen Engel gebaut werden, denn es ist kein Engel für uns gestorben, vielweniger auf einen Menschen, der mit seiner Gerechtigkeit wanket und fällt. Unsere Gerechtigkeit muß einen ernsten, beständigen Grund haben, der nicht hinfällt, wenn gleich Berge und Hügel hinfallen. Christus allein ist unsere Gerechtigkeit. Bitten wir nun mit David: Herr, gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht. Und so du willst Sünde zurechnen, wer wird bestehen? — darauf antwortet Gott durch's Licht seines Apostels Paulus: Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht! Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist. Wir werden ohne Verdienst gerecht! Ihr seid abgewaschen; ihr seid gerecht gemacht!"

Der achte Edelstein ist das Licht des Heils, der Hilfe, der Stärke, des Segens; denn der

Name Jesus ist ein heilsamer, hülfreicher, starker, sieghafter, wunderthätiger Name. Darum, wenn wir mit dem Propheten beten: Heile mich Herr, so werde ich heil! Hilf mir, so wird mir geholfen, denn du bist mein Ruhm! — so antwortet unser Gnadenlicht: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden! Siehe, ich gebe euch Macht, zu treten auf Schlangen und Scorpione, und über alle Macht des Feindes. Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt und unser Glaube ist der Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat. Der Name des Herrn ist eine veste Burg! Herzlich lieb habe ich dich, Herr, Herr, meine Stärke. Im Namen Jesu sollen sich alle Kniee beugen!" —

Der neunte Edelstein ist das Licht der Seligkeit, darum ist der Name Jesus ein seligmachender Name. Darum wenn wir mit David klagen: Allein an dir habe ich gesündigt und unrecht vor dir gethan! — antwortet uns Gott durch seinen Apostel: das ist je gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen! Dann auch durch's Licht des Herrn selbst: Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende."

Der zehnte Edelstein in unserm Kleinode ist das Licht der Freudigkeit, der Leutselig-

keit und Holdseligkeit Gottes; darum dieser Name ein freundlicher, holdseliger Name ist. Darum wenn wir mit David klagen: Ach, Herr, meine Gebeine sind erschrocken, meine Seele ist sehr erschrocken! antwortet uns Gott durch's Licht seines Apostels: Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unsers Heilandes, nicht um der Werke willen! Und auch David antwortet schon: Du bist der schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen. Der Herr ist freundlich den Menschen, die nach ihm fragen."

Der elfte Edelstein ist ein Freudenlicht, darum der Name Jesus ein freudenreicher Name ist. Wenn wir nun sagen mit David: Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir, warum verbirgst du dein Angesicht vor mir, warum muß ich so traurig gehen? — antwortet der Engel und alle Zeugen Gottes: Siehe ich verkündige euch große Freude! Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen! Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte! Vor dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen! Freuet euch des Herrn und seid fröhlich, ihr Gerechten, und rühmet all' ihr Frommen!"

Der zwölfte Edelstein ist das Licht der Herrlichkeit Gottes, darum ist dieser Name ein herrlicher Name. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name! Darum, wenn wir

mit David beten: Sehr iſt unſere Seele voll des hoffärtigen Spott und Verachtung! — antwortet unſer Gnadenlicht: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch Die bei mir ſind, die du mir gegeben haſt. Ich will ihn heraus reißen und zu Ehren machen! Du aber biſt der Schild vor mir, der mich zu Ehren ſetzet und mein Haupt aufrichtet! Amen."

Kaum hatte Arndt hier ſeine Rede beendet, als auf einmal eine große Unruhe unter der Verſammlung entſtand. Aller Augen wendeten ſich ängſtlich ſuchend und fragend nach der Richtung hin, wo das Aegidienthor liegt. Wildes Geſchrei und einzelne Schüſſe tönten von dort her und athemlos kamen Boten von allen Seiten, welche, ſo ſchien es, ein großes Unglück zu verkündigen hatten. Die höchſte Beſtürzung erfüllte die zahlreiche Verſammlung; die Männer rannten auf und nieder, die Frauen klagten und weinten laut, und die Todtengräber thaten in der Eile dem Sarge der Frau Bürgermeiſterin weniger Ehre an, als in der Ordnung war.

Jetzt begann ein wildes, verworrenes Flüchten; alles Anſehn der Perſon war verſchwunden; über die zu Boden Gefallenen ſchritten und ſprangen die Nachkommenden hinweg, Niemand hörte auf die Stimmen, auf das Flehen, auf das Gebot des Andern, — ein Jeder ſuchte ſein eignes Leben zu retten. Am Kirchhofthore entſtand ein ent-

jegliches Gedränge, weil Jeder zuerst hinaus wollte. In dieser allgemeinen Angst und Noth stürzte sich ein junger Mann, der sich mit Riesenkraft durch die dicht verschlungene Menge hindurchgewühlt hatte, auf eine Jungfrau zu, die eben in Gefahr war, zu Boden und unter die Füße der Leute geworfen zu werden.

„Odilia!“ rief er aus und nahm sie in seine Arme schützend auf — „Odilia, ermannt Euch! Jetzt ist die rechte Stunde gekommen! Auf folget mir! Der Vater wartet auf uns!“

Und nun brach er sich durch den verstopften Thorweg so schnell als möglich einen Weg, zog die Jungfrau, so weit er sie nur zu decken vermochte, hinter sich darein, und gewann endlich die freie, breite Straße. Und dann waren Beide bald den Augen der Menge entschwunden, obschon Niemand Zeit und Neigung hatte, sich um Andere zu bekümmern.

Capitel 11.

Der Ueberfall.

Er müsse unversehens überfallen werden und sein Netz, das er gestellt hat, müsse ihn fangen, und müsse darin überfallen werden. Aber meine Seele müsse sich freuen des Herrn und fröhlich sein auf seine Hilfe.

Psalm 35, 8. 9.

Um die Ursache dieser so plötzlichen, gewaltsamen Störung und Verwirrung in der Stadt kennen zu lernen, müssen wir uns an das Aegidienthor begeben.

Hier waren, wie an allen Thoren Braunschweigs, fünf Bürger vom Stadthauptmann commandirt, um die Brücke zu bewachen und allen verdächtigen Passanten den Eintritt zu wehren. Die fünf Bürgersoldaten waren in der Wachstube und vertrieben sich die Zeit mit „Landsknechten"; ein Kartenspiel damaliger Zeit, das namentlich unter den rohen, von allen Seiten zusammengeworbenen Kriegsleuten heimisch geworden war und, wie alle solche

Spiele, dem Zufalle eben so viel Raum gab, als dem Betruge, und, was auch schon der Name andeutete, so recht eigentlich erfunden war, um den gemeinen Soldaten, den Landsknechten, nach ihrer rohen, zügellosen Weise die kostbare Zeit zu vertreiben.

Nur Einer der Fünf nahm an dem Spiele keinen Theil, Henning Bossen, ein Hutmacher, der in einem Winkel der Wachstube saß und mit Lesen in einem kleinen Buche beschäftigt war. Da das Buch an den zwei silbernen Klappen und dem schwarzen Lederbande leicht als ein Gebet- oder Psalmbuch sich erkennen ließ, so war es allerdings eine auffallende Erscheinung, in demselben kleinen Gemache bei der lauten Lust der Welt auch ein wenig Lust an Gottes Wort zu finden. Bossen mußte darum auch das Seine leiden; denn die Welt kann es einmal nicht ertragen, wenn sich irgend Jemand von der Theilnahme an ihren Sitten und Gebräuchen ausschließt, so daß in Wahrheit Niemand intoleranter ist, als die sogenannten Freisinnigen, d. h. Diejenigen, welche sich die Freiheit nehmen, Alles zu tadeln und zu bekämpfen, was gerade nicht nach ihrem Sinne ist. Der arme Hutmacher war unter den Fünfen der dienende Wachbruder, nicht weil es seines Amtes gewesen wäre, sondern weil ihn die übrigen Vier dazu machten und er zu gutmüthig und zu friedliebend war, sich Dem zu widersetzen.

„Landsknecht drauf, und noch einmal Landsknecht drauf!“ rief jetzt eine Stimme vom Spieltische her, und eine gebaute Hand schlug so derb auf den Tisch, daß die zusammengehäuften Silbermünzen lärmend hin und her sprangen.

„Henning Bossen,“ fuhr der Spieler fort, und lachte schon im Voraus über das Witzwort, das er zu machen im Begriffe stand, — „giebt es keinen Lobsalm auf den Landsknecht? Sag' ihn mir auf, und wenn es der hundertste ist, ich bezahle ihn mit hundert Groten.“

„Meister Lüders,“ antwortete der Gefragte im ernsten Tone, „Ihr solltet mit dem Worte Gottes keinen Spott treiben! Störe ich doch Euch nicht in Eurer Lust, lasset mich auch in meiner ungestört!“

„Hoho!“ rief Lüders lachend aus. „Der Hutmacher hat also auch sein Vergnügen; zwar ein sehr stilles und schläfriges, und trocknes und langweiliges, aber Gleich und Gleich gesellt sich gern. Wenn Du, mein guter Freund, bei dem lieben Herrgott so in ganz besonderer Gnade stehst, warum lässest Du denn Dir nicht lieber ein tüchtiges Regenwetter herabkommen? Seit sechs Monaten kein Tropfen Wasser vom Himmel! Ich begreife weder den Himmel noch die Erde; ich könnte das nicht sechs Stunden aushalten!“

„Alle Wetter!“ unterbrach er sich plötzlich selbst, und erhob sich von seinem Stuhle, um durch das

Fenster auf die Straße hinausschauen, das sieht ganz aus, wie der Auszug der Kinder Israel, oder vielmehr wie der Einzug in's gelobte Land! Eine, zwei stattliche Kutschen, — und eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs große Packwagen; vor jedem Wagen vier Pferde! Wollen denn diese alle ihren Zug durch die Stadt nehmen?"

Die sämmtlichen wachthabenden Bürger verließen nun die Stube und nahmen ihren Posten außerhalb an der Thorbrücke ein, die zwar zur Passage bereits niedergelassen war, aber auch im Falle der Noth von dem Wachtstehenden sogleich aufgezogen werden mußte. Meister Lüders, der unter den Fünfen das Commando ausübte, hatte sich nicht geirrt. Es kamen des Weges daher zwei Kutschen mit muthigen Pferden bespannt, und in ihnen saßen mehrere stattlich gekleidete Herren, dem Aussehn nach reiche Kaufherrn; und hinter ihnen eine lange, kaum zu übersehende Kette von ungeheuer großen Frachtwagen, weithauchig links und rechts, und mit weißen Laken überzogen. Gewaltige Staubwolken flogen hinter den Wagen auf und hüllten den Zug in einen unheimlichen Nebel. — Es war, als schritte eine Colonne weißer, riesiger Elephanten im ernsten Schritte einher. Lüders nahm seinen Stand unmittelbar an der Thorbrücke ein, um, wie es Sitte war, die Reisenden, ehe sie eingelassen wurden, nach Namen, Stand und Herkunft zu fragen, und im Fall irgend ein Verdacht ge-

schöpft werden konnte, durch Aufziehen der Brücke sogleich den Eingang in die Stadt unmöglich zu machen.

Die erste Kutsche war jetzt so nahe gekommen, daß die Pferde fast die Thorbrücke berührten.

„Halt!“ rief Lüders dem Kutscher zu. „Wer seid Ihr? Woher des Weges? Was wollt Ihr?“

„Ah, Gevatter Lüders!“ rief der Kutscher in freudiger Verwunderung aus, hielt die Pferde an, und sprang schnell von dem Kutschbocke herunter. „Es freut mich, Euch einmal wieder zusehen. Wie geht's?“

Meister Lüders sah den Kutscher verwundert an, — der breitkrämpige Hut, etwas tief ins Gesicht gedrückt, ein großer Kutschermantel, der die ganze Gestalt umhüllte, die gewaltige Peitsche in der einen und die breiten Zügel in der andern Hand — dies Alles schien dem wachthabenden Bürger ein so ungewöhnliches Bild zu sein, daß er die Unterschrift dazu durchaus nicht in seinem Gedächtnisse aufzufinden vermochte. „Ihr kennt mich?“ fragte er.

„Ei wohl,“ antwortete der Kutscher und nickte ihm freundlich zu. „Ihr seid Meister Zacharias Lüders, der Knochenhauer auf der Ritterstraße. Ihr habt mir ja die Ehre angethan und bei meiner Margarethe Gevatter gestanden. Das ist allerdings etwa zwanzig Jahre her, aber Ihr habt doch sonst ein gutes Gedächtniß!“

„Was," rief nun Lüders aus, „Ihr wäret der Jürgen, der Trompeter?"

„Derselbe," versicherte der Kutscher lachend — „ganz derselbe, der vor zehn Jahren noch im Dienste des rothen Löwen von Braunschweig stand, und ein manches Mal die Befehle der gnädigen Herren des Raths Euch in die Häuser trompetet hat."

„Alle Wetter, jetzt erkenn ich Euch!" sagte Lüders. „Wahrhaftig, Ihr seid's! Aber, nehmt mir's nicht übel, Gevatter Jürgen, als Ihr, um mit Eurer Zunge zu reden, dem rothen Löwen von Braunschweig Euren Dienst auffagtet, habt Ihr da nicht bei dem weißen Rosse des Wolfenbüttlers Dienste genommen? Hieß es damals nicht in der ganzen Stadt, Ihr würdet nun Eure Trompete blasen nach des Herzogs Lieblingsliedern? Wie habt Ihr Euch nun zum Kutscher umwandeln können?"

„Aufrichtig gestanden, lieber Gevatter," antwortete Jürgen im vertraulichen Tone, „ich hatte zu lange der löblichen und edlen Stadt Braunschweig gedient, um mich in des Herzogs Dienste zu gefallen. Ihr wisset doch, der Wolfenbüttler hat immer seine beiden Augen auf Eure Stadt gerichtet und möchte sie, wenn's ginge, in seinen Seckel stecken. Das gefiel mir nicht; ich bin kein undankbarer Mensch, ich kann's nicht leiden, wenn Jemand von meinen Wohlthätern Uebels redet, — und die wohllöbliche Stadt Braunschweig hat mir mehr Gutes gethan, als ich mit meiner Trompete

mir erblasen konnte. Da sagte ich denn dem Herzog den Handel auf, und steckte mich in diesen Kutscherrock; und meiner Seele — ich bin bei diesem Tausche nicht übel weggekommen."

„Wem dient Ihr nun also, Gevatter?" fragte Lüders, „und was steckt Alles in den Wagen?"

„Das sind vier reiche Kaufherrn von Bremen, die in den beiden Kutschen sitzen" erläuterte der ehemalige Trompeter in etwas leisem Tone. „Dort in den Frachtwagen sind wohl an funfzig große Fässer, alle mit Waizen und Gerste beladen. Die werden Euch ein tüchtiges Geleite zu zahlen haben! Ach, lieber Gevatter," unterbrach er sich schnell, — „habt Ihr nicht einen Trunk Bier? Mir ist zu Muthe, wie einem ausgetrockneten Fische!"

„Nicht ein Tropfen ist mehr da," versicherte Lüders. „Wir haben ein paar Stündlein gelanzknechtet, und da wißt Ihr schon, da wird man etwas durstig und greift fleißiger zum Kruge."

„Nun wißt Ihr was," fuhr Jürgen fort — „es macht hier ohnedies einen kurzen Aufenthalt und die Pferde mögen etwas verschnaufen, — sie haben's nöthig; wir kommen heute weit her. Auch sehe ich, daß die Kaufleute selber ihr Schläflein machen; sie holen's von der Nacht her nach. Wie wär's, Gevater, wenn wir diese Gelegenheit benutzten, und tränken einmal auf die alte Freund-

ſchaft und Gevatterſchaft! Eure Kameraden werden's auch nicht verſchmähen."

Und dabei warf er den Pferden die Zügel auf den Rücken, ließ ſie, wie zufällig, noch einige Schritte thun, daß ſie mit den Vorderfüßen die Thorbrücke einnahmen, ſteckte die Peitſche in die Kutſcherbank, zog dann einen gewichtigen Beutel hervor, gab dem Meiſter Lüders zwei blanke Gulden und ſagte: „Hier, Gevatter, hier iſt Geld! Laſſet einige Krüge des beſten Bieres holen, und Braunſchweig hat ja immer ein gutes Bier gehabt, wir wollen ein Viertelſtündchen mit einander die durſtige Seele laben!"

„Alle Wetter!" rief Lüders mit ſeiner Lieblingsphraſe aus. „Ihr tragt da eine tüchtige Katze auf dem Leibe, wenn die voll lauter ſolcher blanken Füchſe iſt, da ſeid Ihr allerdings bei Eurem Tauſche nicht übel weggekommen!"

„Das machen die Fäſſer dort mit dem Walzen und der Gerſte," ſagte Jürgen lachend. „Aber, Gevatter Lüders, habt Ihr nicht einen Boten, in die Stadt zu ſchicken? Er ſoll für dieſen Liebesdienſt für zwei Mann trinken? Mir will kaum das Wort mehr aus der ausgetrockneten Kehle."

„Höre, Henning!" rief nun Lüders dem Meiſter Boſſen zu. „Hier, nehmt das Geld, lauft ſchnell in Arend Bierſchwale's Haus, der hat immer den beſten Trunk. Laſſet Euch zwei der größ-

ten Krüge geben und kommet so schnell, als möglich, wieder!"

Meister Bossen nahm das Geld und ging nach der Stadt zurück. Kaum aber war derselbe hinter dem nächst vorspringenden Hause verschwunden, als Jürgen mit der rechten Hand unter seinen weiten Kutschermantel greift, ein blankes Schwert hervorzieht, und es seinem Gevatter Lüders, der sich eben umgewendet hatte, mit solcher Gewalt in den Rücken stößt, daß der unglückliche Mann augenblicklich mit einem kurzen Schrei zur Erde niedersank. Und kaum ist dies geschehn, so springen die angeblichen schlummernden Kaufherren aus der Kutsche heraus, werfen die Mäntel ab, stehen als wohlgerüstete Officiere da, ziehen ihre Schwerter, und ehe noch die übrigen drei wachthabenden Bürger sich von ihrem Schrecken erholen können, fallen sie alle Drei den auf sie eindringenden Officieren zum Opfer. Jürgen bläßt nun auf seiner versteckt gehaltenen Trompete einen kurzen scharfen Ton, und augenblicklich setzen sich die Frachtwagen in die schnellste Bewegung, ziehen ungehindert mit ihren Fässern über die Thorbrücke, und als die Wagen still halten, thun sich die Waizen und Gerstentonnen auf, und binnen wenig Minuten stehen an hundert und funfzig Soldaten, mit Schwert und Flinten bewaffnet, auf den Beinen.

„Auf!" rief einer der Officiere den Soldaten zu, — „vertheilt euch links und rechts auf den Wall

und pflanzt des Herzogs Fahne auf! Die Stadt iſt unſer!“

Und die Soldaten nehmen raſch den Aegidien- und Magni-Wall ein, entfalten dort das Panier des Herzogs von Wolfenbüttel, welches der Wind luſtig nach der Stadt hin wendet, als ſollte es ein Zeichen ſein, daß das weiße Roß es nicht erwarten könne, die Stadt zu durchreiten. Dann ertönte eine Siegesſalve und trug ihren Donnerſchall über die überrumpelte Stadt.

Der Hutmacher Boſſen, der noch nicht weit genug entfernt war, um den plötzlich entſtandenen Lärm zu überhören, und der eben dadurch, daß er ſeinen rohen Mitbürgern wie ein Knecht zu dienen willens war, dem drohenden Tod ſo wunderbar entrann, ſchaute erſtaunt nach dem Aegidienthore zurück — und als er das Gewühl der Soldaten ſah, ruft er laut in die Häuſer um Hilfe, und durchrennt die Straßen links und rechts, um die Bürger zur Wehr zu rufen.

Unglücklicher Weiſe aber waren die meiſten Häuſer von den Bewohnern verlaſſen. Es war Sitte am St. Gallitage, daß die Fleiſcher die fetten Ochſen zum Winterbedarf einſchlachteten — eine Art Volksfeſt, an welchem Jung und Alt theilnahm; auch daß gerade zur ſelben Stunde das Begräbniß der Frau Bürgermeiſterin Bußmann ſtattfand, hatte einen großen Theil der wehrhaften Bürger, und namentlich die Häupter der Stadt,

welchen das Regiment erblag, auf dem Gottesacker zusammen geführet. Aber Henning Bossens Hülfruf rief doch wenigstens alle die zusammen, welche sich noch in ihren Häusern befanden; und da die Kunde des Ueberfalls wie ein Blitz sich in der Stadt verbreitete, und das unzeitige Schießen der herzoglichen Soldaten die säumigen Bürger nur desto schneller zu den Waffen rief, geschah es, daß binnen kurzer Zeit eine ansehnliche Bürgermacht zusammen getreten war, um die allernöthigsten Schutzmittel zu ergreifen. Man verschloß zunächst alle Thore der innern und äußern Stadt, zog die Thorbrücke auf und besetzte den Wall am Steinthore, um dem Vordringen des Feindes vom Aegidien- und Magni-Wall her zu wehren.

Die Stadt selbst befand sich bald in vollstem Aufruhr. Von allen Seiten sammelten sich nun die Bürger, ein jeder Stadttheil unter seinem Commando, und verschanzten sich, so gut es möglich war. Dagegen herrschte aber auch die größte Verwirrung. Da man die Anzahl der feindlichen Truppen nicht kannte, überschätzte man die Gefahr und hielt schon die Stadt verloren. Weiber und Kinder und selbst viele Bürger flüchteten in wilder Unordnung nach der Burg, um in dem Falle, daß die Stadt selbst in die Hände des Feindes fallen sollte, hinter ihren gewaltigen Mauern Schutz und Rettung zu finden. Die Herzoglichen, die auch ihrerseits nicht wissen konnten, in wie weit die Bürger vorgedrungen

wären, warfen auf den beiden von ihnen eingenommenen Wällen Schanzen auf, um sich gegen die Geschütze der innern Stadtmauer zu schützen.

Hätten die eingedrungenen Feinde ihren Vortheil besser benutzt und wären muthig weiter vorgerückt, um die innern Wach- und Vestungsthürme zu gewinnen — es hätte ihnen leicht werden müssen, die noch ungeordnete Bürgermacht zu vertreiben, und den allgemeinen Schrecken der Stadt zu einem vollen Siege zu benutzen. Aber so begnügten sie sich damit, von ihrem verschanzten Walle aus einen Kugelregen in die Stadt zu schicken, der allerdings wohl Schrecken und Verwirrung erzeugte, aber im Ganzen wenig Schaden that. So geschah es, daß mehrere Stunden lang die beiden feindlichen Truppen sich gegenseitig nicht um einen Schritt näher rückten und nichts thaten, als sich aus ihren Verschanzungen heraus wirkungslose Kugeln zuzusenden.

Und darüber kam die Nacht heran.

Johannes Arndt hatte bei dem allgemeinen Aufruhr auf dem Gottesacker zunächst keine andere Sorge gehabt, als sich nach seinem Weibe umzusehen. Nach vielem ängstlichen Suchen hatte er sie im Gedränge aufgefunden und es für das Beste gehalten, den wilden Durchbruch der Leute durch das Gottesackerthor ruhig und ergeben abzuwarten, und sollte er auch der Letzte sein, der sich flüchtete.

„Aber, wo ist Odilia?“ fragte er besorgt.

„Gott weiß es, wo sie ist!“ antwortete Frau Anna in höchster Bestürzung. „Sie ist von meiner Seite verschwunden! Gott verhüte, daß ihr ein Unglück widerfahren ist. Vielleicht finden wir sie schon zu Hause!“

Als endlich die Passage durch das Gottesackerthor frei geworden war, ergriff auch Arndt mit seinem Weibe den allgemeinen Rettungsweg und flüchtete nach seiner Wohnung; nicht ohne Gefahr, denn die Kugeln der Herzoglichen sausten über ihre Köpfe hinweg und schlugen bald rechts, bald links in die Häuser. Als Beide endlich das schützende Haus erreicht hatten und Frau Anna in allen Gemächern vergebens nach Odilien gesucht hatte, bemächtigte sich ihrer eine große Angst.

„Das arme Kind,“ rief sie aus, „hat ein Unglück genommen! Ach, wer weiß, wo ihr zertretener Leichnam sich findet. Ich bitte Euch um Gotteswillen, lieber Herr, helfet mir Odilien mit suchen!

„Wohl will ich's gern thun,“ sagte dieser; „aber ich muß Dich dann allein im Hause lassen. Mich wundert es fast, daß Herr Nebelthau nicht zu uns kommt; wir könnten jetzt seines Schutzes wohl gebrauchen. Wirst Du Dich nicht fürchten, Anna, wenn ich Dich einige Zeit allein lasse?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie. „Ich werde die Thüre verschließen und mich in Euer Kämmerlein flüchten; dahin mag doch so leicht keine Kugel schlagen. Aber Ihr, mein lieber Johannes, — jetzt

erſt ſehe ich's ein, daß Ihr Euch in Gefahr begebt, wenn Ihr das Haus verlaſſet — Ach, bleibet lieber hier!"

„Und Odilia?" fragte Arndt. „Iſt es nicht meine Pflicht, ſie aufzuſuchen? Wenn ihr ein Unglück widerführe, das ich noch abwenden könnte, wer würde dann mein Gewiſſen beruhigen? Es heißt allgemein, daß der Herzog die Stadt überrumpelt hat, und daß die Soldaten ſchon die Straßen durchziehen. Wenn Odilia in ihr Gewalt gefallen wäre! Gewiß, Anna, ich muß gehen, ſie zu ſuchen. Ich bin ja unter Gottes Hand! Wenn Du Dich nicht fürchteſt, ſo mache ich mich eiligſt auf. Gott gebe, daß ich das arme Kind geſund und unverletzt in Deine Arme zurückführen kann!"

Und ſomit verließ er Weib und Haus, und trat, ohne ſich Zeit zu nehmen, ſeine Prieſterkleidung abzulegen, muthig und getroſt hinaus auf die gefahrvolle Straße.

Hier war es aber kaum möglich, daß Jemand ſeinen eignen Weg gehen konnte; wer ſich dem allgemeinen wogenden Zuge, wo ein Gedränge nur um den Vorrang ſtattfand, etwa hätte entgegenſtellen wollen, hätte es nur auf Gefahr ſeines Lebens thun können. Die ganze Stadt war auf der Wanderung begriffen; müde Greiſe ſchleppten ſich mühſam fort, und hielten Jeden, der ihnen den Arm zum Schutze und zur Stütze reichte, für einen von Gott geſandten Engel. Weiber trugen

oft zwei Kinder auf dem Arme, während links und rechts zwei andere sich an den Kleidern ängstlich festhielten, und alle vier gar jämmerlich weinten, und die Mutter selber ihre Seufzer und Klagetöne dazu laut werden ließ. Kranke wurden auf Trogbahren getragen, und blickten, gefoltert von schweren körperlichen Schmerzen, um Mitleid und Barmherzigkeit flehend, bald auf die Träger, bald auf den Himmel. Und nicht blos Alte, Schwache, Kranke und Kinder, — selbst junge, wohlgekleidete, vornehme Junker und Herrn befanden sich auf dem allgemeinen Rettungswege. Wie sehr diese Patriciersöhne sonst die Gemeinschaft mit dem armen Bürger und die Berührung mit ihm als eine Befleckung ihres äußern und innern Menschen ängstlich mieden und flohen, so hatten sie doch jetzt allen Standesunterschied vergessen, und mischten sich herablassend und wohlwollend unter den verachteten Bürger und Handwerker.

Und diese Alle hatten nur einen Weg, — nach der Burg, dem ersehnten Asyle, dem alleinigen Rettungsorte in solcher Leibes- und Lebensgefahr.

Johann Arndt versuchte anfangs einen andern Weg einzuschlagen; aber eher hätte er sich einer vom Berge herabfallenden Lawine widersetzen können, als dem gewaltigen Wogen und Drängen der Flüchtenden; er wurde in den Menschenstrudel mit hineingerissen und mußte seinen Weg somit zur Burg nehmen.

„Nun, es soll wohl sein!“ getröstete er sich schnell. „Vielleicht zeigt dir Gott selber, wo Odilia zu finden ist, da du ja ohnedies nicht weißt, wo du sie suchen sollst!“

Als er in den Burghof eintrat und die ungeheure Menschenmenge übersah, welche sich hier zusammengedrängt hatte, merkte er wohl, daß hier an das Aufsuchen und Herausfinden einer einzelnen Person nicht zu denken war; aber er merkte auch bald, daß er um eines andern Zweckes willen hierher gesendet worden war. Der ganze, große Burghof und die anstoßenden überwölbten Räume ertönten von dem Angst- und Klagegeschrei der Kinder und Säuglinge, und in Aller Mienen sprach sich Furcht und Schrecken aus. Je weniger von der eigentlichen und wahren Gefahr, in welcher die Stadt sich befand, bekannt war, desto mehr vergrößerte die Furcht und die Schwachheit das drohende Elend; und die Kugeln, welche bald prickelnd und prasselnd in die Mauer einschlugen, bald über die versammelte Menge, wenn auch in großer Höhe, pfeifend hinsausten — und die einbrechende Nacht, die nur mit ihrem Sternenschimmer das schauerliche Dunkel erhellte, der eintretende Mangel an Nahrungsmitteln, welchen sich Jeder abzuhelfen scheuete, da er sich nicht in die ungeschützte Straße hinauswagen wollte — dies Alles machte allerdings die Versammlung im Burghofe zu einem Volke des Elendes und des Jammers, über welches

der Ruf des Herrn ertönte: Tröstet, tröstet mein Volk."

Unterdeß war es ganz dunkel geworden; aber der sinkende Tag brachte keine Ruhe, vielmehr wurde das Schießen stärker und heftiger; das Geschütz auf den innern Wällen war in voller Thätigkeit. Da erleuchtete auf einmal ein flüchtiger Glanz den Himmelsraum über dem Burghofe, eine Kugel schlug an einen der Wachthürme an, prallte ab und fiel zischend und feurig in den Hofraum hinab, von Gottes Hand so geleitet, daß sie gerade an einem Orte den Boden erreichte, der in einem Durchmesser von etwa vier bis fünf Ellen von Menschen leer war. Als aber das feurige Ungethüm auf den Boden zischte und ringsum nach brennbaren Stoffen gierig zu lecken schien, stob die Menge des Volkes in Todesangst auseinander und drängte sich nach allen Seiten hin so zusammen, daß das ängstliche Schreien der Weiber und Kinder die Gefahr, im schrecklichen Gedränge zerquetscht zu werden, ahnen ließ.

Als aber Arndt sah, was geschehen war, ergriff er einen mit Wasser gefüllten Eimer und goß ihn über die feurige Kugel, die mit Pfeifen und Zischen augenblicklich erstarb, und ihren letzten feurigen Athemzug in eine wirbelnde Dampfsäule aushauchte. Dann, weil Niemand unter der Menge den Muth oder die Macht hatte, durch ein gebietendes Wort Ordnung und Sicherheit

unter die Bedrängten zu bringen, und die nach dem Todesschrecken plötzlich eingetretene Todesstille ein Wort der Verständigung möglich machte, trat Arndt auf einen großen Stein, so daß er über Alle emporragte und sprach:

„Freunde, Brüder, fürchtet euch nicht! Die schützende Hand des Herrn ist über uns! Aber versäumet auch nicht, was ihr selbst zu eurer Sicherheit thun sollt. Lasset die Kinder, Frauen und Alten und Schwachen unter die schützenden Gewölbe treten, ihr andern Alle aber tretet nach der Südseite der Mauer, wo ihr vor den feurigen Kugeln geschützt sein werdet. Suchet aber ihr, Jünglinge und Männer, an Leinenzeug zusammen, was sich auffinden läßt, und tauchet es in den Brunnen, setzet Eimer und Gefäße herbei, so viel die Burg deren hat, füllet sie mit Wasser, und so eine Feuerkugel niederfällt, bedecket sie schnell mit dem nassen Tuche oder gießet einen vollen Eimer darauf. Thut aber Alles ohne Furcht und Angst! Fressendes Feuer geht nur vor dem Herrn her und um ihn her ein großes Wetter; das Verderben aber, welches unsere Feinde uns bereiten, wird der Herr gegen sie selber wenden! Auf denn, ihr lieben Freunde und Brüder, thut, was ich euch geboten habe!“

Dies Wort des Rathes und der Ermuthigung zur Zeit der Noth wirkte fast zauberhaft auf das geängstigte Volk. Die Meisten unter ihnen

hatten es gar nicht gewußt, daß Johannes Arndt unter ihnen sei; und da Keiner von ihnen selber den Muth hatte, sich zum Ordnen und Regieren einer in Todesangst sich befindlichen Menge aufzuwerfen, hatten sie es auch von keinem Andern erwartet. Wo aber so unerwartet eine Stimme des Rathes und des Trostes laut wird, da ergreift sie das Herz mit doppelter Gewalt. In wenig Minuten war Alles geschehen, was und wie Arndt es geordnet hatte. Es war aber auch die höchste Zeit dazu; denn die Herzoglichen, die an Zahl nicht stark genug waren, um einen offenen Sturm zu unternehmen, schleuderten desto fleißiger ihre Feuerkugeln über die Stadt, um dieselbe an allen Orten in Brand zu stecken, und durch die verzehrenden Flammen zu erzwingen, was ihnen sonst nicht gelang.

Welch schauerliche Nacht! In keinem Hause die gewohnte Ruhe und Ordnung, über kein müdes Auge der süße, friedliche Schlummer. Die wehrhaften Bürger auf den innern und äußern Wällen und Wachthürmen vertheilt, von Weib und Kindern, die des väterlichen Schutzes und Trostes bedurften, getrennt, Alte und Kranke, die weder fliehen konnten, noch mitleidige Seelen fanden, welche sie an einen sichern Ort geleiteten, allein und verlassen in ihrem Kämmerlein; dazu die feurigen Drachen, welche vom Aegidien- und Magnivall her über die Dächer hinsausten, bald

die bald hoch aufschlugen und Tod und Verderben mit sich trugen, der Dämmerung des Geschäfts, der die Luft erschütterte, — welches Herz mag da ruhig und getrost bleiben!

Jetzt schlug es Mitternacht. Der aufgehende Orion sah aus tiefblauem Himmel herab auf ein ausgetrocknetes, verdorrtes Land, über welches seit fast zweihundert Tagen keine Wolke sich geöffnet, und der glühende Sonnenstrahl die Quellen ausgetrunken und das Gras verbrannt hatte. Aber in den unermeßlichen Räumen des Weltalls herrschte ein heiliger, stiller Friede; in ewiger Ordnung zogen die Sterne ihre Bahn, die Sichel des Mondes sank hinter den Horizont hinab, kein Lüftchen rührte sich, daß selbst die Bäume und Sträucher ihren nächtlichen Schlummer ungestört schliefen. Ueberall heilige Stille der Nacht — und nur da unten auf der kleinen Erde tobten die Leidenschaften, kämpfte die Herrschsucht um den Besitz, und sann die Blutgier auf Vernichtung.

Im Burghofe war der aufglimmende Muth auch bald wieder erloschen, und Angst und Schrecken bemächtigte sich aufs Neue der schwachen Gemüther.

„Fürchtet Euch nicht," tröstete Arndt. „Hat doch bis jetzt, Gottlob, der Feind uns noch keinen Schaden gethan und nicht ein Haar auf unserm Haupte gekrümmt."

„Aber soll denn die Noth kein Ende haben?“ rief eine andere Stimme klagend aus. „Giebt's kein Erbarmen im Himmel mehr, keinen allmächtigen Gott, der unsere Feinde vertilgen kann?“

„Gewiß!“ antwortete Arndt. „Daß es der Herr der Heerschaaren da Oben kann, daran ist kein Zweifel; aber ob Er will, ob seine Zeit und Stunde gekommen ist, wo er unsern Drängern zurufen wird: Bis hierher und nicht weiter! — ob seine Barmherzigkeit über uns noch kein Ende hat, das müssen wir in Demuth und Geduld erwarten!“

„Was sollen wir aber thun?“ fragte es weiter.

„Bitten und Beten, daß die Trübsal nicht größer werden möge, denn daß wir sie ertragen können,“ sagte der Pfarrer, und fuhr dann, als habe gerade dieses Klagewort ihn an eine vergessene Pflicht erinnert, also mit lauter Stimme fort:

„Freunde, Brüder, Ihr Alle, welche die Noth und Angst hier versammelt hat, höret mich! Es war nicht mein Wille, hieher zu gehen und zu verweilen; der Strom Derer, die sich hierher geflüchtet, hat auch mich mit fortgerissen. Ich meinte nun anfangs, es sei ein zufälliges Ding, aber nun merke ich's, — die Hand des Herrn hat mich hierher geführt; ich soll euch an die Waffen erinnern, die Gott euch gegeben hat, damit ihr gegen eure Widersacher streiten könnt. Diese Waffen

heißen Bitten und Beten! Werfet euch mit mir auf eure Kniee; das Auge des Vaters im Himmel sieht durch die finstere Nacht herab auf euch und zählet eure Thränen! Ja, lasset uns beten!“

Und augenblicklich sank alles versammelte Volk auf die Kniee; selbst Mütter, welche die schlafenden Säuglinge in ihren Armen trugen, warfen sich auf die kalten, harten Steine nieder; eine heilige Stille lagerte sich über die geängstete Menge, nur unterbrochen durch des Geschützes Donner, der immer noch unaufhörlich über die Stadt hinzitterte; die Sterne sahen mild und freundlich herab, nur zuweilen verdeckt durch die Feuerkugeln, welche, wie ärmlich nachgebildete Himmelskörper, leuchtend wohl, doch bald ihre stolze Bahn verlassend, zur Erde niederfielen.

Arndt aber betete und sprach: Herr, allmächtiger Gott, Herr Zebaoth, unsere Stärke, Herr, unser Fels, unsere Burg, unser Erretter, unser Gott, unser Hort, auf den wir trauen, unser Schild und Horn unsers Heiles und unser Schutz! Wir wollen dich loben und anrufen, so werden wir von allen unsern Feinden errettet. Gieb uns, Herr, einen starken Heldenmuth, daß wir uns nicht fürchten vor allem Kriegsvolk, das sich um uns lagert! Denn allein durch dich, Herr, wollen wir unsere Feinde zerstoßen, in deinem Namen wollen wir siegen über Die, die sich wider uns setzen. Wir verlassen uns nicht auf unsere Bogen, und

unſer Schwert kann uns nicht helfen, ſondern du hilfſt uns von unſern Feinden und machest zu Schanden, die uns haſſen. Sie müſſen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des Herrn ſtoße ſie weg; ihre Wege müſſen finſter und ſchlüpfrig werden, und der Engel des Herrn verfolge ſie. Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht wenngleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer ſänken. Dennoch ſoll die Stadt Gottes fein luſtig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchſten ſind. Gott iſt bei ihr drinnen; darum wird ſie wohl bleiben. Gott hilft ihr frühe. Gott, der du den Kriegen ſteuerſt in aller Welt, den Bogen zerbrichſt, Spieße zerſchlägſt und Wagen mit Feuer verbrennſt, deſſen Donner alle Geſchütze des Erdbodens übertäubt, und deſſen Blitz alles Feuer der Menſchen zu Schande macht, Herr Gott, der du deine Engel ſich läſſeſt lagern über Kinder und Säuglinge und zum Schutze über Kranke, Schwache und Greiſe, vor dem der ſtille, ſtumme Seufzer des geängſteten Herzens eine laute Sprache iſt, die durch aller Himmel Himmel bis zum Throne deiner Barmherzigkeit und Gnade hindurch dringt, Herr Gott, der du in den Sternen, die jetzt auf uns herabblicken, deine ewige Macht und Herrlichkeit offenbarſt, und mit dem Hauche deines Mundes

die Feuerbuche in ihrem Laufe hemmte. Herr, unser Gott, erbarme dich unser! Schaffe uns Beistand in der Noth, denn Menschenhülfe ist hier keine nütze. Vertreibe die, die wider uns sind, wie der Rauch vertrieben wird vom Winde, wie das Wachs zerschmilzt vor dem Feuer. Wir wissen zwar, Herr, daß wir solcher Güte und Gnade nicht werth sind, daß unsere Sünden groß und viel sind, ja wie mehr und tiefer fühlen wir es jetzt in unserer großen Noth, daß dein Strafgericht wie ein Wetter über uns aufgeht, das wir selber herbeigeführt haben. Aber, Herr, du willst ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe! So wende dein gnädiges Antlitz nicht von uns, denn wir sind elend und arm. Herr, gehe nicht mit uns in's Gericht, sondern vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben allen unseren Feinden und Schuldigern. Freuen und fröhlich müssen sein, die nach dir fragen, und die dein Heil lieben, immer sagen: Hochgelobt sei Gott! Du lässest uns erfahren, viele und große Angst, aber du machst wieder lebendig und holest uns wieder aus der Tiefe der Erde herauf. — Du leitest uns, Herr, nach deinem Rathe und nimmst uns endlich mit Ehren an. Ach, so thue, Herr, ein Zeichen an uns, daß es sehen, die uns hassen. Herr Zebaoth, wer ist wie du? Ein mächtiger Gott ist unser Gott, deine Wahrheit ist um uns her. Du herrschest über das un-

gestüme Meer, du stillest seine Wellen, wenn sie sich erheben. Du winkest mit deiner Rechten die Wolken herauf und lässest regnen; du zerstreuest die Feinde mit deinem starken Arme. Ach, du starker, gewaltiger und unüberwindlicher Herr Jesu Christe, du rechter Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedensfürst, sei du unsere Stärke, unser Schild, unser Schutz, der uns zu Ehren einsetzet und unser Haupt aufrichtet. Bitte du, Heiland der Sünder, du Tröster der Armen, du süßer Freund der Mühseligen und Beladenen, bitte du für uns bei deinem und unserm Vater! Hilf du uns, so ist uns geholfen! Amen!"

Und als Arndt sein gläubiges Amen zum Himmel hinauf rief, hallte es aus dem Munde der vielen Hunderte wieder, die hier, in dunkler Nacht, unter dem Sternenzelte, umlagert von Feinden und erschreckt durch den Donner der Geschütze und der feurigen Kugeln, die über ihre Häupter dahin flogen, auf ihren Knieen lagen und mit den Waffen der Christen, mit Gebet und Thränen wider ihre Feinde stritten.

Und der Herr wendete sein gnädiges Antlitz ihnen zu. Schon während des Gebetes hatte sich ein Wind erhoben, der sein Rauschen mit dem Donner hatte vermischt. Und siehe, ein leichter Nebel stieg auf von der Erde und verschleierte der Gestirne blinkendes Antlitz. Und der Nebel ballte sich in Wolken und die Wolken drückten eine

ſchauerliche Finſterniß auf die Stadt herab. Und ehe noch alles Volk ſich von ſeinen Knieen erhoben hatte, öffneten ſich die Wolkenheere, — der Herr der Heerſcharen legte ſich in den Streit der Menſchen. Seit ſechs Monaten zum erſten Male fiel der Regen herab auf das vertrocknete Land und in ſolch gewaltigen Strömen, daß der Burghof bald einem Waſſerſpiegel glich.

Nur mit Mühe und Noth retteten ſich die hier Verſammelten in die höher gelegenen Räume und Gewölbe, mit Angſt und Zittern erwartend, was da werden ſollte.

Und was geſchah! Der Donner der Geſchütze wurde immer ſchwächer und verhallte zuletzt ganz und gar; kein feuriger Drache durchflog mehr die Luft, und als nach etwa einer halben Stunde auch die Regengüſſe aufhörten, lag eine tiefe, faſt ſchauerliche Stille über die ganze Stadt.

Da rief Johannes Arndt mit lauter Stimme unter das verſammelte Volk hinein: Fallet nieder, Menſchenkinder! Lobe den Herrn meine Seele, und Alles, was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Der dir alle deine Sünde vergiebt, und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben rettet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Herr, unſer Gott, Heiland Derer, die auf dich bauen, wir danken dir! Du haſt uns Hülfe ge-

ſendet vom Heiligthum, und uns aus Zion geſtärket, du haſt uns mit deinem Segen überſchüttet und uns erfreuet mit Freuden deines Antlitzes. Du haſt nicht verſchmähet das Elend der Armen, und dein Antlitz nicht verborgen, da wir zu dir ſchrieen. Du getreuer Hirte haſt uns auf grüne Auen geführet und uns einen Tiſch bereitet wider unſere Feinde. Wie ſoll ich dem Herrn vergelten alle ſeine Wohlthat, die er an mir thut? Ich will den heilſamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Du aber, mein Herr Jeſu Chriſte, mein Fürſprecher, haſt für mich gebeten, daß mein Glaube nicht aufgehört. Gelobt ſeiſt du, o mein Herr und Gott, der du allein Wunder thuſt, und gelobt ſei dein heiliger Name ewiglich, und alle Lande müſſen deiner Ehre voll werden! Amen! Amen!"

Und alles Volk ſagte Amen, und Kinder und Säuglinge weinten laut, als wollten ſie auch in ihrer Sprache den Herrn loben und preiſen. Und hat ſich nicht Gott auch aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Lob zubereitet?

Noch lag zwar finſtere Nacht auf dem Erdkreis, und der Wind trieb die Wolken vor ſich her; aber in den Seelen der Verſammelten war es heller, lichter Tag und voller Friede. Und als wären nun die Thore der Freiheit geöffnet, ſo zog jetzt das Volk aus dem Burghofe hinaus, ein Jeder ſeine Straße, dem heimathlichen Heerde zu.

Bald war der Burghof öde und verlaſſen; und als die letzte Mutter mit ihren Kindern an der Hand durch das Thor getreten war, da ging auch Johannes Arndt; ſeine Hände lagen gefaltet auf ſeiner Bruſt, ſein Haupt war geneigt — aber auf ſeinem Angeſichte leuchtete der ſelige Friede des Herrn.

Capitel 12.

Die Befreiung.

Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast! Laß ledig, welche du beschwerest! Gieb frei, welche du drängest! Reiß weg allerlei Last! Jes. 58, V. 6.

Bevor wir die weitern Drangsale erzählen, welche die Stadt Braunschweig durch den Ueberfall des herzoglichen Kriegsvolkes zu erleiden hatte, wollen wir uns nach dem Schicksale zweier anderer Personen umsehen, welche dem freundlichen Leser hoffentlich nicht gleichgiltig sind.

Wir haben gesehen, wie der junge Arzt Nebelthau, als sich die Kunde von dem Ueberfalle verbreitete, und Angst und Schrecken alle Gemüther erfüllte, Odilien an sich nahm und mit ihr, so schnell es nur möglich und schicklich war, auf besondern Wegen nach der Stadt zurück floh. Als die Beiden aber in eine enge Straße eingebogen waren, sagte Odilia; „Laßt mich hier ein wenig

ruhen! Mir zittern die Kniee vor Müdigkeit! Ach, Herr Nebelthau, ist es auch recht und gottgefällig, was Ihr thun wollet?"

„Ihr zweifelt daran?" rief Nebelthau aus. „Einen Unglücklichen retten, einen Gerechten vom Tode zu erlösen, das sollte nicht recht und gottgefällig sein?"

„Aber," warf die Jungfrau ein, „was recht und gottgefällig ist, kann und muß offen und frei vor den Augen aller Welt geschehen. Ist aber nicht diese unsere Flucht, ohne meiner lieben Pflege-Aeltern Zustimmung, ist nicht unser Bestreben, uns den Blicken der Menschen zu entziehen, ist nicht die eigenmächtige Handlung, mit welcher wir in die Gesetze der Obrigkeit eingreifen wollen — ist nicht eben die Unruhe meines Gewissens ein giltiger Beweis, daß unser Vorhaben nicht ganz so recht und gottgefällig sein kann? Das wahrhaft Gute soll Freude machen vorher, und Frieden bringen nachher; aber die Angst meines Herzens ist keine Freude!"

„Wäre Etwas dabei, was nicht ganz recht ist," sagte Nebelthau, „so fällt es nicht auf unser Gewissen, sondern auf die Ungerechtigkeit der Welt, auf die Tyrannei der Obrigkeit, welche uns zu solchen gehelmen Mitteln zwingt!"

„Herr Nebelthau," rief Odilia schnell aus, „Ihr wollt trösten und verwundet noch mehr. Heißt das nicht so viel, als das eigne Böse mit

dem Bösen entschuldigen, das Andere gethan haben? Ach, jetzt ist es noch Zeit! Warum wollt Ihr in Gottes- und Menschengericht greifen? Wisset Ihr denn, ob Gott selbst nicht schon die Rettung meines armen Vaters beschlossen hat?"

„Und wisset Ihr denn, edle Jungfrau," entgegnete Nebelthau ruhig, „ob nicht eben der Weg, den wir gehen, von Gott geordnet ist? Gott regiert der Menschen Herzen und Gedanken; sollte nicht der Gedanke, Euern Vater zu retten, mir von Gott gekommen sein? Seit Monden denke ich Tag und Nacht nichts anders; ich habe die jetzige Stunde mit täglichem Bitten und Beten herauf beschworen, Ihr, theure Odilia, habt erst noch gestern in meinen Plan gewilligt, und jetzt, wo die Stunde der Rettung naht, jetzt, wo es gilt, ein Werk der Kindesliebe auszuführen, jetzt werdet Ihr wankelmüthig?"

„Odilia," fuhr Nebelthau eifrig fort, als er merkte, daß seine Worte auf die Jungfrau Eindruck machten — „Odilia, denket Ihr nicht an den schauerlichen Kerker, wo Euer Vater schmachtet? Gilt Euch sein Leben, seine Gesundheit, seine Freiheit so wenig, daß Ihr nichts dafür thun wollet? Zieht Euch nicht die Thräne stummen Schmerzes, die Euers Vaters Auge netzt, hin zu ihm? Fühlt Ihr nicht im Voraus die Seligkeit, Euern Vater wieder im Lichte des Tages zu sehen und an seinem Herzen zu ruhen?"

Das arme Mädchen war von den widerstrebendsten Gefühlen gepeinigt, unfähig, zu antworten, bedeckte sie ihr Angesicht mit beiden Händen und schüttelte langsam und zweifelhaft das gesenkte Haupt.

„Odilia," sprach nun Nebelthau weiter, „Ihr sagt, die Angst Eures Herzens sei keine Freude. Ihr täuschet Euch, Odilia! Was Ihr Angst nennt, ist Unruhe, ist der laute, ungeduldige Pulsschlag der Erwartung, ist nichts als der Anfang einer vollkommenen Freude, die nur noch durch die Furcht gedämpft ist, daß unser Werk wohl auch mißlingen könnte. Odilia, wenn uns die Welt um des Werkes willen, das wir thun wollen, verklagte, und Ihr tratet vor Gott und sprächet: Ich habe meinen armen Vater aus dem Kerkertode zum Leben der Freiheit gerettet; — gäbe das Euch keinen Muth, keine Freude, keine Hoffnung auf ein gnädiges Gericht? Des Herrn Wege sind wunderbar, und die Veranlassungen, die er uns zu unsern Werken in die Hand gibt, sind nach tausend Seiten hin segensreich und unermeßlich! Könnte nicht eben der Aufruhr in der Stadt, wo ein Jeder nur an seine eigne Rettung und Sicherheit denkt, Euch und mir dazu dienen sollen, das Leben eines Mannes zu retten, um den sich eben jetzt keine Seele auf Erden kümmert, als Ihr und ich? Darum Muth, edle Jungfrau, Muth und Vertrauen! Ist unser Werk aus Gott, so wird er es uns ge-

lungen lassen; ist es gegen seine Weisheit und Gerechtigkeit, so wird es mißlingen! Wollt Ihr's auf diese Erfahrung hin nicht wagen?"

„Nun dann, in Gottes Namen!" antwortete Odilia, und erhob sich entschlossen von ihrem Sitze. „Nur dies Euer letztes Wort hat mir mit einem Male mein gedrücktes Herz und Gewissen entlastet. Ich gehe mit Euch! Der Herr im Himmel leite Alles nach seinem Wohlgefallen!"

Und so setzten Beide ihren Weg fort, durch lauter kleine, winklige, halb unbewohnte Gassen, um so wenig als möglich von den Leuten gesehen zu werden. Es war aber diese Vorsicht gar nicht nöthig; denn ein Jeder hatte mit seiner eignen Sicherheit so Viel zu thun, daß er nicht Lust übrig hatte, den Geheimnissen Anderer nachzuspüren. Und so kamen die Beiden vor dem wohlbekannten Gefängniß an, wandten sich aber nach dem Hintergebäude desselben.

„Gott gebe," sagte Nebelthau, „daß uns nicht gleich anfangs ein Hinderniß komme! Odilia," bat er dann diese, „verbergt Euch unterdeß hier hinter dieser Mauer! Zur rechten Zeit werde ich Euch rufen."

Dann ging der junge Mann auf ein kleines, mit einem eisernen Gitter überzogenes Fenster zu, klopfte dreimal an, und wiederholte dies nach einigen Minuten; aber Alles blieb still und ruhig.

„Sollte die Frau mich täuschen?" rief Nebel-

thau mit besorgter Miene aus. „Aber wäre Meister Bertram noch im Hause?“

Mit wachsender Ungeduld harrte er noch einige Minuten und wiederholte dann das verabredete Zeichen zum dritten Male. Da endlich öffnete sich das Fenster leise.

„Das Hinterpförtchen ist offen,“ sagte eine weibliche Stimme. „Seht zu, daß Ihr dort unbemerkt eintretet!“

„Gott sei tausend Dank!“ rief Nebelthau aus. „Das ist ein gutes Zeichen!“ Dann eilte er zu Odilien zurück und sprach: „Es ist nöthig, daß wir uns auf kurze Zeit trennen. Odilia, wendet Euch hier rechts um das Haus, geht durch das schmale Gäßchen auf der andern Seite wieder hierher zurück und dann dort nach dem kleinen Pförtchen hin; es ist offen, Ihr dürft nun eintreten. Dort werdet Ihr mich finden. Ich selbst werde vorn durch die Hausthüre eintreten. Odilia, habt Ihr noch Muth und Vertrauen?“

„Gott wird mich stärken!“ sagte die Jungfrau. „In Gottes Namen sei es gewagt!“

Während nun Odilia den vorgeschriebenen Weg ging, wendete sich Nebelthau nach der Vorderseite des Gefängnisses und klopfte laut um Einlaß, wie Einer, der in seinem vollen Rechte ist. Bald öffnete sich die Thüre mit ihrem seufzenden Klagetone; und diesmal war es nicht Meister Bertram,

sondern sein Ehegemahl, Frau Margaretha, welche den Eintretenden empfing.

„Ihr seid also wirklich allein?“ fragte der junge Mann.

„Erst seit einigen Minuten,“ antwortete die Frau. „Wie Ihr es vorausgesagt habt, so ist es wirklich geschehen. Mein Mann wurde eiligst auf's Stadtgericht beschieden; doch fürchte ich, wird er nicht lange ausbleiben. Also, was Ihr thun wollet, das thut eilig!“

„Gott segne Euch, edles Weib!“ rief Nebelthau aus, und eilte in den Hof, wo er im selben Augenblicke Odilien durch das kleine Pförtchen eintreten sah. Als diese die Gefängnißwärterin erblickte, ging sie rasch auf sie zu und sagte: „Ich weiß, liebe Frau, daß ich nur Eurer Güte diesen heimlichen Eintritt verdanke, und daß nur Euer Mitleid mit meinem armen Vater die Ausführung unseres Planes möglich macht. Aber habt Ihr auch bedacht, in welche große Gefahr Ihr Euch selber begebet, wenn es entdeckt wird, daß Ihr uns beigestanden habt?“

„Ich weiß das, Jungfer Odilia,“ antwortete die Wärterin ruhig und fuhr dann fort: „Wenn Ihr Euch aber daran erinnert, wie vor fünf Jahren Euer edler Herr Vater es nicht verschmähte, das einzige Kind einer armen, niedern Mutter, das in die Ocker gefallen war, mit eigner Hand und mit Gefahr seines eignen Lebens dem Tode zu entreißen,

ſo werdet Ihr es doch wohl natürlich finden, daß Euer Vater dafür endlich einmal belohnt wird?“

„Aber wie kommt Ihr dazu?“ fragte Odilia verwundert.

„Nun,“ ſagte die Frau mit wehmüthigem Lächeln; — „dieſe arme, niedere Mutter war ich ſelbſt. Euer Herr Vater hat dies wohl vergeſſen, aber nicht ich. Auch mein Mann ſelbſt, ich ſchäme mich, daß ich's ſagen muß, gedenket der Schuld nicht mehr, die er um ſeines Kindes willen bei Euerm Vater abzutragen hat; aber eine Mutter kann nicht undankbar ſein. Alſo beruhigt Euch darüber, edle Jungfrau; die Gefahr für mich wird nicht ſo groß ſein. Auch iſt es ja möglich, daß die herzoglichen Soldaten bald ſelber die Thore des Gefängniſſes öffnen. Und wäre das auch nicht, der Hochedle Rath wird es verſchmähen, ſeine Rache an einem armen Weibe auszuüben. Nehmet alſo hier die Schlüſſel, Herr Doctor. Ihr wiſſet ja den Weg, und Gott geleite Euch. Im Nothfalle,“ — ſagte die Frau im Abgehen — „kann ich doch auch ſagen: Ich habe nichts dabei gethan!“

Nebelthau und Odilia ſchritten nun auf dem ihnen bekannten Wege an die bekannte Kerkerthüre; raſch hatte der junge Mann die gewaltigen Schlöſſer geöffnet, die Balken zurückgeſchoben, und trat nun mit ſeiner Gefährtin in das finſtere, feuchte Gemach.

„Vater, herzlieber Vater!“ rief Odilia mit bewegter Stimme aus und eilte auf ihn zu, um

an seiner Brust die Thränen des Wiedersehns zu weinen. „Wenn Gott uns nicht verläßt, so seid Ihr frei!“

„Was sagst Du, mein theures Kind,“ sagte der Gefangene. „Ich frei? Willst Du meines Elendes spotten?“

„Nein, edler Herr,“ antwortete Nebelthau. „Die Zeit und Stunde ist gekommen, wo Gott selbst Euch die Freiheit wieder giebt, welche Euch die Menschen versagen!“

„Das sind Kindermährchen, mein Freund,“ sagte der Gefangene, schmerzlich lächelnd und den Kopf schüttelnd.

„Nein, nein,“ fuhr der junge Mann fort. „Hört Ihr nicht dumpfes, donnerähnliches Getöse? Fühlt Ihr es nicht an der Erschütterung Eurer Kerkermauren, daß die Stunde Eurer Freiheit geschlagen hat?“

„Was soll das bedeuten?“ rief Lüdecke bewegt aus. „Wahrhaftig, das klingt ja wie Geschütz- und Musquetenfeuer. Um Gotteswillen sagt, was ist geschehen? Ist die Stadt in Aufruhr? Kämpfen abermals Bürger gegen Bürger?“

„Nein, diesmal nicht,“ sagte Nebelthau. „Der Herzog von Wolfenbüttel hat die Stadt überrumpelt, ist durch das Aegidienthor hereingebrochen und hat schon, wie es heißt, einen großen Theil der äußern Wälle besetzt. Die Stadt ist ohne Kriegsvolk und nur auf die eignen Bürger be-

ſchränkte Thätigkeit. Verwirrung und Schrecken herrſchen überall. In Kurzem wird der Feind die innern Wälle erreichen und dann iſt die Stadt verloren. Wer nicht zur Vertheidigung der Mauern und Thürme eilen muß, der flüchtet in die obere Stadt. Ein Jeder ſorgt nur für ſein eigenes Leben — es iſt Zeit, daß Ihr auch für das Eure ſorgt!"

„Wie meint Ihr das?" fragte der Bürgermeiſter und wurde aufmerkſamer.

„Ich meine," fuhr Nebelthau fort, „daß Ihr dieſen Kerker verlaſſet, und zwar ſogleich. Es iſt für Alles geſorgt. Für heute findet Ihr in meiner eignen Wohnung Aufnahme und Sicherheit. Morgen oder übermorgen, ſobald es möglich iſt, verlaßt Ihr unter gutem Schutze die Stadt und flüchtet nach Wolfenbüttel, wo ein ſicherer Freund Euch erwartet. Seid Ihr erſt dort, da wird ſich auch alles Andere ordnen, und Eure Tochter bald bei Euch ſein. Alſo kommt, edler Herr, ehe es zu ſpät wird!"

Der Gefangene ſah den jungen Arzt ernſt und bewegt an; dann ſchüttelte er das graue Haupt und ſagte: „Nicht alſo, mein guter Freund! Ihr meint es ohne Zweifel recht gut mit mir; aber ich kann auf ſolchem Wege meine Freiheit nicht annehmen. Ein Spruch des Gerichts dieſer Stadt hat mich hieher geſchickt; nur ein anderer kann mir dieſe Thüre öffnen. Der ſchuldbeladene

Verbrecher mag durch die Flucht sein Leben retten, ihn schändet die Verspottung obrigkeitlicher Gewalt nicht mehr; aber die Schuld, um derentwillen ich hier sitze, würde erst zum Verbrechen, wenn ich in eine schmachvolle Flucht willigte. Mich hat die Sorge um die wahre Freiheit meiner Mitbürger hierher gebracht; so mögen denn meine Mitürger bei dem Rathe der Stadt meine Freiheit auswirken!"

„Wie edel und groß stehet Ihr in Eurer Erniedrigung da!" rief Nebelthau aus. „Ich fühle den gerechten Stolz, mit dem Eure Brust erfüllet sein muß; aber bedenket Ihr auch, daß das Gericht von welchem Ihr diese Gerechtigkeit verlangt, Euch nie freiwillig die Freiheit wiedergeben wird? — Bedenket Ihr, daß die Bürgerschaft, von welcher Ihr diesen Dienst der Dankbarkeit erwartet, auf's Neue unter die Patriciergewalt geknechtet ist und nicht Muth genug hat, Eure Freiheit zu fordern, oder selbst nur zu erbitten? Bedenket Ihr, daß, wenn auch Einzelne aus den Bürgern diese Schuld gegen Euch abtragen wollten, doch die große Menge wandelbar ist, in der Liebe, wie im Hasse, und ruhig zusehen kann, wenn der Mann, den es gestern auf den Thron erhob, heute in die Tiefe des Elends hinabgestürzt wird? Könnt Ihr in Wahrheit solche Gerechtigkeit von einem Volke erwarten, welches diese für sich selber zu fordern den Muth nicht hat?"

„Edler Herr," fuhr Nebelthau begeistert fort, als er an dem Stillschweigen des Bürgermeisters dessen Zustimmung zu sehen glaubte — „edler Herr, es ist etwas Großes, um der Wahrheit willen zu leiden und für die Wohlfahrt eines Volkes sich selbst zum Opfer zu begeben; denn der Schmerz über den eignen Untergang dabei, findet seine volle Versöhnung in dem ersehnten Troste, eine bessere Zeit auf Erden angebaut, den Grundstein zum Glücke eines Volkes gelegt zu haben. Aber, wo dieser Trost, diese Versöhnung mangelt, da ist der untergehende Held kein sterbender Sieger, sondern ein nutzloses, segensloses Opfer, in welchem er mit seiner guten Sache selber verloren geht. Und das ist bei Euch der Fall. Was hat Henning Brabant's Blut geholfen? Der Jubel über seinen Fall hat auch den letzten Seufzer nach Freiheit unterdrückt; der Rath mit seinem Anhange sitzt vester, als vorher, auf dem Stuhle seiner Herrschaft, die Patricier blähen sich mehr, denn zuvor, in ihrem Dünkel, die neuen Stadthauptleute stehen wieder in vollem Dienste der Rathsverwandten, die Priester machen mit dem Rathe gemeinschaftliche Sache, um sich in die Herrschaft über das Volk zu theilen, und treten nur dann dem Rathe entgegen, wenn sie selber sich ihm beugen sollen, und das Volk sieht wieder still und demüthig zu, bedankt sich wieder für den kleinsten Sonnenstrahl seines Rechtes, der

Berge, wo die Freiheit wohnt? Verlangt Ihr nicht nach dem Wiedersehn des blauen Himmels und der goldnen Sonne? Gilt Euch die Erde, welche der allgütige Schöpfer so groß und so reich gemacht hat, so wenig, daß Ihr es nicht der Mühe werth haltet, sie noch einmal wieder zu betreten?"

„O wie gern wollte ich das!" rief der Gefangene mit bewegter Stimme aus. „Meint Ihr denn, lieber Freund, daß das Leben eines Gefangenen ein so rosiges Dasein ist, daß man darum alles Andere vergessen könnte? Glaubt Ihr nicht, daß ich auch meine Stunden habe, wo die Sehnsucht nach den lieblichen Auen da draußen wie ein Versucher an mich tritt, der mich zu dem tollen Werke treiben könnte, die Mauern meines Gefängnisses niederreißen zu wollen? Der Gefangene weiß am Besten, was zur wahren Freiheit gehört; da habe ich denn des Tages tausend Pläne und Gedanken, wie einem gefangenen Volke zu helfen sei, und es treibt mich dann hinaus, um dem Volke meine Kerkeroffenbarung zu predigen! Ich erscheine mir oft als ein lebendig vergrabener Volkserlöser, der über seinem Grabe die Klagen und Seufzer der Gefangenen und das Geräusch ihrer Ketten hört, und der zwar Abhilfe zu dem Allen weiß, aber mit seiner Stimme nicht gehört wird! Junger Mann, ich bin in Mühe und Sorgen ergraut, das Alter sehnt sich nach Ruhe

und Frieden, und wenn ich da draußen in der Welt in meinen Rechten und Würden säße, wie vordem, ich glaube, ich könnte mich freiwillig in eine klösterliche Zelle zurückziehen, um in Frieden zu sterben; aber hier in dieser Kerkernacht, umgeben von allen Merkmalen der niedrigsten Knechtschaft, sind alle Ruhegedanken und Friedenspläne von mir gewichen. Je schwächer und hinfälliger mein Leib wird, desto mächtiger treibt es mich zur Theilnahme am Leben und an der Arbeit, und wollte Gott selbst zu diesen Mauern sprechen: Fallet nieder! — ich schritte wie ein auferstandener Held über die Trümmer hinweg! Ja, ihr Aerzte des Leibes und der Seele, wollt ihr einen seines Lebens überdrüssigen Mann, einen todtmüden Greis zum neuen Leben erwecken, so sperrt ihn nur in die Tiefe der Kerkernacht. Eben die Nacht treibt zum Lichte, eben der nahende Tod treibt zum Leben!"

„Nun denn, mein theurer, lieber Herr," sagte Nebelthau schnell und freudig, — „so kommt zum neuen Leben, tretet heraus zum neuen Lichte! Fallen auch diese Mauern nicht auf Gottes Befehl zusammen, so ist es doch unstreitig Gottes Gnade und Barmherzigkeit, welche diese Thüre zu Eurer Freiheit geöffnet hat? Odilia, helft mir mit bitten! Wendet Euch an das Vaterherz, — Eure Stimme wird gewiß hineindringen!"

„Mein theurer, lieber Vater," ſagte nun die Tochter, „ich kann zu dem Allen, was Herr Dr. Nebelthau Euch vorgehalten hat, nichts weiter hinzuſetzen, als die Bitte: Thut es mir, thut es Eurem Kinde zu Liebe! Gebt der armen verwaiſeten Odilia den Vater zurück! Wir wollen nicht eine Stunde länger hier in Braunſchweig bleiben! Ich flüchte mit Euch, wohin Ihr wollt; ich lebe mit Euch auf der wüſteſten Inſel, wenn ich nur die Freude habe, Euch pflegen und dienen zu können!"

„Mein Kind," antwortete der Gefangene, „Du weißt nicht, was Du bitteſt. In ſolchen ernſten Dingen ſteht die Pflicht des Bürgers höher, denn die Pflicht des Vaters. Wenn ich, durch die Pforten des Kerkers von Dir getrennt, meine Vaterpflichten gegen Dich unerfüllt laſſe, ſo iſt mir dies zwar ein großer Schmerz und betrübt mich mehr, als Du wohl glauben magſt; aber ich habe den Troſt, daß mich äußere Gewalt daran hindert, und daß die lieben Arndt's ſich Deiner, wie eines Kindes, angenommen haben. Und es wird keine Seele in der Stadt geben, die mich oder Dich darum tadelte, daß wir uns gegenſeitig nicht helfen und fördern in allen Leibes- und Seelennöthen. Aber wenn ich mit Dir flüchtete, und mich auch ſo weit verbergen könnte, daß unſere Spur unſern Verfolgern auf immer verſchwände, ſo bleibt mir doch die Schmach der Flucht, mir bleibt der Bannfluch

daß Gericht, und meine Gerechtigkeit sinkt in den Augen der Menge zur Ungerechtigkeit herab. Wenn ich hier dulde und sterbe, so gehe ich unter als ein Opfer grausamer Herrschsucht; wenn ich aber flüchte, so trete ich meine gerechte Sache mit eignen Füßen in den Staub!"

„Vor Menschen — vielleicht!" entgegnete die Jungfrau; „aber vor Gottes Gericht wohl nimmermehr, mein lieber Vater. Wenn sich der Gepeinigte seinen Peinigern entzieht, so mag wohl seine Sache vor Gott gewiß nicht schlimmer und nicht besser werden. Auch ich selbst habe lange geschwankt, ob ich in den Befreiungsplan dieses edlen Mannes willigen sollte, oder nicht; auch ich fürchtete, daß unser Werk ein Eingriff in Gottes Weisheit und Gerechtigkeit sein müsse; aber Herr Nebelthau hat mich überzeugt, daß Dem nicht so sei. Es kommen ja alle gute Gedanken von Gott, mein lieber Vater; sollte der Gedanke, Euch der Freiheit, dem Leben wiederzugeben, Euch an das Herz Eurer Tochter zurückzuführen, kein guter sein? Wäre es irgendwo im heiligen Evangelio verboten, sich seinen Unterdrückern durch die Flucht zu entziehen?"

„Das wohl nicht," antwortete der Vater; „wenn aber Solches zum Schaden und Nachtheil Anderer geschieht, vielleicht Anderer Leben und Freiheit dadurch gefährdet wird, dann ist's wohl im heiligen Evangelio verboten. Und wenn um meiner Flucht willen der Geringste meiner Brüder leiden

sollte, so würde diese Schuld mein Gewissen belasten bis in den Tod, und mir alle meine Freiheitsfreude zu Schanden machen!"

„Das habt Ihr, edler Herr, aber nicht zu fürchten!" fiel Nebelthau schnell ein. „Meister Bertram, dem allein der Vorwurf treffen könnte, hat seine gute Entschuldigung in dem allgemeinen Aufruhr, der in der Stadt herrscht, wo Jeder nur für sein eignes Leben besorgt ist!"

„So hätte," fragte der Gefangene, „Meister Bertram selbst Euch den Schlüssel zu meiner Befreiung übergeben?"

„Nein, das nicht," entgegnete der junge Mann. „Er ahnet freilich nicht, was hier geschieht, und dürfte wohl sich sehr verwundern, wenn er Euern Kerker leer findet. Aber Meister Bertram hat des Raths Gericht nicht zu sehr zu fürchten; er und Thomas Degener, der Nachrichter, sind im Besitze von heimlichen Dingen, deren Veröffentlichung dem wohllöblichen Rathe nicht angenehm sein kann. Wenn also der Kerkermeister selber die Sache nicht betreibt, so wird es den Rathsherrn eben lieb sein, wenn sie bald vergessen wird. Und zum Glück hat der liebe Meister Bertram einen allezeit offenen Zugang zu seinem Herzen und Gewissen; ein paar Gulden thun sehr viel."

„So habt Ihr also eigenmächtig die Schlüssel genommen?" fragte der Bürgermeister.

„Nein, auch das nicht," versicherte Nebelthau.

„Die Schlüssel kamen aus der Hand eines dankbaren Weibes, Bertrams Ehefrau, welche für das Werk Euerer Befreiung von ganzem Herzen betet!“

„Ich kenne das Weib nicht,“ sagte der Gefangene von widerstreitenden Gefühlen bewegt.

„Aber sie kennt Euch,“ nahm Odilia schnell das Wort. „Mein lieber Vater, es sind wohl fünf Jahre, da kamet Ihr eines Abends von Euerm einsamen Spaziergange heim und erzähltet uns, wie Ihr einem in die Ocker gefallenen Kinde Euch nachgestürzt und nicht ohne große Mühe und Gefahr dasselbe endlich glücklich gerettet und an's Ufer getragen hättet. Die selige Mutter weinte Freudenthränen über Euer Werk der Menschenliebe, setzte aber doch hinzu, ob Ihr nicht an Euer eigen Weib und Kind gedacht hättet, als Ihr Euch in den Fluß stürztet. Und wisset Ihr, lieber Vater, was Ihr darauf entgegnetet?“

Der Gefangene schüttelte das gesenkte Haupt und schwieg, aber mehr mit der Miene Eines, der wohl weiß, um was er gefragt wird, aber es nicht eingestehen mag.

„Ihr sagtet,“ fuhr nun Odilia fort, „ich that's, weil Gott mich eben dazu gesendet hatte; ich dachte nur an die arme Mutter, deren Kind dem Ertrinken nahe war! Und als die selige Mutter Euch entgegnete: Wenn Ihr nun das Kind gerettet, Ihr selbst aber Euer Leben dabei verloren hättet! — da sagtet Ihr: Nun, da hätten wohl die

Dankesthränen das armen Weibes allen Schmutz um mich aufgewogen!"

„Wie magst Du," fiel der Vater fast unwillig ein, „jetzt auf diesen Vorfall kommen, den ich längst vergessen habe?"

„Ich komme darauf," sagte Odilia bewegt, „weil dieses arme Weib Euch jetzt den Dank dafür bezahlen will. Die glückliche Mutter, an deren Herzen Ihr das verlorne Kind wieder zurückgebracht habt, ist Niemand anders, als Meister Bertrams Ehefrau!"

„Ja, edler Herr, ich bin die glückliche Mutter selbst!" erscholl es plötzlich von der Thüre des Gefängnisses her.

Frau Bertram, der das Werk der Befreiung sich zu lange verzögerte, war ungeduldig herabgekommen, hatte an der Thüre Odiliens Erzählung mit angehört und war endlich entschlossen hineingetreten.

„Es hat diese meine Schuld," fuhr sie nun fort, „mir manche schwere und schlaflose Nacht gemacht, seitdem Ihr hier in diesem Kerker seid. Gott weiß es, wie oft ich um Eure Befreiung gebetet und wie Viel ich versucht und gethan habe, um Eure Gefangenschaft zu lindern. Jetzt endlich hat der Herr im Himmel mein Gebet erhört; was Oben in der Stadt vorgeht, kann nur Eure Flucht begünstigen. Alle Straßen sind voll von Flüchtlingen; die Herzoglichen haben schon den Graben eingenommen und es heißt, daß wohl an tausend

Mann Kriegsvolk von Wolfenbüttel her auf dem Marsche ist, der Herzog selber an der Spitze. Der Bürger sind zu wenige, um die Wälle und Thürme zu vertheidigen; der Rath selbst ist ohne Rath und Hilfe und viele der Rathsherrn schließen sich den Flüchtigen an. Niemand denkt jetzt an Euch, edler Herr, und wenn jetzt der Feind Feuer auf dies Gefängniß würfe und steckte es in Brand, es würde Niemand daran denken, Euch zu retten, Ihr würdet in den Flammen einen schauerlichen Tod finden. Also eilt, edler Herr! Das Hinterpförtchen ist geöffnet; ich habe einen großen Mantel bereit gelegt, den Ihr um Euch schlagen könnt, so daß Niemand Euch erkennen kann. Eilet, Herr, ehe es zu spät ist." —

„Und was würde aus Euch werden, wenn ich ginge?" fragte Lüdecke."

„Ach, um mich sorget nicht, edler Herr," antwortete das Weib. „Dafür laß ich meinen Gott sorgen, der wird in der Zeit der Noth mir schon durchhelfen. Was kümmert mich auch der Menschen Gnade! Mein Herz sagt mir, daß ich ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk thue, wenn ich Euch zur Freiheit verhelfe; das ist mir genug!"

„Aber nicht mir!" entgegnete der Gefangene. „Ihr meint es gut mit mir und dafür danke ich Euch, aber — ich bleibe hier!"

„Herr" rief Frau Bertram flehentlich aus, — „wollt Ihr mir nicht den Trost gönnen, ein gu-

ein Werk gethan zu haben? Habt Ihr Euch denn auch gefragt, was aus Euch würde, als Ihr meinem Kinde, meiner Johanna, in den Fluß nachsprangt? Ihr wisset nicht, wie traurig und bitter das Leben in diesem Hause ist! Tag für Tag nur Elend um sich sehen, nur Unglückliche um sich haben, und in den Augen und Herzen der Gefangenen als Peiniger zu erscheinen, Herr, das ist kein Freudenamt. Wer treulich seine Pflicht thut, ist Gott und Menschen lieb; wenn aber ein Kerkermeister seine Pflicht treulich thut, so ist der tägliche Fluch der Gefangenen sein Lohn. In diesem Kerker hat noch Keiner gesessen, der in seinem Gebete meiner und meiner Kinder sich erinnert hätte. Wollt Ihr mir den Trost, die Freude nicht gönnen, daß Ihr, edler Herr, der Eine sein werdet, der dem armen Weibe des Kerkermeisters nicht flucht?"

„Ich habe Euch nie Böses gewünscht!" sagte der Bürgermeister. „Ich werde Eures Mitleides mit mir vor Gott in meinem Gebete gedenken, — aber ich verlasse diesen Kerker nicht!"

„Edler, theurer Herr!" fuhr das Weib mit stürmischer Bitte fort. „Um der Freudenthränen willen, die ich über mein gerettetes Kind geweint habe, verschmäht meinen Dienst nicht! Nehmt nicht aus meinem, ohnedies so armen und freudelosen Leben die einzige That, mit welcher ich fröhlich und getrost vor Gott treten und mich daran erlaben kann!"

„Die That ist für Euch geschehen!“ sagte der Gefangene. „Ihr habt mir zu meiner Befreiung verhelfen wollen, Ihr habt alle traurigen Folgen, die durch meine Flucht über Euch, Euren Mann und Eure Kinder gekommen sein würden, auf Euch nehmen wollen, Ihr habt Euch wie zum Opfer dargeboten, und das reicht vor Gottes Richterstuhle hin, Euch den Lohn Eurer Liebe für mich zu geben. Die gute That ist für Euch vollendet; daß ich selbst sie nicht zu meinem Besten, wie Ihr meinet, anwende, verringert den Werth derselben um Nichts. Darum geht, gute Frau, schließt meinen Kerker zu und nehmt die Schlüssel wieder an Euch!“

„Vater!“ rief Odilia aus und weinte laut an seinem Halse. — „Liebt Ihr Euer Kind so wenig, daß Ihr nicht wieder mit mir zusammen leben wollt?“

„Eben weil ich Dich liebe, bleibe ich,“ entgegnete Lüdeke.

„Mein Kind,“ fuhr er bewegt fort und legte seine Hand segnend auf Odiliens Haupt, „Du trägst um meinetwillen schon genug Schmach und Schande! Du sollst nun wenigstens an der einen und letzten Ehre Deines Vaters Theil haben, daß ich männlich und muthig mein Elend ertragen habe, männlich und christlich darin untergegangen bin. Soll ich mein kurzes Leben noch als ein Flüchtling, ruhelos, verfolgt, verflucht von der Welt hin-

bringen, während ich hier ruhig und von der Welt vergessen strebe? Nein mein Kind! Ich stehe schon auf der Grube, und das Leben draußen hat für mich keinen Reiz mehr; und wenn ich auch meine Stunden habe, wo ich ein Jüngling sein möchte und frei und mächtig, um die Leiden meiner Gefangenschaft draußen in der Welt als Saat einer bessern Zukunft auszustreuen, so beugt mein schwaches und trotziges Herz sich doch bald wieder unter des Herrn Hand!"

„So giebt es," fragte hier Nebelthau muthlos und traurig, „kein Mittel, Euch aus diesem Kerker zu führen?"

„Doch, mein Sohn," antwortete Lüdecke, — „es giebt deren zwei. Das eine heißt: Ein öffentliches, gerechtes Volksgericht! Führt den Syndicus Roerhand hierher und mit ihm den ganzen Rath und die Hauptleute der Stadt und meine lieben Bürger alle, — und lasset Gericht halten über mich! Sprechen sie es aus, daß ich unschuldig leide, daß ich im Dienste meines Gottes und Herrn stand, als ich mich der Sache des unterdrückten Volkes annahm, daß ich ein rechter Bürgermeister war, der das Wohl der Stadt im treuen Herzen trug — dann will ich diesen Kerker verlassen und meine wiedergeborne Freiheit als den seligsten Lohn meiner Leiden hinnehmen!"

„Ihr wisset," sagte Nebelthau niedergeschlagenen Gemüthes, „daß dies nicht in meiner Macht

steht. Gott allein regiert der Menschen Herzen wie Wasserbäche. Aber vielleicht," — fuhr er mit erleichtertem Herzen fort, — „vielleicht steht das andere Mittel, das Ihr meinet, in meiner Macht. Und kostete es mein eignes Leben, ich werde es mit Freuden hingeben!

„Armer Mann!" entgegnete der Gefangene mit schmerzlichem Lächeln. — „Das andere Mittel zu meiner Befreiung steht noch viel weniger in Eurer Macht, steht in keines Menschen Macht. Dies andere Mittel heißt — der Tod. Wenn Gott der Herr selber in seiner Gnade und Barmherzigkeit meinen Leiden ein Ziel setzen will und erlöst mich aus den Banden dieses Leibes, dann werde ich fröhlich diese Fesseln von mir streifen, und in die wahre Freiheit eingehen!"

Diese Worte des Gefangenen machten einen erschütternden Eindruck auf die Drei; das Wort Gottes hatte sie geschlagen und sie hatten Nichts, als stille Ergebung in Gottes Rath und Willen. Stilles Weinen war die einzige Sprache, die jetzt geredet und doch von Allen verstanden wurde, obgleich ein Jedes in seiner Herzenssprache seine Thränen fließen ließ. Das ist die heilige Gewalt des Glaubens, welche Versöhnung bringt über alles Leid und die widerstrebenden Herzen vereinigt in dem allmächtigen Worte: des Herrn Wille geschehe!

In diese heilige Stille hinein erschallte der zitternde Ton des Geschütz- und Musquetenfeuers, der die alten Mauern durchschütterte, als sollte es ein hörbares Zeichen der einstigen sichern Freiheit sein, in welche der Gefangene dort bei dem Herrn einzutreten hoffte.

Bald aber gesellte sich noch ein andrer Schall dazu. Die Stimme des Kerkermeisters ertönte an das Ohr.

„Nun ist es zu spät!“ riefen alle Drei einstimmig aus.

„Nein!“ sagte der Gefangene lächelnd. „Es ist eben recht! Geht in Gottes Namen! Odilia, mein theures Kind, trockne Deine Thränen. Der liebe himmlische Vater, der in die Nacht meines Kerkers mir das Licht seiner Freude und Gnade sendet, wird auch Dich nicht in finsterem Thale wandern lassen. Grüße mir die lieben Arndt's und ehre und liebe sie, wie Vater und Mutter. Will es Gott, so sehen wir bald uns wieder — ja will Er es, so schließe ich Dich auch noch hier im Lichte des Erdentages in meine Arme. Und Ihr, mein theurer, junger Freund — Gott lohne es Euch, was Ihr, ein Fremdling in unserer Stadt, um meinetwillen gesagt, gewagt und gethan habt. Ihr habt zwar noch kein Wort über Eure Lippen kommen lassen, aber ich weiß es doch, — das Wohl meiner Odilia liegt Euch am Herzen! Ist Euch die Tochter eines armen, geschmähten und verlästerten

Gefangenen nicht zu gering, ſo nehmt ſie in Euren Schutz. Das wird den letzten bittern Tropfen in meinem Leidenskelche verſüßen. Gottes reichſter Segen über Euch, meine theuren Kinder! und Ihr, Frau Bertram, grüßt mir Eure Tochter Johanna und vergeſſet mich nicht in Eurem Gebete, wie ich Eurer nicht vergeſſen werde. Was Ihr habt thun wollen, iſt die That eines edlen Weibes, einer treuen Magd des Herrn, einer rechten Chriſtin. Und wenn auch Niemand auf Erden Eure That in das Buch der Ehre ſchreibt, ſie ſteht eingezeichnet in meinem dankbaren Herzen, über welches der Tod keine Macht hat; ſie ſteht geſchrieben in dem Buche der Lebendigen bei Gott!"

Hierauf drückte der Gefangene Odilien noch an ſein Herz, legte nochmals ſegnend ſeine Hände auf ihr und des jungen Mannes Haupt und legte ſich dann auf ſein Strohlager nieder; und Meiſter Bertram hatte die amtliche Beruhigung, daß er weder von dem Eintritte noch Austritte der unberufenen Befreier Etwas erfahren hatte.

Capitel 13.

Kampf und Sieg.

Schaffe uns Beistand in der Noth; denn Menschenhilfe ist kein nütze. Mit Gott wollen wir Thaten thun. Er wird unsere Feinde untertreten. Psalm 60, V. 13. 14.

Die sichtbare göttliche Aushilfe, welche Braunschweig zur Zeit der Noth durch den plötzlichen Regenguß erfuhr, der über das ganze Weichbild der Stadt sich ausbreitete, hatte doch nicht in so weit dem ganzen Ueberfalle ein Ende gemacht, daß nichts mehr zu thun übrig geblieben wäre; vielmehr sollte diese Beihilfe, wie wir sehen werden, den in Schrecken und Angst gesetzten Bewohnern nur ein Zeichen sein, daß ihre Sache noch nicht verloren sei, wenn sie nur dieselbe mit Muth und Vertrauen auf Gottes Beistand weiter führen wollten. Indeß war doch das Schweigen der Geschütze eine unmittelbare Folge göttlichen Eingriffs in der Menschen Pläne; die brennenden Lunten vor den Geschützen und an

den Musqueten verloschen und wurden in wenig Augenblicken so durchweicht, daß sie mit keiner Mühe mehr in Brand gesetzt werden konnten; und da dieses Schicksal beide Theile, die Belagerer und Belagerten traf, so war allerdings durch Vermittelung des Himmels ein plötzlicher Waffenstillstand eingetreten, an den Niemand gedacht hatte. Und da die streitenden Partheien sich bisher nur mit Pulver und Blei aus der Ferne und hinter wohlverwahrten Bollwerken her bekämpft hatten und auch kein Theil besondere Lust zeigte, mit dem andern handgemein zu werden, so war der Waffenstillstand um so vollständiger.

Wir verfügen uns auf den Wall am Steinthore, wo sich die stärkste Bürgerwache postirt hatte, weil von hier aus das weitere Vordringen des Feindes zunächst zu hindern war.

Es war morgens drei Uhr; noch immer lag finstere Nacht über Stadt und Land und ein kalter Westwind jagte die Wolken vor sich her.

„Es ist noch gut," sagte Conrad Brandes, der Hauptmann, — „daß es Denen da drüben auf dem Magni-Walle nicht besser geht, als uns. Wir sind durchnäßt bis auf die Haut, und der kalte Wind dient eben nicht dazu, uns wieder zu wärmen; unsere Geschütze und Musqueten sind völlig unbrauchbar geworden, unsere Kraft ist geschwächt, — wenn es den Herzoglichen nicht auch so ginge,

dann würde bald das weiße Roß auf dem Neustadt-Rathhausthurme flattern!"

„Ein Wunder wär's auch ohne dies nicht," fiel Franz Schmidt, der Schuhmacher, ein. „Es sind nun zwölf Stunden, daß wir hier sind und Stand gehalten haben. Und welche Arbeit! Nicht genug, daß wir die eignen Geschütze und Musqueten bedienten, rief uns nicht auch jede Feuerkugel, die in unsere Nähe niederfiel, von unserm Posten ab, um den Brand nicht aufkommen zu lassen? Und dabei die stete Besorgniß, der Feind werde einen Sturm auf die Stadt wagen! Und ohne leibliche Stärkung, ohne die geringste Ruhe und Erholung, das geht über menschliche Kraft; und ist doch vielleicht Alles umsonst!"

„Nicht also, lieber Freund," sagte Henning Bossen, derselbe, der durch Gottes wunderbare Führung der schaurigen Metzelei am Aegidienthore so glücklich entkommen war. „Wir haben zu viele Zeichen, daß Gott mit uns im Bunde ist! Noch ist nicht ein Einziger von uns gefallen; die vielen Feuerkugeln alle, welche die Herzoglichen in die Stadt geschickt, haben auch nicht eine Hütte in Brand gesteckt, und über das Alles der Regen zur rechten Zeit, der zwar uns auch für den Augenblick wehrlos gemacht, der aber doch des Feindes ganze Macht vernichtet hat. Freunde, das gibt Muth und Vertrauen!"

„Aber keine Kraft in die Muskeln, kein Leben

in die Adern," setzte Schmidt ärgerlich hinzu. „Es ist eine Schande, daß man uns nicht ablöset! Sind wir hier nicht wie verrathen und verkauft? Wo sind denn die edlen Herrn des Rathes? Wo sind die Bürger alle? Die Stadt hat wohl an viertausend wehrhafte Männer; wo sind sie? Nicht vierhundert sind unter Waffen!"

„Das kann ich Euch sagen, wo Ihr sie findet!" antwortete ein Anderer. „Geht nur auf die Burg, da findet Ihr sie zu Hunderten mit Weibern und Kindern zusammen; durchsucht die Häuser der Vornehmen des Raths, da werdet ihr die lieben Stadtjunker alle im tiefsten Keller und hinter Gewölben vergraben finden, zitternd an Leib und Seele! Das sind geborne Schützer und Vertheidiger der Stadt, geborne Bürgerherren, geborne Hauptleute; ja, so lang Alles fein ruhig und ordentlich geht, oder höchstens mit zwanzig Schergen drei arme Bürger in ihren Häusern überfallen werden sollen; aber wo eine Musquetenkugel um die Ohren pfeift und der Pulverrauch die feinen Brabanter Spitzenkragen beschmutzen könnte, da sitzen die lieben Herrn hinter'm Spinnrocken und beten höchstens, wo sie arbeiten sollten. Cameraden, ich bin es überdrüssig, hier wie ein verlassener und verlorner Wachtposten zu stehen!"

„Wahrlich, Ihr habt Recht, Meister Giesecke," rief der Schuhmacher Schmidt aus. „Wir stehen hier und opfern Leib und Leben, und für wen?

für der Stadt Nutzen? Nun ja, die Stadt, das ist der hochedle Rath mit seinen Vettern und Muhmen; das übrige Volk ist nur da, die gnädigen Stadtjunker zu erhalten und ihr kostbares Leben zu vertheidigen!"

„Cameraden," sagte der Hauptmann Brandes mild verweisenden Tones, „wisset Ihr nicht, daß die Nacht und die Mauern ihre heimlichen Ohren haben? Denkt an Henning Braband's und seiner Genossen Blut!"

„Ja, wir denken daran! Herr Hauptmann," sprach Giesecke, laut und heftig, „und ich kann nicht über den Hagenmarkt gehen, ohne daß mein eigenes Blut in Wallung geräth. Schmach über ein Volk, das sich selbst verräth und seine beßten Freunde in des Nachrichters Hände liefert. Was sollen wir hier? Laßt in Gottesnamen den Wolfenbüttler in die Stadt ziehen; schlimmer kann es mit dem Bürger nicht werden, als es jetzt ist. Soll ich einmal einen Herrn über mich haben, so ist mir der Kaiser lieber, als der Stadtjunker. Ich erkläre es nochmals, ich bleibe nicht länger auf diesem Posten. Mögen nun Die kommen, die bis jetzt feig und verrätherisch geruht haben! Cameraden, Bürger, Freunde! Wollt Ihr noch länger bleiben, und wie die ausgestoßenen Hunde hungern und frieren, um die sich Niemand bekümmert, oder wollt Ihr mit mir gehen?"

„Wir gehen, wir gehen!“ scholl es von allen Seiten. „Hauptmann Brandes, auch Ihr geht mit! Ihr seid ein Bürgerfreund und meint es gut mit uns. Kommt und laßt nun Andere ihre Pflicht erfüllen!“

„Bleibt, Freunde, Brüder!“ rief hier auf einmal eine Stimme, und eine rüstige Mannsgestalt drängte sich durch den vestgeschlossenen Kreis der Bürger. „Lasset den Muth nicht sinken! Denkt auch an Weib und Kinder, die Ihr zu schützen habt; denkt an die heimathliche Stätte eures Hauses, die Ihr doch dem Feinde nicht überlassen wollt!“

„Wer seid Ihr?“ fragte Giesecke und hielt dem Sprecher eine brennende Fackel vor's Angesicht.

Da stand ein Mann da, im langen Priestergewande, das aber vom Regen durchnäßt und von allen Seiten mit Schmutz überzogen war. In der einen Hand trug er ein Schwert, in der andern eine verlöschte Lunte.

„Der Pfarrer Magius!“ riefen mehrere Stimmen zugleich. „Was wollt Ihr hier!“

„Nun,“ sagte der Pfarrer freundlich, „mit Euch kämpfen! Ich habe am Bruchthore mit einigen braven Bürgern weidlich den Feind bedient. Da aber der liebe Himmel uns Stillschweigen geboten hatte, wollte ich sehen, wie es Euch hier geht!“

„Wir wollen nicht länger bleiben!“ sagte Giesecke. „Es ist ein undankbarer Posten! Nicht

der zwanzigste Theil der wehrhaften Bürger ist unter Waffen! Warum sollen gerade wir allein unser Leben in die Schanze schlagen!"

„Meine Brüder," sagte Magius, „noch sind wir vollkommen Herren der Stadt! Die Herzoglichen, das sieht man, haben keinen Muth, uns mit den Waffen in der Hand anzugreifen. Ihre Munition muß bald verschossen sein, während wir keinerlei Mangel daran haben. Sollten wir nun jetzt unsere Sache aufgeben, wo sie eben am Besten steht?"

„Unsere Sache?" wiederholte Schmidt. „Ja so lange wir kämpfen und uns todtschießen lassen, ist es unsere Sache; aber wenn der Feind abgeschlagen und die Stadt gerettet ist, dann ist's der Stadtjunker Sache. Seht Ihr, Herr Pfarrer, auch nur einen dieser feingeputzten Herrlein unter uns? Wo sind die fünf Bürgermeister? Wo sind die Syndici? Wo sind die Rathsschreiber? Wo sind die vornehmen Kastenherrn, die sich so gut auf's Austreiben verstehen? Sie haben den Herrn Coadjutor vertrieben, warum vertreiben sie nicht auch die Herzoglichen? Es ist keine Kunst, die Stadt zu regieren, wenn der Bürger fleißig in seiner Werkstatt arbeitet und seine Steuern und Abgaben zahlt und die Nobel-Legion der Patricier ungestört zu Tische sitzt und dem Meister Degener vollauf Arbeit giebt! Ich kenne nur Einen, der als ein rechter Bürgermeister hier wäre und Leib und Leben mit einsetzte, aber der Eine stirbt im

Rathsherrn einen langsamen Tod, weil er ein Freund des Volkes ist! Wahrlich, mir wär' es eben recht, wenn der Herzog einzöge und Gericht hielte über den ganzen Rath und seine hundert und aber hundert Vettern! Ich bleibe nicht länger hier!"

„Wir auch nicht," schrie der Haufe. „Wir gehen mit!"

„Cameraden," fiel der Pfarrer ein, „ich hoffe doch, daß ihr mich auch für einen Bürgerfreund haltet. Ihr wißt, daß ich nicht nach der Patricier Gunst verlange, und daß mein Name im braunen Buche nicht gut angeschrieben steht; aber unsere Stadt ist doch unsere Heimath, und Weib und Kind fordern mit Recht von uns, daß wir sie schützen und nicht in der Feinde Hand liefern! Haltet nur noch kurze Zeit männlich aus! Schlagen wir den Feind zurück, dann stehe ich dafür, ich fordere euer Recht, euren Lohn!"

Diese begütigenden Worte schienen ihren Zweck nicht zu verfehlen; es trat für einige Augenblicke eine Stille ein, die aber freilich bald einen nur größern Tumult herbeiführen sollte. Ein Mann kam eilenden Laufes nach dem Steinwalle zu und schrie: „Wir sind verloren! Rette sich, wer kann!"

„Was giebts denn?" schrie es ihm entgegen; und als ihm die leuchtende Fackel vorgehalten wurde, erscholl der Ausruf: „Schwabe, der Stadtpfeifer! Was wollt Ihr? Was ist geschehen?"

Andreas Schwabe aber hatte sich dermaßen außer Athem gelaufen, daß er nur keuchend und in einzelnen gebrochenen Worten um einige Augenblicke Geduld bitten konnte. Der Mann zitterte an Händen und Füßen.

„Wir sind verloren!“ fuhr er keuchend fort. „Ich komme vom Steinthorthurme, und ob es gleich noch rabenfinster ist, so habe ich doch schreckliche Dinge gesehen. Von Wolfenbüttel her rückt eine ganze Armee Soldaten; sie sind schon auf Schußweite nahe. Auf dem Magniwall wird es wieder lebendig! die Wachfeuer brennen, die Lunten kommen wieder in Brand, — wir sind verloren! In wenig Minuten wird die Stadt gestürmt, die Herzoglichen dringen zu Tausenden ein, rauben und plündern und, lassen keinen Ziegel auf dem Dache, und verschonen nicht das Kind in der Wiege!“

So unglaublich diese Nachricht schien, da es völlig unmöglich war, durch die stockfinstere Nacht hindurch den anrückenden Feind zu erkennen, und offenbar der furchtsame Stadtpfeifer mehr aussagte, als er gesehen hatte und verantworten konnte, so wirkte doch das Schreckwort auf die ohnedies muthlos gewordene Bürgerschaar so mächtig ein, daß man der Nachricht vollen Glauben schenkte, und daß ein lautes, von Rathlosigkeit zeugendes Murren von Mund zu Munde lief.

„Capituliren!“ ſchrie auf einmal eine Stimme. „Wir wollen capituliren!“

„Ja, wir wollen capituliren!“ rief die Menge nach. „Beſſer, mit dem Feinde unterhandeln, und ihm die Thore öffnen, als ſein Leben verlieren!“

„Capituliren?“ fragte der Hauptmann. „Das ſteht nicht in unſerer Macht! Nur der Rath kann mit dem Feinde Unterhandlung pflegen. Alſo, Freund Schwabe, lauft zum Bürgermeiſter, zum Syndicus und meldet die Gefahr!“

„Nichts da!“ rief die aufrühreriſche Menge dazwiſchen. „Sollen wir etwa erſt die feinen Herren aus dem Schlafe wecken laſſen und befragen, ob man uns ſchlachten und würgen ſoll oder nicht? Wir haben jetzt das Regiment! Wir haben Leib und Leben daran gewagt! Unſer Werk iſt's, daß die Stadt noch nicht in Feindes Gewalt gefallen iſt! Wir haben unſer Blut vergoſſen, während die hochedlen Herren da drinnen Reißaus genommen haben. Wir wollen capituliren, wann und wie es uns gut dünkt!“

„Schwabe,“ riefen wohl zwanzig Stimmen zugleich dem Stadtpfeifer zu, „eilt auf den Steinthurm zurück, und blaſet Anſtand! Eilet, eilet! Unſer Blut kommt über Euch, wenn Ihr zu ſpät kommt!“

Und dabei ſtürmten die Bürger auf den armen Muſikanten, der ſchon ohnedies vor Furcht

und Angſt wie ein Espenlaub zitterte, von allen Seiten ſo drängend ein, daß es ihm große Mühe koſtete, ſich durch die tobende Menge hindurchzuwühlen und das Köſtlichſte, was ihm jetzt nöthig war, ſeine Trompete, in noch brauchbarem Zuſtande aus dem Gewühle zu retten. Und nun eilte er auf den innern Thurm des Steinthors zurück, und ſetzt die Trompete an den Mund und ruft den erſten breitgehaltenen Ton in die dunkle Nacht hinaus. Aber plötzlich wurde dies Alles anders. Vom Magniwalle her blitzte im ſelben Augenblicke, wo der Stadtpfeifer die Trompete an den Mund ſetzte, ein flüchtiges Feuer auf, das in einer wirbelnden Rauchſäule verloſch; ein gewaltiger Donner erſchütterte die Luft, und eine Kugel flog praſſelnd an den Steinthurm. Der langgehaltene Ton verwandelte ſich nun im Augenblicke in ein gewaltiges Geſchmetter um; und aller Schreck, der durch die Glieder des Muſicanten fuhr, ſtürzte ſich in die Trompete hinein. Als blieſen Zwei oder Drei, ſo rief der eine Andras Schwabe den eignen hundertſtimmigen Angſt- und Hilferuf in die Tuba hinein; kurz, der beſtürzte, todeserſchrockene, zitternde Stadtpfeifer, der mit allen ſeinen Gedanken nur an Flucht und Rettung dachte, blies ſtatt Anſtand und Stillſtand, einen ſchmetternden Aufruf zum Angriffe, zur Schlacht, einen Aufruf, der nicht allein in die beiden feindlichen Lager, ſondern auch durch alle Straßen und Märkte der Stadt

drang, und wie ein Posaunenruf über die Gräber der Todten dahin schallte.

„Um Gotteswillen, was ist das?“ rief es aus allen Kehlen auf dem Steinwalle.

„Die Herzoglichen Hülfstruppen sind da!“ schrieen Andere. „Sie erstürmen die Mauern! Rette sich, wer kann!“

Und nun entstand die größte Verwirrung. Keiner hörte mehr auf die Stimme des Andern; an eine Vertheidigung dachte Niemand mehr, sondern nur daran, dem drohenden Tode zu entfliehen. Alles flüchtete in die innere Stadt zurück.

Aber hier war die Bestürzung noch größer, als auf dem Walle. Die Altstadt und die Altewieck, welche dem andringenden Feinde zunächst lagen, warfen, wie ein glühender Vulkan, alle ihre Bewohner aus; Männer, Weiber, Kinder, Kranke und Schwache, der größte Theil Derer, die kaum vor einer Stunde aus dem Burghofe, nach einer glücklich überstandenen Nacht, sich in ihre Häuser zurückbegeben hatten. Alles, was noch Kraft zum Laufen hatte — die edlen Patricierſöhne und Stadtjunker und viele Herrn des Raths mitten unter ihnen, oder auch wohl voran, — Alles floh in wilder Flucht, oft niederwerfend, oft niedergeworfen, unter tausendstimmigem Geschrei der Kinder und Säuglinge, nach der Neustadt hin. Hier zwang der Vortrab den Thorwart, die verschlossenen und verpallisadirten Thore zu öffnen,

und nun stürzte sich Alles, nicht Einer wissend wohin, — in die finstere Nacht hinaus, auf das freie Feld, welches durch den heftigen Regen so aufgeweicht worden war, daß Viele darin stecken blieben.

Die Stadt schien verloren; und wenn nur Ein muthiger Krieger die äußern Wälle überstieg, er konnte getrost das weiße Roß des Wolfenbüttlers aufpflanzen und im Namen des Herzogs Besitz nehmen von der ungetreuen, ungehorsamen Stadt. Aber so weit sollte es doch nicht kommen.

Von der Fallersleberstraße her ertönte auf einmal flüchtiger Hufschlag. Ein Mann zu Roß reitet der fliehenden Menge entgegen; der erste Schimmer des anbrechenden Tages beleuchtet einen Greis, dessen silberweißes, lang gelocktes Haupthaar im Winde flatterte. Es ist der alte Georg von der Schulenburg.

„Bürger," ruft er mit Löwenstimme den Fliehenden zu, „Bürger, Freunde, Brüder, was thut Ihr? Steht, haltet ein! Ist das Braunschweiger Art, dem Feinde den Rücken zu kehren? Nimmermehr! Das hat keiner eurer Väter gethan, und Ihr wollt Braunschweigs Söhne sein? Steht, ich bitte euch, steht, haltet an, haltet zusammen! Kehrt muthig wieder dem meuterischen, feigen, meuchelmörderischen Feinde euer Angesicht zu und wehrt euch ritterlich. Der rothe Löwe ist noch nicht besiegt. Gott selbst vom Himmel hat euch geholfen,

und ihr wollten nun nicht das Letzte thun, was Er euch überlassen hat? Nochmals, Bürger, Freunde, Brüder, steht, und haltet bei einander!"

Dies Wort war ein Pfeil, der durch's Herz ging und der die Röthe der Scham auf die Wangen legte. Ein Bürger nach dem andern stand still und sammelte sich um den muthigen Greis, und bald erblickte er rings um sich einige hundert Männer, die noch zu rechter Zeit daran erinnert wurden, daß ihre blinde, wilde Flucht weder männlich noch christlich sei.

„Freunde!" rief nun Schulenburg über die Menge hin, ich will euer Führer sein! Mit Gottes Hilfe werden wir den Feind, der von Gott schon halb geschlagen ist, zurücktreiben und Braunschweig retten. Sprecht, wollt ihr mir gehorchen?"

„Ja, ja!" erscholl es laut ringsum. „Führet uns, wir folgen euch!"

„Nun denn," fuhr Schulenburg fort, „ihr Hauptleute und Gildemeister, bietet eiligst alle eure Gesellen und Bursche auf, und Alle, die noch eine Waffe führen können. Verheißet ihnen reichen Lohn, wenn sie die Stadt von Feindes Noth mit befreien helfen. Ich stehe dafür, daß der Lohn ihnen werden wird. Sammelt Alle, die euch folgen, auf dem Graben, und seid des Augenblickes gewärtig, wo ihr zum Ausfalle gerufen werdet. Ihr Bürger aber gehet schnell nach dem Hagenmarkte und Wahlwege, und stellt euch daselbst in Ordnung.

Es wird bald Arbeit für uns Alle geben. Seht, dort bricht der Morgen an, und will uns leuchten auf unserm Wege! Muth, ihr Freunde, Gott selbst streitet mit uns!"

Und wie der alte Schulenburg es angeordnet hatte, so geschah es. Mit neu belebtem Muthe zogen die Bürger auf die ihnen angewiesenen Plätze, und der größte Theil der Handwerksgesellen griff zu den Waffen.

Noch ehe aber Schulenburg von den ihn umgebenden Bürgern völlig frei war, ertönte neuer Hufschlag an sein Ohr.

In gewaltiger Hast kam auf einem schwarzen Rosse, unter dessen Hufe die Steine Feuer sprühten, von der Ecke am Graben ein junger Mann her gesprengt, der mit ritterlicher Geschicklichkeit das schäumende Roß unmittelbar vor Schulenburg zum Halt brachte.

„Ich wußte, Ihr mußtet kommen, Nebelthau" rief Schulenburg ihm entgegen und grüßte ihn freundlich mit der Hand.

„Wollt Ihr mich Euer Adjutant sein lassen?" fragte der Arzt.

„Die Probe habt Ihr gut dazu gemacht," antwortete der Commandant. „Es wird auch noch andere Arbeit für Euch geben! Eilet nach dem Graben, ordnet die dort versammelte junge Mannschaft und zieht Euch dann durch die kurze Gasse nach dem Bruchthore. Ich selbst werde mit der Bür-

[illegible] nach dem Steinthore ziehen, um ihn den Feind von beiden Seiten anzugreifen. Mit dem ersten Schusse aus dem großen Geschütze, den Ihr von uns aus höret, brechet Ihr auf und stürzet Euch auf den Feind! Und nun eilet und Gottes Engel mögen mit uns streiten!"

Während nun Rebelthau die erhaltenen Befehle ausführte, zog Schulenburg mit seiner Abtheilung nach dem Steinthore zu. Hier stellte er seine Mannschaften in Ordnung und sprach: „Bürger, jetzt lasset den rothen Löwen seine Mähnen schütteln und sich auf seine Beute stürzen. Es gilt, den Feind vom Magni- und Argidienwall zu vertreiben! Stehet vest, Mann gegen Mann! Die da drüben fechten für herzogliches Geld; Ihr fechtet für Braunschweigs Ehre. Die da drüben sind feige Meuchelmörder, ihr seid ehrliche Bürger und ritterliche Vertheidiger Eurer Stadt! Auf denn, in Gottes Namen!"

Und auf seinen Wink legte der Hauptmann Brandes die brennende Lunte an; ein zuckender Blitz, ein wirbelnde schwarzblaue Rauchwolke, und ein gewaltiger Donner — und mit furchtbarem Geschrei drangen im gleichen Augenblicke beide Theile nach dem von Feinde besetzten und verschanzten Wall ein.

Und auf dem Stadtgraben wurde es auch lebendig. Vier große Kähne, wohlbemannt, ruderten in wilder Hast einher und auf dem ersten

Fahne vorn an stand der Pfarrer Sebastian Magius in seinem Priesterkleide und commandirte die Ruderer.

„Frisch auf, meine Brüder," rief er ihnen zu, „wir dürfen nicht die letzten sein! Auf laßt uns die Midianiter dort schlagen, wie einen einzelnen Mann, und ihnen den Verrätherlohn zahlen! Hier Schwert des Herrn und Gideon!"

Dieser vereinte Ueberfall wurde denn auch mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß die Herzoglichen sich von allen Seiten plötzlich eingeschlossen sahen. Wunderbarer Weise hatte des Stadtpfeifers Angstgeschmetter auch sie selber in Angst und auf den Wahn gebracht, daß die Bürger schon im Ausfallen seien, und da der starke Regen ihre Musqueten unbrauchbar gemacht hatte, und das von Wolfenbüttel heranrückende Verstärkungsheer nichts als eine nächtliche Angstvision des ehrenwerthen Stadtpfeifers war, entfällt ihnen der Muth und sie ziehen sich in gleicher wilder Flucht vom Magniwall nach dem Aegidienthore hin. Hier aber kam es zu blutigem Kampfe, Mann gegen Mann.

Nicht lange dauerte dieser mörderische Streit. Die Herzoglichen sahen bald ein, daß hier auch jede Hoffnung auf Sieg für sie verschwunden war. Es blieb ihnen nichts übrig, als entweder bis auf den letzten Mann zu stehen und zu fallen, oder durch den schleunigsten Rückzug noch das bedrohte

Leben zu retten. Sie wählten das Letztere, und stürzten in großer Unordnung vom Walle herab, dem Aegidienthore zu. In dem wilden Gedränge mit den schweren Musqueten beladen und durch den engen Raum eingeschlossen, brachten sie unter sich selber noch Tod und Verderben; Viele empfingen todbringende Wunden von ihren eignen Gewehren.

Aber es war, als sollte die Niederlage der Feinde, selbst ohne Zuthun der Bürger, eine völlige sein. Kaum hatten die Ersten durch das offene Thor sich gerettet, als mit einem Male die eisernen Schußgatter auf die Brücke niederstürzten und somit den Ausgang verschlossen! So kam es, daß der zusammengeschmolzene Rest der Herzoglichen dem unausbleiblichen Tode geweiht war; wie eingefangene wilde Thiere mußten sie den heranrückenden Bürgern zur Beute werden.

Ein großer Theil, von der Verzweiflung getrieben, stürzte sich über die Brücke in den Stadtgraben hinab und suchte sich durch Schwimmen zu retten; aber nur Einzelne retteten ihr Leben, die Meisten sanken unter und ertranken.

Als Schulenburg sah, was geschehen war, und die Uebermacht der Bürger sich mit wüthender Vernichtungslust auf den letzten Rest der Herzoglichen werfen wollte, rief er mit seiner Donnerstimme hinein: „Halt! Vergießet nicht unnöthig Blut! Nicht Bürger wollen wir sein, da Gott uns den Sieg hat gewinnen lassen!“

„Ihr oben," rief er den Herzoglichen zu, „wollt Ihr euch ergeben?"

Statt aller Antwort warfen diese ihre Musqueten in den Stadtgraben hinab, und wurden nun von den sieggreichen Bürgern als Kriegsgefangene in die Stadt transportirt.

Als Schulenburg den Zug überschaute, wurde er plötzlich unruhig, und wandte sich links und rechts; er suchte ohne Zweifel Jemanden, den er nicht finden konnte. Mit Jünglingskraft sprang er nun von seinem Roß herab, warf die Zügel einem Bürger zu und kehrte auf den Kampfplatz zurück. Welch ein Anblick! Der ganze Wall war mit gefallenen Kriegern bedeckt, Herzogliche und Braunschweiger friedlich unter einander im Tode; das Blut floß zu beiden Seiten des Walles herab und färbte das Wasser im Stadtgraben.

Alle die da lagen, schliefen des Todes ruhigen Schlummer und harrten der Freundeshand, die ihnen ein Grab bereiten sollte. Schon hob sich des alten Mannes Brust freier, als ihm sein flüchtiger Blick über das Todtenfeld hin die Ueberzeugung zu geben schien, daß Der, welchen er suchte, nicht hier sei. Aber plötzlich sank er zusammen: „Mein Gott," rief er schmerzlich aus, „also wirklich!" und ließ sich auf den mit Blut bedeckten Körper eines jungen Mannes nieder.

„Rebekkchen!" rief er ihm zu, „mein theurer junger Freund! Ja nun sehe ich's, der Musqueten-

für sein Volk gut zu treffen gewußt! Und eine Thräne fiel auf den todten Freund nieder.

Die Thräne eines Greises ist aber die beredteste Leichenpredigt!

Dann aber, als komme dem alten Manne ein neubelebender Gedanke, legte er sein Ohr auf des jungen Freundes Mund, und seine Hand auf die blutende Brust. „Allmächtiger Gott," rief er dann aus, „irre ich nicht, so ist noch Leben in ihm!" Und ohne Weiteres lud er den Verwundeten auf seine Schultern und eilte mit ihm so schnell als möglich den Wall hinab. Glücklicher Weise traf er bald einen Bürgertrupp, von welchem zwei augenblicklich den alten Mann die Last abnahmen und sie auf seine Bitte in seine Behausung trugen.

Am folgenden Morgen wurde in allen Kirchen der Stadt ein feierliches Lob- und Dankfest gehalten zu Ehren Gottes und der treuen Bürger, durch deren Muth und Beharrlichkeit der Ueberfall des Herzogs so glücklich war abgeschlagen worden. Und am gleichen Tage erließ der Hochedle Rath ein Decret, nach welchem alle diejenigen wehrhaften Bürger, welche ihre Pflicht nicht gethan und feig die Flucht ergriffen hatten, mit einer harten Geldbuße belegt und noch mit andern Strafen bedroht wurden. Da sich aber ergab, daß die Söhne

und Brüder und Vettern der Rathsherrn selber, die ganze frische Blüthe der Stadtjunker, in gar zu großer Anzahl sich unter den Schuldigen befanden, so hielt es der Hochedle Rath für gut, das Decret stillschweigend zurückzunehmen, und die strafbaren Bürger für diesmal mit der wohlverdienten Strafe in Gnaden zu verschonen!

Capitel 14.

Der barmherzige Samariter.

Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.
Galat. 6. v. 10.

In Schulenburgs eignem Hause lag der junge Rebelthau krank und schwach von der erhaltenen Wunde, obschon nach des Wundarztes bestimmter Versicherung, ohne alle Gefahr darnieder. Es hatte sich ergeben, daß ein Schwertstreich zwar tief in das Schulterblatt eingedrungen war, aber doch keinen der edlen Theile verletzt hatte. Nur der bedeutende Blutverlust, der allerdings, wenn ihm nicht Einhalt geschehen wäre, nichts desto weniger den Tod würde herbeigeführet haben, hatte den muthigen Jüngling mitten unter die Todten niedergeworfen, und wäre Schulenburg, oder sonst menschliche Hilfe, nur eine Stunde später gekommen, so wäre der tapfere Krieger an seiner Wunde

Ein junges kräftiges Leben rafft sich bald wieder auf, besonders wenn die nöthige Pflege und Wartung nicht fehlt; und so kam es, daß auch Nebelthau schon vierzehn Tage nach jenem Ueberfalle sich so weit wieder hergestellt und gekräftigt fand, daß er wohl hätte das Bette verlassen mögen, wenn nicht der Arzt es ihm verboten hätte. Der alte Schulenburg brachte die meiste Zeit des Tages an der Seite seines jungen Freundes zu und erheiterte ihm durch tröstliche Zusprache die Langeweile der Wiedergenesung. Nebelthau wurde durch dieses Uebermaß freundlicher Güte tief gerührt.

„Ich bin es nicht werth," sagte er eines Tages zu seinem Wirthe und Pfleger, — „daß Ihr, edler Herr, mehr denn väterlich an mir handelt. Ohne Eure Hilfe schliefe ich jetzt mit den übrigen braven Bürgern den Todesschlaf."

„Ach, schwatzt nicht so!" entgegnete Schulenburg mit gutmüthigem Ernste. „Wenn wir Menschen uns wollten gegenseitig zurufen und zuzählen, was Einer dem Andern verdankt, das könnte Einem das Leben überdrüssig machen. Menschenhilfe ist ohnedies so lumpig und armselig, daß nur dann die Rede davon sein kann, wenn der liebe Herr im Himmel es nicht verschmäht hat, dem schwachen Menschen mit unter die Arme zu greifen."

„Das weiß," sagte Nebelthau, „allerdings Nie-

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Oder ein Calvinist?“ [illegible] fragte der Kranke mit bedeutungsvollem Ernste.

„Ich meinte nur so!“ antwortete Schulenburg gleichgültig. „Weiß ich doch Fälle, wo Calvinisten und Lutheraner sich gegenseitig mehr gehaßt und beleidigt haben, als ehedem Juden und Christen. Doch lasset das gut sein! Mir fällt eben bei, daß ich Euch noch Etwas zu fragen habe. Als wir zusammen hinter der Leiche der Frau Bürgermeisterin Bußmann hergingen, da wußtet Ihr mir gar Mancherlei von der Gefahr zu erzählen, welche über Braunschweig hereinbrechen würde. Damals nahm ich das für ein bloßes Gerede, oder höchstens für jugendliches Wohlgefallen an Tumult und Krieg; aber jetzt, nachdem Eurer Prophezeihung die Erfüllung so schnell auf dem Fuße folgte, — jetzt nehmet mir's nicht übel, jetzt hat Eure Prophetengabe in meinen Augen etwas verloren. Sagt mir aufrichtig, Nebelthau, wußtet Ihr etwas Gewisses von des Herzogs Ueberfallsplane?“

„Ja,“ sagte der Kranke halblaut und schlug seine Augen nieder.

„Ihr standet also,“ fuhr Schulenburg eifriger und ernster fort, „mit dem Herzoge im geheimen Bunde? Nebelthau, — nein, ich kann es nicht glauben — Ihr hättet in unserer Stadt deshalb gastfreundliche Aufnahme gefunden, um uns zu verderben?“

„Nein, mein edler Herr,“ antwortete der Jun-

[illegible] Hülfe nicht sinken. Auch, wenn Ihr mir diesen Zusatz erlaubt, dürfte diese meine Wunde, die ich von des Herzogs Leuten im Dienste der Stadt Braunschweig empfangen habe, mich von diesem Verdachte frei sprechen!"

„Da habt Ihr Recht," sagte der Greis, „und es fällt mir ein schwerer Stein vom Herzen, daß ich diesen Verdacht aufgeben kann. Aber erklärt mir dieses Räthsel. Wenn Ihr so genau von der Art und der Stunde des Ueberfalls unterrichtet waret, warum ließet Ihr es denn so weit kommen? Hätte nicht dann alles vergossene Blut erspart werden können? Oder hattet Ihr selber so abscheuliche Lust nach einem Blutaderlaß?"

„Ich kann und mag kein Geheimniß gegen Euch haben," antwortete Nebelthau. „Der Plan des Herzogs, die Stadt zu überrumpeln, war seit längerer Zeit ein Art von öffentlichem Geheimniß, das Jedermann wußte, aber nicht glaubte, weil Braunschweig sich zu sicher und zu mächtig hielt. Ich wußte Anfangs auch nicht mehr, als jeder Anderer durch dies Gerücht erfuhr. Es mögen nun aber etwa zwei Monate sein, daß ich mit einem heimlichen Emissair des Herzogs zusammentraf, der mich, als einen Fremden, für die Dienste des Herzogs gegen die Stadt zu gewinnen suchte. Ich ging scheinbar darauf ein, denn ich hatte auch einen Ueberrumpelungsplan ausgesonnen, und dazu

war mir die wenig Tumult und Aufruhr in der Stadt unentbehrlich!"

„Ihr erklärt mit einem Räthsel das andere," rief Schulenburg ungeduldig aus.

„Nun denn," fuhr der junge Mann mit schmerzlichem Lächeln fort, „ich hatte keinen geringern Plan, als Odiliens Vater frei zu machen; ob mit List oder Gewalt, ich wußte es nicht, aber es mußte geschehen, das hatte ich mir vor dem dreieinigen Gott zugeschworen. Da kam mir denn der Plan des Herzogs so zu ganz rechter Zeit. Ich dachte, je mehr die Stadt mit sich selber zu thun hat, daß sie nicht in des Herzogs Hände falle, desto weniger wird sie darauf achten, wenn ein armer Gefangener in ihren Mauern auch seine Freiheit sucht!"

„Nun?" fragte der Wirth mit heftiger Ungeduld, — „so wäre Lübecke frei? Und Ihr sagt mir das erst heute?"

„Ach, wollte Gott, Ihr hättet Recht!" rief Nebelthau aus. „Odiliens Vater könnte frei sein, hätte er gewollt. Aber er verschmähte eine heimliche Flucht, er verlangte eine öffentliche Freisprechung!"

„Ja, ja," sagte Schulenburg ernst, „das hätte ich Euch voraussagen können. Mein Lübecke weiß zu leben und zu sterben! Der arme Freund! Solch ein Edelsinn gilt wohl vor Gott, aber nicht vor Menschen!"

„Noch ein Vorwurf," fuhr nun Nebelthau fort,

könnte auf mir lasten; aber Gott sei Dank, daß ich von solcher Schuld frei bin. Ich wußte weder die Stunde, noch die Art des Ueberfalls, sondern nur der Tag, an welchem der Herzog seinen Plan auszuführen beschlossen hatte, war mir nach mancherlei Mühe bekannt geworden, da der herzogliche Emissair an meiner Ergebenheit zu zweifeln angefangen hatte. Ich mußte das wissen, um meinen eigenen Plan zu fördern; aber weil mein Gewissen über mein Vorhaben und mein ganzes Verhalten mir doch schwere Vorwürfe machte, so habe ich bald heimlich, bald öffentlich, bald mittelbar, bald unmittelbar davon geredet, um die Stadt auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Aber Niemand glaubte mir; man verlachte meine Furcht — nun da dachte ich denn, es soll so sein. Und das ist meine einzige Schuld, die ich trage. Habe ich gefehlt, so möge mir's der gnädige Gott vergeben, — ich fehlte aus Liebe und Mitleid mit einem armen Gefangenen!"

„Gott möge richten über Euch, mein junger Freund!" sagte Schulenburg. „Ich klage Euch nunmehr keiner Schuld mehr an; und hättet Ihr noch vor Gott Euch zu rechtfertigen, so wird Er wohl Euer vergossenes Blut mit in die Wagschale legen. Ich fürchte ohnedies, daß unser Sieg wider den Herzog nicht viel Früchte tragen wird. Braunschweig ist eine zu kostbare Stadt, als daß der Herzog nicht Alles daran wenden sollte, sie völlig

unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Wir haben keine frohen Tage vor uns, und sind gewissermaßen schon belagert. Kein Weg, kein Paß, der aus dem Thore der Stadt führt, ist mehr frei; überall Schanzen und Redouten und tüchtige Mannschaft dabei. Man thut zwar nicht offenbar Feindliches, aber diese ruhige, fast bequeme Umschanzung der Stadt sieht aus wie ein kalter Hohn und Spott Eines, der sich erst lange vorher an dem Untergange seines Feindes weiden will, ehe er die über seinen Hals gelegte Schlinge zusammenzieht. Der Herzog hat böse Dinge im Sinn."

„Sagtet Ihr mir nicht," fragte Nebelthau, „daß der Rath mit dem Herzog in Unterhandlung getreten sei?"

„Allerdings," antwortete Schulenburg. „Und eben jetzt sind die Abgeordneten des Rathes bei dem Herzog in Wolfenbüttel; sie können jede Stunde zurück sein, aber Niemand erwartet gute Botschaft, und es scheint, der Rath selbst will auch keine. Es ist kein Geheimniß, daß Braunschweig an alle Hansestädte Boten um Hilfe und Beistand schickt, und jeden Tag zieht geworbenes Kriegsvolk bei uns ein. Wo solche Rüstungen gemacht werden, da denkt Niemand ernstlich an Frieden. Braunschweig hat eben solche Lust nach Freiheit, als der Herzog Lust hat nach Braunschweig. Und Beides geht nicht ohne Blutvergießen ab.

„Irre ich nicht," sagte hier Rebelthau mit einiger Unruhe, „so ist Jemand vor der Thüre!"

Schulenburg erhob sich sogleich, öffnete die Thüre, ging einige Schritte in die Hausflur und rief dann mit lauter, fröhlicher Stimme: „Herzlich lieb und willkommen! Nun tretet ein! Ihr seid schon verrathen! Ich alter, blinder Mann, muß Euch erst sehen, ehe ich weiß, daß Ihr da seid; da drinnen liegt aber Einer krank, oder vielmehr gesund, der nicht sieht und doch weiß, daß Ihr da seid!"

Und nun öffnete Schulenburg die Thüre so weit, als möglich und geleitete mit ritterlicher Zierlichkeit eine Frau herein, die allerdings eines so herzlichen Empfanges wohl werth war: Frau Anna Arndt.

„Gilt der Besuch mir, oder dem fremden Manne dort?" fragte der alte Soldat lachend. Und als Frau Arndt in ihrer Verlegenheit mit Schweigen antwortete, fuhr er fort: „Nun redet immer frei heraus, daß Euch heute meine eigne Person wenig Sorge macht!"

„Wie mögt Ihr mich arme Frau so beschämen!" sagte Frau Arndt im Tone milden Vorwurfs.

„Friede! Friede!" rief der fröhliche Greis lächelnd aus. „Ich capitulire unter jeder Bedingung, nur nicht unter der, daß Ihr nicht wieder kommen wolltet! Aber sehet unsern Rebelthau

auf Gnade man nicht glauben, er liege mir zum Scherze im Bette, und der herzoglicher Landsknecht mit seinem Spieße sei Niemand anders, als der verkappte heidnische kleine Gott gewesen, der nur etwas zu derb zugestochen hat?"

Frau Aendt, die durch ihren Gatten seit vielen Jahren gewohnt war, in dem Bilde die Deutung zu suchen, und wohl fühlte, daß dies in Bezug auf ihre Pflegetochter Odilia gesagt sein möchte, antwortete ausweichend: „Euer Gnaden meint auf jeden Fall den heidnischen Kriegsgott Mars, der wohl nicht so klein gewesen sein mag! Doch lasset nur die heidnischen Götzen in ihrem Grabe liegen und lasset uns vielmehr dem guten, gnädigen Gott der Christen recht herzlich danken, daß er Gefahr und Tod von dem Haupte unsers jungen Freundes hinweggenommen und Alles so wohl hinausgeführt hat. Ihr seid," wandte sie sich zu dem Kranken, „nun also jeder Gefahr enthoben?"

„Gott sei innig Dank, ja!" antwortete Melchthau. „Wir hätte es auch anders kommen können, wo sich mit Gottes Gnade und Barmherzigkeit so viel Menschenliebe verbindet! Läge in dem Worte unsers Herrn: Was ihr gethan habt Einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan! — nicht für mich selbst so viel Erhebliches, die überreiche Summe von Wohlthaten, die ich erfahren habe, würde mich zu Boden drücken; denn ich kann sie ja nimmer wieder vergelten!"

„Das wisset Ihr nicht," entgegnete Frau Arndt. „Ueberdies ist Das, was Ihr bisher für Odiliens Vater gethan habt, unter uns Menschen wenigstens eine so reiche Aussaat, daß Ihr noch lange nicht die verheißenen tausendfältigen Früchte davon geerntet habt!"

„Ach, ich mag keinen Lohn!" erwiderte der Kranke. „Käme es so weit, und ich fürchte es ist schon so weit gekommen, daß mir alle guten Werke, die ich etwa meinen Brüdern gethan, wieder weltlich zurückgezahlt würden, was hätte ich dann noch für Freude am Leben? Nicht Der ist der Glückliche, dem alle Wohlthaten zufließen, sondern Der, welcher Allen Wohlthaten zufließen lassen kann. Geben ist seliger, denn nehmen, sagt ja der Herr. Und deshalb schon ist Gott das seligste Wesen, weil Er nur giebt und von uns gar nichts empfangen kann, weil er keines Menschen und keines Dinges bedarf!"

„Was Ihr von Gott redet, das ist wahr!" sagte Frau Anna. „Aber, mein junger Freund, was Ihr von Euch selber redet, — prüfet Euch doch, ob nicht ein wenig Eigennutz und Selbstsucht dabei sei. Wollt Ihr nicht auch Andern die Freude gönnen, welche Ihr Euch selbst zu bereiten sucht? Macht nicht auch das Nehmen selig, wenn die Liebe giebt?"

„Und dann," — setzte Schulenburg eifrig, obschon lächelnd hinzu, noch ehe Rebelthau antwor-

ten konnte, — „ist es denn Euch gar so peinlich und drückend, was wir Euch Liebes und Gutes zu erweisen suchen?“

„Ihr wisset nicht, wem Ihr es thut,“ sagte Nebelthau bedeutsam und schlug seine Augen nieder.

„O, wir wissen's recht wohl,“ rief Schulenburg aus. — „Wir thun es einem Ehrenmanne, der sich der Armen und Gefangenen erbarmt, einem tapfern Krieger, der für eine fremde Stadt sein Blut vergießet, und in Summa, wir thun es einem Christen und in Erfüllung des Gebotes: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“

„Und Ihr glaubt wirklich, gerade dies Gebot an mir zu erfüllen?“ fragte der Kranke.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Schulenburg mit mehr Aufmerksamkeit. „Ihr seid doch — setzte er lächelnd hinzu — nicht etwa ein verkleideter Heide oder Türke oder Jude?“

„Ich bin ein Calviniſt!“ antwortete Nebelthau.

„Ein Calviniſt?“ rief Frau Arndt und Schulenburg mit ihr aus. Dies Wort, wer sollte es glauben, war ein Blitzschlag in die Seele, und schlug auf einmal die vertrauliche Unterredung nieder.

„Wisset Ihr nun,“ fuhr der junge Mann fort, wem Ihr Eure Liebe erzeigt? Einem Manne, der nur heimlich und unerkannt Eure Kirchen betreten darf, sollen ihm nicht die Thore verschlossen wer-

ben; einem Manne, dem Eure Prediger auf ihren Kanzeln fluchen, und deſſen Glauben ſie für verdammliche Ketzerei erklären, einem Manne, der von Eurer Gemeinde nicht für einen Chriſten, und viel ſchlimmer gehalten wird, als ein Heide und Jude! Gehet doch hin und zeiget es einem hochedlen Rathe an, daß ich ein Calviniſt bin, und binnen vier und zwanzig Stunden bin ich aus Eurer Stadt hinausgetrieben!"

„Schmach über uns Lutheriſche, daß Ihr recht habt!" rief Schulenburg aus. „Das iſt das liebe Evangelium unſerer Prediger, die, weil ſie mit ihrem hölzernen Schwerte, ich meine ihre eigene vertrocknete, kraft- und ſaftloſe Weisheit, in die Luft ſtreichen und Niemanden zur Wahrheit und zum Leben in Chriſto führen können, wie grimmige Wächter an der Thüre zum Gottesreiche ſitzen und Andere dann ſo wenig hinein laſſen, als ſie ſelber drinnen ſind."

„Das iſt ein hartes Wort," ſagte Frau Arndt.

„Ich kenne nur Einen," fuhr Schulenburg fort, „und das iſt Johannes Arndt, der, obwohl er ebenfalls am äußern lutheriſchen Glauben hält, doch nicht an der brüderlichen Liebe ſündigt. Das macht aber, er iſt ſelber ein Kind Gottes, und die Kinder Gottes können von Niemandem Uebels denken, wie viel weniger Jemandem Uebels thun!"

„Wenn ich Euch, mein edler Herr, recht ver-

stehe," sagte Rebekkhau, „so nehmet Ihr keinen Anstoß an meiner Confession!"

„Da Ihr mich darüber fragt, so muß ich wohl antworten," erwiderte Schulenburg, „so wenig ich auch von derlei Dingen zu reden Lust habe. Ich nehme allerdings Anstoß an Eurer Confession; denn thäte ich das nicht, so müßte sie mir ja eben vollkommen recht und gut sein und ich wäre dann ein falscher Bruder unter den Lutherischen, wenn ich nicht augenblicklich ein Calvinist würde. Niemand kann zween Herrn dienen, und was sollte aus meinem Frieden werden, wenn ich neben der Wahrheit, von der ich allein meine Seligkeit hoffe, noch eine andere gelten lassen wollte, welche auch allein selig macht. Da käme ich ja in Widerstreit mit mir selber und wüßte zuletzt nicht mehr, woran ich mich halten sollte. Also, mein junger Freund, ich nehme allerdings Anstoß an Eurer Confession; aber nicht an Euerm Herzen, an Euerm inwendigen Menschen. Ich denke, ein Herz, wie das Eure, welches zum Wohlthun gegen Arme, Kranke und Unglückliche treibt, und das, so viel ich weiß, Euch von allen verkehrten Wegen der jungen Leute Eures Alters fern hält, und Euch in solcher Demuth vor Gott erhält, — ein solches Herz muß wohl auf einem guten Grunde ruhen und unserm Herrn Christo wohlgefällig sein. Was aber meinem Herrn wohlgefällig ist, das kann doch mir, seinem armen Knechte, nicht mißfällig sein. In Christo, heißt's

in der Schrift, gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt; das iſt mein Maasſtab, an welchem ich Lutheriſche und Calviniſten, und Katholiken meſſe und mich zu ihnen freundlich halte, obſchon ich weder Calviniſt noch Katholik ſein möchte, um nicht ein ſchlechter Lutheriſcher zu ſein!"

Frau Arndt reicht hier dem alten Soldaten die Hand und ſagte: „Wie danke ich Euch für dieſe Worte! Warum denken nicht Alle ſo! Ach, wie viel Jammer würde weniger ſein in der Chriſtenheit!"

„Gebt nur," entgegnete Schulenburg, „dieſen Dank Jemandem anders, einem gewiſſen Johannes Arndt, der ein Büchlein vom wahren Chriſtenthume geſchrieben hat, und die Leute immer noch auf die andern drei Bücher ungebührlicher Maßen lange warten läßt. Ich müßte ja dieſes Schatzkäſtlein evangeliſcher Wahrheit nur mit blinden Augen anſehen, dächte ich anders!"

„Ich kann Euch nicht ſagen, wie wohl mir dieſe Eure Rede thut," rief Nebelthau aus, während das fröhliche Leuchten ſeiner Augen und ſeines ganzen Angeſichts von der innigſten Wahrheit ſeiner Worte Zeugniß gab. „In der ganzen Zeit meiner Krankheit über hat mir der Gedanke ſchwer auf dem Gewiſſen gelegen, daß ich wie ein Dieb mich in Euer Haus und Herz eingeſchlichen habe und daß Ihr vielleicht Eure Güte gegen mich verringern oder wohl gar hinwegnehmen würdet, wenn Ihr wüßtet, daß ich ein Calviniſt bin!"

„Ei, ei, mein Freund, denket Ihr so Arges von mir?“ fragte Schulenburg mit freundlichem Ernste. „Das hättet Ihr schon von einem alten Soldaten nicht denken sollen. Das Kriegsvolk unserer Zeit ist zwar ein rohes, oft unchristliches Volk und hält im Grunde nicht viel auf Religion, aber wenn der Soldat auf seinen Kriegszügen auf Christenthum noch Etwas giebt, so hält er Die für die beßten Christen, die es am Freundlichsten mit ihm meinen, und wenn er ein dankbarer Christ ist, thut er gleich also. Das ist das ganze Soldatenchristenthum; freilich wenig genug, aber für die Zeit des Kriegs muß es schon ausreichen. Also, da habt Ihr nicht sonderlich viel Gutes mir zugetraut.“

„Seid mir darum nicht böse,“ bat der Kranke. „Dieser Gedanke hat mir selbst das meiste Uebel gethan. Er hat mich gequält in allen meinen Plänen und Hoffnungen; nun aber werde ich leiblich und geistig gesund werden. Wißt Ihr aber nun, edler Herr und Freund, warum Ihr wirklich der barmherzige Samariter seid?“

„Ich kann das nicht zugeben,“ antwortete Schulenburg mit komischem Ernste, „und zwar aus dreierlei Gründen. Erstens wußte ich's nicht, daß Ihr ein Calvinist seid, und hielt Euch für einen Lutherischen; und das ist eigentlich schon genug, um allen Ruhm hinwegzunehmen. Zweitens: der Mensch, der von Jerusalem nach Jericho hinabging, fiel unter die Räuber, die ihn so übel zurichteten,

Nun iſt's zwar wahr, daß die Herzoglichen nicht viel Anders als Räuber und Mörder ſich in unſere Stadt eingeſchlichen haben; aber ſie haben doch dann ſpäter wie ehrliche Soldaten gekämpft, und Eure Wunde, lieber Freund, iſt immerhin eine Ehre für Euch und für den herzoglichen Landsknecht. Das muß ich als Soldat beſſer verſtehen. Eine Wunde auf der Bruſt iſt ein gedoppeltes Ehrenteſtimonium; einmal für Den, der die Wunde empfangen hat; denn er hat dem Feinde nicht den Rücken gekehrt, und ſodann für Den, der die Wunde geſchlagen hat, denn er hat ſich dann geſchämt, einem Feinde, der nicht den Muth hat, ihn anzuſehen, etwas Uebels zu thun; das iſt ja auf dem chriſtlichen Schlachtfelde genau ſo!"

„Wie das?" fragte Frau Arndt.

„Nun ſeht," fuhr Schulenburg fort, „der chriſtliche Kämpfer, das iſt Der, welcher ſich mit den Sorgen und Laſten und Reizungen und Verführungen tüchtig herumſchlägt, kommt auch nicht ohne Wunden weg; und manchmal ſind's lebensgefährliche. Dieſe Wunden trägt der Chriſt ehrbar auf der Bruſt, wenn ſein Muth, ſein Gottvertrauen, ſein Gehorſam gegen Gotteswort, ſeine Liebe zu Chriſto, ſeinem Herrn, ihn in mancherlei äußere Noth und Trübſal gebracht hat; er trägt ſie aber unehrbar auf dem Rücken, wenn er eben durch ſeine ſchimpfliche Kreuzesflucht, durch ſeinen Stolz und Eigendünkel, durch ſein Widerſtreben gegen

Gottes Ordnung sich in allerlei Kreuz und Leid gebracht hat."

„Wie wahr ist dies Gleichniß!" rief Frau Arndt aus. „Aber wie meint Ihr es denn mit der Lebensgefährlichkeit solcher Wunden? Meint Ihr, daß beiderlei Wunden lebensgefährlich werden können?"

„Gewiß, theure, ehrwürdige Frau," antwortete Schulenburg. „Daß solche schmachvolle Rükkenwunden, die der Christ oder vielmehr der Nichtchrist auf seiner Kreuzesflucht empfängt, sehr oft das ganze Herz angreifen und entzünden, oder mit andern Worten, das schwache treulose Herz zum völligen Abfall von Gott und in's tiefste Elend der Sünde treiben, — das gebt Ihr gewiß zu. Nun ist es aber schon oft wohl geschehen, daß treue und ehrliche christliche Kämpfer mitten in ihrem Kreuz und Leid plötzlich den Muth verloren haben und aus ihrer Zeit Leiden nicht nur keinerlei Gewinn für ihre Seele, sondern vielmehr nur Kümmerniß, ein mit Gott und der Welt zerfallenes Herz herausgebracht haben. Denn Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht."

„Odiliens Vater," fuhr dann Schulenburg fort, „das ist so ein getreuer Kämpfer, von dessen Wunden keine einzige eine Rükkenwunde ist; sie haben ihn zwar lebensgefährlich verwundet, aber, Gott sei Dank, nicht im Bilde, sondern in der Wahrheit. Mein braver Lüdecke kann wohl leid-

lich unterliegen, aber ſeine Seele bleibt ungebeugt, ſeine Treue im Herrn ungebrochen!"

„Wie tröſtlich iſt Euer Gnaden Wort," ſagte Frau Arndt, „und doch macht es das Herz nicht recht fröhlich!"

„Das wäre auch zu viel gefordert," entgegnete Schulenburg. „Sanct Paulus nennt unſere Trübſal zwar zeitlich und leicht! Zeitlich — nun ja! der Tod macht aller Noth ein Ende, und in's Grab hinein ſetzt ſich kein Leid fort; aber leicht? — das mag wohl Sanct Paulus und auch wohl Johannes Arndt ſagen, aber wir andern armen Kreuzträger ſchleppen oft gar mühſam die Trübſalslaſt aus einem Tag in den andern, und können es nicht immer geduldig erwarten, bis die Hand da droben uns die Laſt abnimmt."

„Wäre mein lieber Herr hier," ſagte Frau Arndt nach einer kleinen Pauſe, „er würde Euer Gnaden nicht darum loben, daß Ihr ihn mit Sanct Paulo zuſammengeſtellt habt!"

„Nun, warum nicht?" rief Schulenburg aus. „Wenn ich unſern Martin Luther ausnehme, ſo iſt Euer lieber Herr der Erſte, der Sanct Paulo in's Herz geſehen und ihm ſein wahres Chriſtenthum abgelernt hat. Meint Ihr nicht, daß wenn Ihr dem lieben Apoſtel das köſtliche Büchlein Eures Eheherrn in die Hände geben könntet, er ſagen würde: Mein Freund, das haſt du gut gemacht! Du haſt Gold, Silber und Edelgeſtein auf den

ewigen Grund gebaut, während dein werther Herr College, Magister Hermann Denecke, und viele Andere mit ihrem hölzernen Schwerte und ihrer vertrockneten Seele nur Heu und Stroh und Stoppeln darauf gebaut haben?"

Frau Arndt lächelte und sagte: „Ihr theilt schnell gar große Ehren und Unehren aus und es dürfte viele Leute geben, welche gegen Euer Urtheil appelliren und dasselbe gerade umkehren!"

„Mag sein!" erwiderte der alte Soldat: „Wer aber nicht selber strohernen Herzens ist, der steht auf meiner Seite. Sanct Paulus mußte gerade solche Ausleger haben, wie unsern Luther und Euern Eheherrn, damit die Christenheit endlich einmal erfährt, daß der Glaube des lieben Apostels etwas mehr ist, als der babylonische Thurmbau gelehrter Brosamen, die von der Herren Theologen Tische fallen, nämlich der Glaube, der durch die Liebe thätig ist!"

„Gnädiger Herr," sagte Frau Arndt, „Ihr mögt die Streitsache lieber mit meinem Eheherrn selber ausmachen; ich bin eine zu geringe und schwache Vertheidigerin. Sagt uns," setzte sie lächelnd hinzu, „lieber den dritten Grund, warum Ihr kein barmherziger Samariter seid; denn den dritten Grund seid Ihr uns noch schuldig!"

„Den dritten Grund?" wiederholte Schulenburg mit zweideutigem Lächeln und mit einem Anfluge von Bitterkeit: „Nun den will ich Euch

legen! Ehe der Evangelist kam, war schon ein Priester und ein Levit vorübergegangen und hatten Beide den armen Mann unbeachtet liegen lassen; das war aber bei unserm Nebelthau nicht der Fall! Ja, wäre Herr Magister Hermann Denecke als der Priester, und dann etwa der Kastenherr Simon Gärtner als der Levit vor mir des Weges gegangen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Alles so geworden wäre, wie im Evangelio steht. Ihr seht, liebe Frau, um mein Werk als ein gutes zu erkennen, fehlt mir der dunkle Hinter- und Vordergrund!"

„Ihr seid doch zu hart, edler Herr!" entgegnete Frau Arndt.

„Meint Ihr?" fragte Schulenburg und fuhr dann ernster fort: „Alle diese Worte, die ich jetzt gegen den nächsten Collegen Eures lieben Eheherrn ausgesprochen habe, wiegen nicht den tausendsten Theil der Kränkung auf, welche derselbe seinem nächsten Amtsbruder angethan hat und noch anthut. Ein Mann, wie dieser Denecke, dem das Evangelium noch ein Geheimniß ist, und der ein Haushalter über Gottes Geheimniß zu sein wähnet, wenn er ein schönes, tausendfächriges Kästlein zubereitet, und das Wort vom Kreuze buchstabenweise und sylbenweise und Alles in systematischer Zierlichkeit hineinlegt und ein großes Schloß mit Ketten vorlegt, oder der das Evangelium wie ein eisernes Capitel ansieht, das wie ein Joch der

Knechtschaft auf der armen Seele liegt, weil sie nicht abgelöst werden kann und darf, — legt doch diesem Magister Denecke die Frage des Schriftgelehrten vor: Wer ist denn mein Nächster? Er wird Euch schnell auf die Antwort des Herrn im Lucas verweisen, aber wenn, was Gott in Gnaden verhüte und vergebe, daß ich solch sündliche Worte rede — wenn aber Herr Johannes Arndt in seinem Blute an der Landstraße läge, und Herr Magister Denecke käme des Weges — der Priester ginge vorüber!"

„Nein, Herr!" fiel Frau Arndt schnell ein. „Das ist doch nicht möglich."

„Nicht möglich?" wiederholte Schulenburg eifrig und mit jugendlichem Ungestüm: „Ein Mann, wie dieser Denecke, der im Stande ist, seines nächsten Amtsbruders, seines eigentlichen Mitarbeiters Seele zu vergiften, der wird sich auch um dessen leibliches Wohlsein nicht besonders härmen. Ein Mann, ein Priester, der das wahre Christenthum unsers Arndt für ein falsches, ketzerisches, gefährliches, giftiges erklärt, der kann doch wahrlich kein gutes im Herzen haben!"

Diese heftige, leidenschaftliche Rede des alten Mannes wirkte auf Frau Arndt fast erschreckend ein, so daß sie wie eingeschüchtert dastand und wie um Mitleid bittend um sich blickte. Nebelthau bemerkte dies und nahm deshalb das

Wort, indem er in fast scherzhaftem Tone zu seinem edlen Wirthe sagte:

„Eure drei Gründe taugen alle nichts, mein edler Herr und Freund. Ich will Euch vielmehr beweisen, daß ihr nicht allein der wirkliche Samariter im Evangelio seid, sondern sogar noch etwas mehr!"

Obgleich Schulenburg dagegen reden und mit allerhand Zeichen der Ungeduld dem jungen Manne das Wort entziehen wollte, fuhr dieser doch also fort. „Dem Samariter in Evangelio jammerte des unglücklichen Mannes, er verband ihm seine Wunden, hob ihn auf sein Thier und führte ihn in die Herberge und gab dem Wirthe zween Groschen und gingt davon. Nun, edler Herr, was thatet Ihr denn? Ihr hobt mich auf Eure eigne Schulter und trugt mich nicht in die fremde Herberge, sondern in Euer eignes Haus, und die zween Groschen des Samariters wollen nicht recht gut zureichen! Edler, lieber Herr, die Barmherzigkeit, die Ihr an mir gethan habt, ist eine so große Schuld, daß ich sie zeit meines Lebens nicht wieder abtragen kann!"

„So ist's recht, Herr Nebelthau" fiel Frau Arndt schnell und mit bewegter Stimme ein. „Ihr verstehet doch, den alten Kriegsmann zum Schweigen zu bringen. Meine Odilia mag diesem lieben Samariter immerhin auch recht herzlich danken; denn was Herr Nebelthau an ihrem armen Vater

Knechtschaft auf der armen Seele liegt, weil es nicht abgelöst werden kann und darf, — legt doch diesem Magister Denecke die Frage des Schriftgelehrten vor: Wer ist denn mein Nächster? Er wird Euch schnell auf die Antwort des Herrn im Lucas verweisen, aber wenn, was Gott in Gnaden verhüte und vergebe, daß ich solch sündliche Worte rede — wenn aber Herr Johannes Arndt in seinem Blute an der Landstraße läge, und Herr Magister Denecke käme des Weges — der Priester ginge vorüber!"

„Nein, Herr!" fiel Frau Arndt schnell ein. „Das ist doch nicht möglich."

„Nicht möglich?" wiederholte Schulenburg eifrig und mit jugendlichem Ungestüm: „Ein Mann, wie dieser Denecke, der im Stande ist, seines nächsten Amtsbruders, seines eigentlichen Mitarbeiters Seele zu vergiften, der wird sich auch um dessen leibliches Wohlsein nicht besonders härmen. Ein Mann, ein Priester, der das wahre Christenthum unsers Arndt für ein falsches, ketzerisches, gefährliches, giftiges erklärt, der kann doch wahrlich kein gutes im Herzen haben!"

Diese heftige, leidenschaftliche Rede des alten Mannes wirkte auf Frau Arndt fast erschreckend ein, so daß sie wie eingeschüchtert dastand und wie um Mitleid bittend um sich blickte. Nebelthau bemerkte dies und nahm deshalb das

Wort, indem er in fast scherzhaftem Tone zu seinem edlen Wirthe sagte:

„Eure drei Pfunde taugen alle nichts, mein edler Herr und Freund. Ich will Euch vielmehr beweisen, daß ihr nicht allein der wirkliche Samariter im Evangelio seid, sondern sogar noch etwas mehr!"

Obgleich Schulenburg dagegen reden und mit allerhand Zeichen der Ungeduld dem jungen Manne das Wort entziehen wollte, fuhr dieser doch also fort. „Dem Samariter in Evangelio jammerte des unglücklichen Mannes, er verband ihm seine Wunden, hob ihn auf sein Thier und führte ihn in die Herberge und gab dem Wirthe zween Groschen und ging davon. Nun, edler Herr, was thatet Ihr denn? Ihr hobt mich auf Eure eigne Schultern und trugt mich nicht in die fremde Herberge, sondern in Euer eignes Haus, und die zween Groschen des Samariters wollen nicht recht gut zureichen! Edler, lieber Herr, die Barmherzigkeit, die Ihr an mir gethan habt, ist eine so große Schuld, daß ich sie zeit meines Lebens nicht wieder abtragen kann!"

„So ist's recht, Herr Rebelthau" fiel Frau Aryht schnell und mit bewegter Stimme ein. „Ihr verstehet doch, den alten Kriegsmann zum Schweigen zu bringen. Meine Ohilia mag diesem lieben Samariter immerhin auch recht herzlich danken; denn was Herr Rebelthau an ihrem armen Vater

gethan hat, das ist ihm von diesem Samariter mit vergolten worden!“

Der alte Schulenburg schickte sich eben an, die ihm angethane Samariterlehre nach seiner Art zurückzuweisen, als sich auf einmal ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße erhob. Schulenburg eilte schnell an's Fenster und sah, wie von allen Seiten die Leute zusammenliefen, Männer und Weiber und Kinder, alles in Eile und Hast. Darauf ertönte von der Fallersleberstraße her ein starker Trompetenton, dem noch zwei andere folgten, wie das Signal eines Herolds. Und nach einigen Minuten zog sich die Menge des Volks mehr nach der Ecke am Graben hin; jetzt sah Schulenburg, daß er sich nicht getäuscht hatte. Ein Mann saß zu Pferde, gekleidet in die Farben des Herzogs und mit den Abzeichen des Heroldes. Dicht vor Schulenburgs Hause hielt er an; die Menge des Volkes sammelte sich in wenig Augenblicken auf's Neue um ihn, dann stieß er dreimal in die Trompete und rief mit lauter, weithin schallender Stimme:

„Im Namen des hochwürdigsten, durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Heinrich Julius, postulirten Bischofs zu Halberstadt, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, wird den Bürgermeistern, dem Rathe, den Rathsgeschwornen, den Zehnmannen, Geschickten, Gildemeistern, Hauptleuten und der ganzen Gemeinde der Stadt Braunschweig hiermit kund und zu wissen gethan, daß derselbe hochwür-

digſte und durchlauchtigſte Herr auf morgen den dreißigſten October um zehn Uhr vor Mittag den Ausſchuß des Raths hieſiger Stadt, ſo wie fünf Bürger aus jedem Weichbilde, welche jedoch weder im Amte, noch in den Gilden ſitzen, zu ſich auf ſeine herzogliche Burg nach Wolfenbüttel entbietet, um mit ihnen, wo möglich, wegen der freiwilligen Unterwerfung der Stadt unter ſeine erbherrliche Gewalt in Güte zu verhandeln. Sollte jedoch wider Erwarten der Rath abermals, wie heute geſchehen, nur für ſich unterhandeln wollen, oder die Bürger mit zu erſcheinen ſich weigern, ſo wird der hochwürdigſte und durchlauchtigſte Herr Biſchof und Herzog ſeine angeerbten Unterthanen zum ſchuldigen Reſpect und Gehorſam zu zwingen wiſſen."

Darauf ertönten neue Trompetenſtöße und dann ritt der Herold ſtolzen Schrittes weiter, um in den übrigen Straßen und Märkten der Stadt ſeine Aufforderung zu wiederholen. Das Volk aber zog ihm in wilder Unordnung nach.

„Das iſt der Trompeter Jürgen!" ſchrieen Einzelne. „Das iſt der Verräther, das iſt der Dieb und Mörder!"

Und plötzlich erhob ſich mitten aus dem Getümmel eine einzelne gewaltige Stimme und begann zu ſingen:

Ein Trompeter Georg genannt,
Der werthen Stadt ſehr wohl bekannt,
Des Anſchlags ein Angeber,

Wie man's gehört,
Als er's geführt
War er der Stadt Verräther

Und nun fiel das ganze Volk mit ein und schrie dem Herold in tobendem Unisono nach:

Da er die Sach' wollt nehmen zur Hand,
Zur Wacht' er sich betrüglich fand
Und als ein Freund that stellen.
Es kommen mehr
Gefahren her,
Sprach er, sind meine Gesellen.

Zween Kutscher kommen hergefahren,
Gleich ob es ehrliche Kaufleut' wären.
Thut hierauf jetzt gut achte!
Ein Schelmstück groß
Sie richten aus:
Erschossen und morden die Wachte.

Der Tumult wurde immer größer und die Gefahr für den Trompeter Jürgen immer ernster. Dieser aber, wohlwissend, daß er als ein Herold eine geheiligte Person war, an der sich Niemand vergreifen durfte, ritt stolz und ruhig weiter, stieß in seine Trompete und wiederholte seine Citation in aller Gravität, bis er dem nachblickenden Schulenburg entschwunden war.

„Die Sache wird also doch ernstlich!" sagte nun dieser. „Gott verhüte, daß nicht noch schlimmere Tage, als hinter uns sind, noch vor uns liegen. Da es eben, wie es scheint, in den Stra-

ßen, jetzt dann unsicher ist, so erlaubt, edle Frau, daß ich Euch nach Hause begleite."

Und der ritterliche Greis nahm die Frau Arndt unter seine Obhut. „Ich weiß zwar," wandte er sich im Abgehen noch zu Nebelthau, „daß Ihr, mein junger Freund, ein besserer und wohl auch willkommnerer Beschützer sein würdet; aber für diesmal bleibt Euch wohl nichts anders übrig, als ein guter Wunsch!

„Ja, Gott geleite Euch!" rief der Kranke aus und setzte dann noch hinzu: „Eine Bitte an Euch, ehrwürdige Frau. Sagt Odilien nichts davon, daß ich ein Calvinist bin. Euerm lieben Eheherrn werde ich's sagen, sobald ich ihn sehe, und Odilia mag es erst später von mir erfahren!"

„Wenn es Euch so recht ist, sehr gern!" antwortete Frau Arndt und verließ das Zimmer.

Ende des ersten Theiles.

Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.

Von dem Verfasser des vorliegenden Werkes, Herrn Pastor Dr. **Wildenhahn** in Bautzen, sind im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ferner erschienen:

Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 2 Bde. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. 2 Bände. . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Vollbrechts Wallfahrt oder die Auferweckung des todten Christus. Eine Geschichte für unsere Tage. . . . . $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. 2 Thle. . . $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Inhalt: Freudigkeit im Tode. — Das gebrochene Herz. — Was muß ein Mutterherz tragen! — Die zu späte Hülfe. Das Geständniß. — Das Geisterschiff. — Die Mahnung zur Rückkehr. — Die sechzehnjährige Mutter. — Die köstliche Perle. — Der Traum. — Die Rache. — Liebe im Tode. — Die Werke des wahren Glaubens. — Die Hochzeit des Armen. — Die Glieder der Aergerniß. — Die Weihe zum Tode. — Die Engelwache. — Die Angst um's Brot. — Die doppelte Hülfe. — Die Weihe zum Prediger. — Aehrenlese aus des Herrn Wort.

Der Friedensbote. Zeitschrift für Belebung und Förderung des christlichen Lebens. Jahrgang 1843, 1844, 1845, in 6 Bänden à . . . $\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: 1) Dichterisch behandelte Episoden aus dem Leben und Wirken ausgezeichneter, für die Förderung des Christenthums besonders thätig gewesener Männer und Frauen.

2) Ausführliche Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge.

3) Geiſtliche Reden, welche auf beſondere und bemerkenswerthe Veranlaſſungen gehalten worden ſind.

4) Praktiſche Erklärungen bibliſcher Stellen nach einem inneren und äußern Zuſammenhange.

5) Reiſeſkizzen aus der Betrachtungs- und Auffaſſungsweiſe eines religiöſen Gemüthes.

6) Geiſtliche Lieder, die ſich zur Aufnahme in die kirchlichen Geſangbücher eignen.

7) Hindeutungen auf neu erſchienene Bücher, welche mit der Tendenz des Friedensboden übereinkommen.

Die ſechs Bände dieſer Zeitſchrift, an deren Stelle das nachſtehende Taſchenbuch mit gleichem Titel getreten iſt, können auch nach und nach zu dem Preiſe von 20 Ngr. per Band bezogen werden, worauf wir beſonders diejenigen Käufer des Taſchenbuches (der Friedensbote) aufmerkſam machen, die noch nicht im Beſitze der Zeitſchrift (Friedensbote) ſind.

Der Friedensbote. Eine Neujahrsgabe für chriſtliche Freunde. Jahrgang 1846, mit zwei Stahlſtichen . . . . . 1⅓ Thlr.
Jahrg. 1847, mit einem Stahlſtich 1⅓ Thlr.

Der chriſtliche Glaube. Aus den Bekenntnißſchriften der evangeliſch-lutheriſchen Kirche für das allgemeine Verſtändniß dargeſtellt. Preis 6 Ngr.

Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig iſt ferner erſchienen:

Kritiſche Geſchichte des Rationalismus in Deutſchland von ſeinem Anfange bis auf unſere Zeit. Nach dem Franzöſiſchen des Amand Saintes, mit Anmerkungen und Excurſen dogmatiſchen

und dogmengeſchichtlichen Inhaltes, herausgegeben von Chriſtian Gotthilf Ficker, Licentiat der Theologie und Pfarrer zu Michelwitz. gr. 8. Preis: 2 Thlr. 12 Ngr.

Wer das Weſen und Treiben des Rationalismus, der eigentlich ſchon von der Reformation an, und durch die reformirte Kirche, in Deutſchland ſich Geltung zu verſchaffen ſuchte, gründlich kennen lernen will, der wird in dieſem trefflichen, beſonders durch die werthvolle Zugabe des Ueberſetzers ausgezeichneten Buche volle Befriedigung finden, und ſich ſeines Glaubens an das ungeſchmälerte und ungetheilte Gotteswort doppelt wieder erfreuen.

Die Zweifler im neuen Teſtamente (Nathanel, Thomas, Johannes der Täufer und Pilatus) oder Unterricht des göttlichen Wortes über religiöſe Zweifel. Von Chriſtian Gotthilf Ficker, Licentiat der Theologie und Pfarrer zu Michelwitz. gr. 8. Preis . . . . . 10 Ngr.

Johannes Arndt.

Zweiter Theil.

Johannes Arndt.

Ein Zeitbild

aus

Braunschweig's Kirchen- und Stadtgeschichte

in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts.

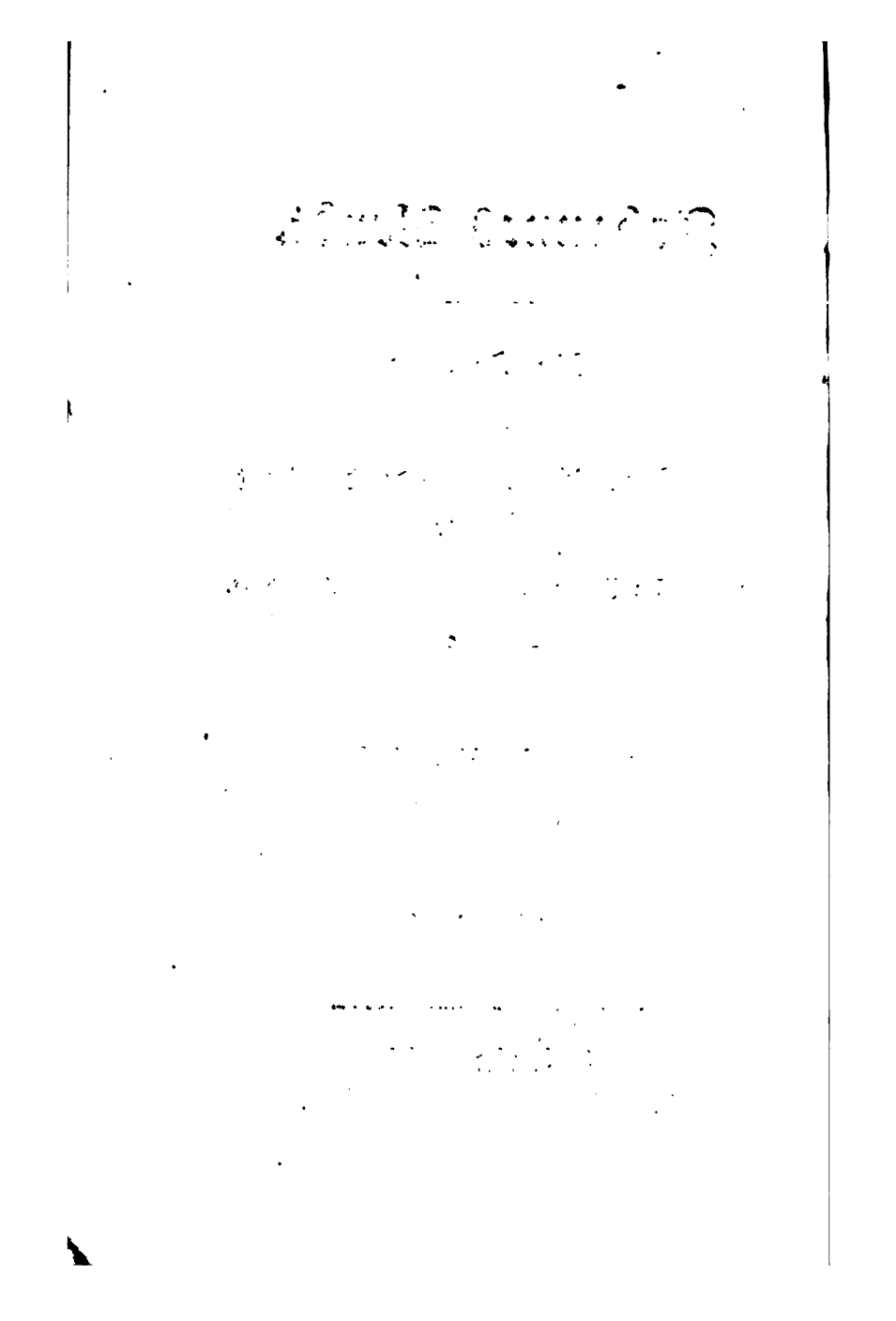
Von

Dr. August Wildenhahn.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1847.

Verlag von Gebhardt und Reisland.



Inhalt

des zweiten Theils.

		Seite.
Cap. 1.	Die Audienz	1.
„ 2.	Der Besuch bei Nacht	25.
„ 3.	Der Tod des Sünders	53.
„ 4	Der kranke Seelsorger	79.
„ 5.	Die zweite Audienz	106.
„ 6.	Frühlingswanderung	133.
„ 7.	Die größte Noth	168.
„ 8.	Der Wahlkampf	193.

Seite.

Cap. 9. Der neue Superintendent . . . . . 216.
„ 10. Der Calviniſt . . . . . 244.
„ 11. Die Trennung . . . . . 270.
„ 12. Die Freiheit des Gefangenen . . . . . 291.
„ 13. Nachtrag . . . . . 317.

Johannes Arndt.

Zweiter Theil.

Capitel 1.

Die Audienz.

> Hoffart laß weder in deinem Herzen noch in deinen Worten herrſchen; denn ſie iſt ein Anfang alles Verderbens.
> Buch Tob. 4, v. 14.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, damals ein und vierzig Jahre alt, und ſeit dem am dritten Mai des Jahres 1589 erfolgten Tode ſeines Vaters, des Herzogs Julius, regierender Erb- und Landesherr, ſaß auf ſeinem herzoglichen Stuhle im großen Audienzſaale ſeiner Veſte Wolfenbüttel, auf beiden Seiten umgeben von ſeinen Räthen, Secretairen und Kriegshauptleuten, als er dem Herolde Befehl ertheilte, die Abgeordneten der Stadt Braunſchweig einzuführen.

Und durch die geöffnete Thüre traten wohl dreißig Männer mit ernſtem, gemeſſenem Schritte ein;

voran der Syndicus Dr. Röerhand, dann die übrigen Deputirten des Raths und fünf und zwanzig Bürger. Sie wurden mit tiefem Schweigen empfangen. Der Herzog sandte ihnen scharf fixirende, herausfordernde Blicke entgegen, aus welchen allerdings nichts weniger, als ein freundlicher Empfang herausleuchtete, und da auch die Abgeordneten, wenn auch mit dem Ausdrucke schuldiger Ehrerbietung, doch aber mit einem gewissen stolzen Bewußtsein ihrer Gegenmacht und mit fühlbarem Vertrauen auf ihre Sache, die sie für eine gerechte hielten, sich dem fürstlichen Stuhle näherten, so ließen doch diese äußeren Zeichen auf keiner Seite einen friedlichen Ausgang hoffen.

Der Herzog, dem das Begrüßungswort gebührte, verharrte noch einige Zeit in seinem ernsten Schweigen; dann winkte er mit der Hand den Abgeordneten die Erlaubniß zum Reden zu.

Der Syndicus nahm nun das Wort und sprach: „Auf Eure Eminenz und Hochfürstliche Durchlaucht an uns ergangene Aufforderung sind wir zur angegebenen Zeit und Stunde zum zweiten Male hier erschienen, um in Betreff der zwischen Euer Herzoglichen Gnaden und der Stadt Braunschweig leider seit vielen Jahren obwaltenden Irrungen gütlicher Unterhandlung zu pflegen."

„Es ist nicht Unsere Schuld," entgegnete der Herzog, „daß Ihr zum zweiten Male hier erscheint.

Wäret Ihr nicht geſtern allein, ſondern wie Wir es von Euch begehret und erwartet, mit den Abgeordneten der Bürger gekommen, ſo hättet Ihr Euch den zweiten Weg heute erſparen können. Und wenn Wir Euch geſtern deshalb gar nicht vorließen und Euch durch Unſern Herold auf heute wieder beriefen, ſo werdet Ihr darin Unſere landesherrliche Gnade erkennen. Denn da Ihr, der Rath Unſerer Erb- und Landſtadt Braunſchweig, den Bedingungen, unter welchen Wir die von Euch an Uns gebrachte Bitte um eine gütliche Unterhandlung aus Gnaden zugeſtanden, nicht nachgekommen waret, ſo wäre Euch nur geſchehen, was Recht iſt, hätten Wir Euch dieſe zweite Audienz nicht bewilligt. Warum brachtet Ihr geſtern keine Abgeordneten von den Gemeinden mit?"

„Wir wußten nicht," antwortete der Syndicus, „daß Ew. Herzogliche Gnaden von dem beſtehenden Gebrauche, nach welchem nur der Rath im Namen der Stadt Unterhandlungen pflegt, abweichen wollte."

„Wir wollen es Euch beſſer ſagen," fiel der Herzog ein. „Weil Ihr mit der Gemeinde ſelber in Streit und Unfrieden lebt und den Bürgern ihre Rechte entzieht, ſo fürchtet Ihr, die Bürger möchten Euch nicht in allen Dingen zu Willen ſein."

„Gnädigſter Herr," entgegnete der Syndicus mit erzwungener Mäßigung, „es iſt ein harter Vorwurf für den Rath der Stadt Braunſchweig, daß derſelbe

seinen Bürgern ihre Rechte entziehe; und dürfte es nicht so leicht sein, Beweise dafür aufzubringen."

„Denket nur an Braband's und seiner Genossen Blut, das Ihr vergossen habt," erwiderte der Herzog finster.

„Henning Braband war ein Verräther!" sagte der Syndicus ruhig.

„Ja, nach Eurem Sinne!" setzte der Herzog hinzu. „Weil Braband die Rechte und Freiheiten der Gemeinde gegen den Rath und die Rathsgeschlechter, gegen die Herrschsucht Eurer Pfaffen und gegen den Druck der Gilden vertheidigen wollte, so war er in Euren Augen ein Verräther, und Euer grausames, rachsüchtiges und blutdürstiges Verfahren gegen Alle, die des unschuldigen Braband's Freunde und Genossen waren, beweiset zur Genüge, daß nicht die Gerechtigkeit, sondern die Rache zu Gericht gesessen habe."

Der Syndicus biß sich auf die Lippen, nicht aber, wie es schien, als sei dies ein sichtbarer Abdruck eines Gewissensbisses, sondern nur um die Aufwallung seiner gekränkten Richterehre zu beherrschen. „Der Rath," sagte er dann, „ist für diesen seinen Urtheilsspruch in Sachen der Aufwiegler und Verräther Niemandem, als nur Gott Rechenschaft schuldig, und er hat die freudige Zuversicht, daß er Recht und Gerechtigkeit hat walten lassen!"

„Recht und Gerechtigkeit?" wiederholte der Herzog und setzte dann bitter lächelnd hinzu: „Wohl auf

gleiche Weise, wie Ihr sie seit zwanzig Jahren gegen Unsere Person übt und Unsere landesherrlichen Rechte anerkennet?"

„Wir haben," erwiderte der Syndicus unerschrocken, „nicht allein durch Vertrag mit den Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, sondern auch von Kaiser und Reich Privilegien und Rechte erhalten, durch welche der Stadt Braunschweig ein Vorzug vor allen andern Städten des Landes zugesichert ist. Wenn wir nun von diesen Privilegien Gebrauch machen, so sind wir doch nur, so scheint es, in unserem Rechte."

„Auch da," fragte der Herzog schnell, „wo Ihr gegen Unsere eigene Person Euch Freiheiten herausnehmt und Unsere eigenen erbherrlichen Rechte schmälert?"

„Wir wüßten nicht, wo Solches geschehen sei," entgegnete der Syndicus.

„Fürwahr," rief der Herzog mit spöttischem Lächeln aus, „Ihr habt ein kurzes Gedächtniß! Waret Ihr etwa in Eurem Rechte, als Ihr vor nun siebzehn Jahren, da Wir im Namen und Auftrag Unseres seligen Vaters, des Durchlauchtigsten Herzogs Julius, zu Euch kamen, um in der Burg das Hofgericht zu halten, Uns zwei Stunden lang vor dem Aegidien-Thore warten ließet, ehe es Euch gefiel, die Schlagbäume aufzuziehen und den Sohn Eures Herzogs einzulassen?"

„Das geschah nur," antwortete der Syndicus, weil Ew. Fürstliche Gnaden die Privilegien unse-

rer Stadt ſchwächen wollte. Burgemeiſter Kale's Haus am Martinikirchhofe war von jeher die Herberge für die Herzöge, wenn dieſelben in unſere Stadt kamen. Da nun aber Ew. Fürſtl. Gnaden ganz gegen der Stadt Privilegien und Gewohnheit damals im Kloſterhauſe zum Grauenhof, der nicht einmal zur Stadt, ſondern nach Riddagshauſen gehört, Herberge machen wollte, ſo war es dem Rathe nicht zu verdenken, wenn er im Einverſtändniſſe mit den Gildemeiſtern und Hauptleuten Ew. Fürſtl. Gnaden um Aufrechthaltung eines alten Rechtes erſuchte!"

„Und das dadurch, daß Ihr Uns zwei Stunden warten ließet," ſetzte der Herzog ſchnell und bittern Tones hinzu. „Es ſcheint überhaupt auch zu Euren Privilegien zu gehören, Euren Landesherrn mehrere Stunden lang warten zu laſſen. Als Wir nach beendigtem Hofgerichte aus der Stadt fahren wollten, mußten Wir abermals am Röhringer-Thor auf dem Bohlwege an zwei Stunden und mitten in einem Platzregen warten, bis es Euch gefiel, den Schlagbaum zu öffnen!"

„Das war nicht die Schuld des Rathes, ſondern der Bürgerſchaft!" entgegnete der Syndicus. „Da einmal die Bürger in Wehr und Waffen bei dem Abzuge Ew. Fürſtlichen Gnaden zugegen ſein wollten, und Hochdieſelben dieſes Ehrengeleite anzunehmen zugeſagt hatten, ſo war es leider ein Uebelſtand, daß faſt zwei Stunden vergehen mußten, ehe die Bürger auf dem Hagenmarkte ſich ſammeln und

von da über die Höhe und Schuhſtraße nach dem Damme zum Geleite ſich ordnen konnten!"

„Und während deß ließet Ihr Uns im Regen halten" — ſagte der Herzog — „und die Bürger waren ſo treffliche Musquetenſchützen, daß nicht allein ein Pulverdampf war, wie eine Gewitterwolke, ſondern auch ein Pfannendeckel und viele Papierſtöpſel in Unſern Wagen und zu Unſern Füßen niederflogen, alſo daß Wir nur zu wachen hatten, daß Wir nicht in Feuer aufgingen. Wollet Ihr dieſe unziemliche und beleidigende, ja grauſame und gefährliche Art und Weiſe, Euren Landesherrn zu begrüßen und zu geleiten, denn auch zu den Privilegien Eurer Stadt rechnen?"

„Es geſchah," — antwortete der Syndicus mit ſchwer verhaltenem Lächeln, welches das beſte Zeugniß davon war, daß dieß Alles nicht ohne Abſicht und in vorberechneter Verhöhnung geſchehen war, — „es geſchah Alles nur aus Herzens Wohlmeinung; und was der Ungeſchicklichkeit der Bürger zufällt, kann doch nicht auf Rechnung des Rathes kommen. Hätten die Bürger freilich gewußt, daß Ew. Fürſtlichen Gnaden ſeliger Herr Vater bald darauf den Huf- und Scheffelſchatz ſteigern und alle Einfuhr und Ausfuhr der Stadt verbieten werde, ſo hätten ſie ſich ſchwerlich wohl zu dieſem Ehrengeleite erboten!"

Dem Herzoge entging das heimliche Wohlgefallen, welches der Syndicus zu verbergen ſuchte, keineswegs; und wenn es auch unter obwaltenden Umſtän-

den, nach welchen beide Theile sich nur in erheuchelter Freundschaft gegenüberstanden, natürlich war, daß die eigentliche Gesinnung hier und da zu Tage kam, so war doch dies Alles nicht geeignet, eine friedliche Verhandlung einzuleiten.

„Ich will es Euch besser sagen," begann nun der Herzog im ernsten, ungnädigen Tone, „aus welcher Herzensmeinung solches Euer schändliches und treuloses Betragen gegen Uns hervorgegangen ist. Wir haben nicht Eure Rechte und Privilegien schmälern wollen, wohl aber wollt Ihr Uns die Unsern schmälern: Ihr wollt Euch Unserer landesherrlichen Obergewalt entziehen und trachtet nach der Ehre, eine freie Reichsstadt zu werden. Aber das soll und wird Euch nimmer gelingen. Es ist schandbar, was Ihr Euch Alles gegen Unsere Person und Unser Erbrecht erlaubt habt. Als Unser seliger Herr Vater, der einundzwanzig Jahre lang Euch seine Huld und Gnade hat widerfahren lassen, zu seinem Grabe geleitet wurde, waren aus dem ganzen Lande die treuen Unterthanen versammelt und erwiesen ihm aus dankbarem Herzen die letzte Ehre. Nur der Rath der Stadt Braunschweig hatte es in seiner Hoffart für gut befunden, nicht zum Begräbnisse zu erscheinen und schämte sich nicht, seinen gnädigen Landesherrn noch im Grabe zu schmähen. Als Wir Uns darauf als ein von Gottes Gnaden erwählter Herzog zu Braunschweig und Lüneburg huldigen ließen, geschah Solches willig und freudig

im ganzen Lande; nur der ehrbare Rath der Stadt Braunschweig hatte die Unverschämtheit, Uns sagen zu lassen, es könne solches nicht eher geschehen, als bis aller Hader und jede Irrung vorher abgetragen und beigelegt sei. Und doch hat Unser seliger Herr Vater mit der Bürgerschaft alle nur billige Tractate abgeschlossen, und es lag keine andere Irrung vor, als welche der Rath selbst in seines Herzens Hoffart absichtlich hervorsuchte."

„Verzeihet, gnädigster Herr," fiel der Syndicus unerschrocken ein, „die Stadt Braunschweig kann sich keiner großen besondern Gnade, die ihr widerfahren wäre, rühmen. Wenn Ew. Gnaden alle Lehenszehnten und Einkommen der Stadt mit Beschlag belegen läßt, also daß weder von den Kirchen-Einkünften noch von dem Zehnten und Maiergefällen der Geschlechter auch nur ein Groschen in die Stadt gebracht werden kann, wie mag sich das mit den billigen Tractaten vertragen?"

„Und wie verträgt sich damit," fragte der Herzog schnell, „die aufrührische und freche Rede, daß Ihr lieber den Türken in der Stadt haben wolltet, als einen Herzog von Braunschweig?"

„Was einzelne unruhige und hitzige Köpfe unter den Bürgern gesprochen haben," entgegnete der Syndicus, „das kann doch nicht dem Rathe der Stadt zur Last fallen. Der Rath hat sich jederzeit bemüht, Friede und Einkracht wieder herzustellen; daß es ihm

bis jetzt nicht gelungen ist, das ist wahrlich nicht seine Schuld."

„Wir kennen," sagte der Herzog finster, „nur Einen aus dem Rathe zu Braunschweig, der es wahrhaft ehrlich und freundlich mit Uns gemeint hat, und das ist der edle Bürgermeister Conrad von Strombeck, der es Uns oft mit bekümmertem Herzen gestanden hat, wie ihm die Widerspenstigkeit der Bürger ein Greuel und Ekel war, und der sich eifrigst bemühte, die aufrührische Stadt wieder unter Unsere Huld und Schutz zu bringen. Freilich mußte er dies heimlich und vorsichtig thun; denn hinter der Bürger Widerspenstigkeit stak des Rathes eigene Hoffart und Herrschsucht; denn als der edle Mann leider bald darauf starb, brach der Aufruhr gegen Uns nur um so lauter und kühner hervor. Wenn Ihr nun meinet, daß der Rath jederzeit Friede und Eintracht wieder herzustellen bemüht gewesen sei, warum nahm Keiner aus Eurer Mitte des alten getreuen Bürgermeisters Werk auf, um es zu vollenden? Was thatet Ihr vielmehr? Ihr riefet die Bürgerschaft zum Kriege gegen Uns auf, Ihr warbet fremdes Kriegsvolk an, bei zweitausend Landesknechte und vierhundert Reiter, und ließet dasselbe wie Räuber und Mörder Uns ins Land fallen und Schaden thun. Als Wir eines Tages im Dettenbruche den Fortgang des Baues zu besichtigen gekommen waren, fielen Eure Soldaten wie Straßenräuber aus ihrem Verstecke auf Uns ein, und hatten nichts Geringeres vor, als

ſich an Unſerer eigenen Perſon zu vergreifen, ſo daß Wir nur mit Mühe und Noth dem räuberiſchen Geſindel Uns entziehen konnten. Iſt das wohl Euer Beſtreben nach Frieden und Eintracht?"

„Es hat," entgegnete der Syndicus, „dem Rathe und der Bürgerſchaft leid gethan, daß Obriſt Stempshorn, der den Befehl über der Stadt Kriegsvolk hatte, aus eigener Macht Solches ſich unterfangen hat. Wir haben ihn deshalb auf Ew. Fürſtl. Gnaden an uns ergangene Beſchwerde verhört und von ihm das Zugeſtändniß erhalten, daß er es allerdings ohne Befehl für ſich ſelbſt gethan. Er habe, ſagte er aus, an Ew. Fürſtl. Gnaden dafür, daß Ihr des Oberſten Bruder hättet hinrichten laſſen, Rache nehmen wollen. Es iſt ihm aber auf das Strengſte verboten worden, aus eigener Willkür je wieder zu handeln!"

„Das muß ein kräftiges Verbot geweſen ſein!" ſagte der Herzog ſpöttiſch; „denn nunmehr erſt durchzog Stempshorn Unſer Land und ſetzte Städte und Dörfer in Furcht und Schrecken. Denn nicht nur, daß Ihr Unſere eigene landesherrliche Macht und Gewalt verſpottetet, auch des Kaiſers eigenen Befehl, der Eurem Morden und Rauben im Lande Einhalt thun ſollte, habt Ihr mit Hohn und Spott überhört und mit Füßen getreten. Und weil Stempshorn Euch noch zu wenig raubte und plünderte, ſo nahmt Ihr den Clauſenſtein, einen offenkundigen Räuber und Mörder, mit ſeinen niederländiſchen

treibet Handel bis nach Polen, Moskau, der Türkei und andern noch fernern Ländern. Ihr ſchickt Eure Kinder nach Riga und Danzig, um ſie daſelbſt die Handlung lernen und treiben zu laſſen. Ihr habt Euch öffentlich gerühmt, daß Ihr vor jedes Eurer Thore eine Braupfanne ſetzen und ſie mit Goldſtücken anfüllen könnet; und daß Eure Roſenobel ſo tief aufgehäuft lägen, daß eine gar lange Hand dazu gehörte, um bis auf den Boden zu greifen! Bürger von Braunſchweig, wiſſet Ihr nicht, daß der Reichthum ein gefährlicher, unſicherer Schatz iſt? Zeigt nicht ſchon der Uebermuth und der Stolz, zu welchem Euch Euer Gold verführt hat, daß der Mammon Euch Herz und Seele füllt? Und denket Ihr nicht daran, daß kein Glück ſchneller vergeht, als das, was aus dem Golde kommt? Redet, Bürger von Braunſchweig, iſt es mit Eurem Wohlſtande wirklich unverträglich, getreue Unterthanen Eures Euch von Gott geſetzten Herzogs zu ſein?“

Dieſe unmittelbare Anrede und Frage an die Bürger brachte über ſie eine augenblickliche Verlegenheit, da Keiner von ihnen für einen ſolchen Fall zum Sprecher beſtimmt worden war, weil ſie, als Begleiter des Syndicus, von dieſem ihre Vertretung erwarteten. Da nun eine längere Pauſe entſtand, wollte der Syndicus die Bürger aus der Verlegenheit reißen und in ihren Namen antworten:

„Ew. Fürſtliche Gnaden,“ — fing er an; aber der Herzog unterbrach ihn ſchnell und heftig: „Wir

reden jetzt mit den Bürgern und nicht mit dem Rathe! Antwortet Uns, wie Wir Euch darum fragen! Nun, Ihr Bürger von Braunschweig, Ihr könnt hinter Eures Herzogs Rücken gar Viel und Mancherlei reden, was Ihr wohl nicht immer verantworten könnt; habt Ihr nicht den Muth, Eurem Herzoge in's Angesicht frei und offen Eure Meinung zu sagen?"

Darauf entstand zwar wiederum ein allgemeines Stillschweigen; aber endlich wurde doch eine Stimme unter den Bürgern laut. „Gnädigster Herr," sagte Einer, „was Ew. Fürstliche Gnaden von dem Uebermuthe der Bürger, ihres Reichthums wegen, gesagt hat, mag wohl bei Vielen eintreffen, aber nicht bei Allen. Es giebt in Braunschweig noch Bürger, welche es wissen, daß der Segen unserer Hände Arbeit von Oben kommt, daß sich Niemand seines Reichthums rühmen soll, daß der Herr Gewalt übt mit seinem Arme und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Der Wohlstand mag wohl Einzelne, aber nicht Alle abhalten, Ew. Gnaden getreue Unterthanen zu sein; vielmehr ist es der böse Geist des Unfriedens, der seit so vielen Jahren zwischen Ew. Fürstliche Gnaden und der Stadt Braunschweig gewaltet hat, und der ein friedliches Verständniß nicht aufkommen läßt. Ew. Herzogliche Gnaden hat erst vor vierzehn Tagen wieder Blut innerhalb unserer Mauern vergießen lassen; wo aber Blut den Boden dünget, da will der Saame der Eintracht nicht gedeihen. Gebt die Wege und Päſſe, die nach unserer

Stadt führen, wieder frei, lasset die Schanzen und Redouten wieder hinwegnehmen! — Bevor die Bürger nicht überzeugt sein können, daß Ew. Gnaden in Frieden unterhandeln will, kann kein Vertrauen da sein. Ihr kennet das Gebot der Schrift: Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb; und ich meine, wer an einem dieser Gebote sündigt, der sündigt an allen!"

„Wer seid Ihr?" fragte der Herzog etwas überrascht.

„Ich bin ein Hutmacher," antwortete der Sprecher, „und heiße Henning Bossen, und danke es nur Gottes besonderem Gnadenschutze, daß ich heute noch lebe; denn hätte mich Gott nicht wunderbar geschützt, so hätte der Trompeter Jürgen Ew. Gnaden doch wohl auch einen Dienst erzegit, wenn er sein meuchelmörderisches Schwert mir in den Rücken gestoßen hätte."

Der Herzog biß die Lippen zusammen und blickte finster auf den Bürger hin; aber er faßte sich bald wieder und sprach:

„Mein Freund! Wenn Ihr meinet, daß Wir Wohlgefallen haben am Blute Unserer Unterthanen, so irret Ihr Euch. Eben die Greuel des Krieges, das Rauben und Plündern der Landsknechte ist es, das Uns nach Frieden und Eintracht verlangen läßt. — Im Kriege wächset nun einmal weder die Furcht vor Gott, noch die Ehre gegen den König, noch die Liebe zu den Brüdern; und was Ihr auf Unserer Seite

Uebels sucht und findet, das hat die Stadt Braunschweig in überreichem Maaße. Es ist seit langer Zeit kein Blut grausamer und schändlicher vergossen worden, als des armen Braband's Blut. Wir haben zu drei verschiedenen Malen und auf das Feierlichste gegen das Verfahren des Raths protestiren lassen, aber der Rath achtete es nicht und verschritt selbst gegen die alten Statuten und Rechte der Stadt zur schleunigsten Hinrichtung des Verurtheilten. Wir suchten wenigstens nach Braband's erfolgter grausamer Hinrichtung, die ein Schandfleck in Braunschweigs Geschichte bleiben wird, die andern Verurtheilten zu retten und ließen abermals gegen solches schändliche Verfahren protestiren; aber der Rath und die Geistlichkeit kehrten sich nicht daran, sondern wütheten im Morden so lange fort, bis die ihnen verhaßten Hauptleute mit ihren Anhängern völlig vertilgt waren! Wollt Ihr Uns nun Wohlgefallen an dem Blute der Bürger zuschreiben?"

„Ew. Gnaden wolle sich erinnern," antwortete hier der Syndicus nicht ohne Zeichen giftiger Rede, „wie es allgemein gesagt wurde, daß Henning Braband in Ew. Fürstl. Gnaden geheimen Diensten gestanden und mit seinen Verschworenen nichts Anderes habe erringen wollen, als auf verrätherische Weise die Stadt in Ew. Gnaden Hände zu übergeben! Hat er doch mit Ew. Gnaden Kanzler, Dr. Jagemann, und nach dessen Tode mit einem Dero Hauptleute im geheimen Briefwechsel gestanden!"

„Das lügt Ihr!“ rief der Herzog heftig aus. „Und es ist schmachvoll, den braven Braband, der nichts Anderes wollte, als dem Bürger zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, noch im Tode zu verunglimpfen. Ihr Bürger Braunschweigs,“ — fuhr er eifrig gegen diese gewendet fort — „Ihr wollt freie Männer, unmittelbare Unterthanen des Kaisers werden, und Ihr hoffet dies zu werden, wenn Ihr Euch Eures Herzogs landesherrlicher Gewalt entzieht. Seht Ihr nicht, daß Ihr Knechte Eures Rathes und der Rathsgeschlechter seid? Hat jemals Unser seliger Herr Vater, haben Wir jemals eine solche eiserne Zuchtruthe über Euch geschwungen, wie sie der Rath über Euch seit vielen Jahren schwingt? Ihr wollt frei sein, und liegt in Ketten und Banden der Patricier Eurer Stadt. Die Hauptleute wollten Euch in Euren Rechten schützen — der Rath hat sie dafür gemordet; und noch heute schmachten Ehrenmänner, wie der Bürgermeister Lüdecke und der alte ehrbare Rathsherr Wittekopf im Gefängnisse, weil sie das grauenvolle Regiment des Rathes über die Bürger nicht billigten. So lohnt Euer Rath Eure Freunde! Und Ihr wollt frei sein?“

Der Syndicus und mit ihm die übrigen Deputirten des Raths lächelten wie mitleidig über des Herzogs Beginnen, die Bürger gegen sie aufzubringen; aber bald änderte sich der Ausdruck ihrer Mienen.

Schmidt, der Schuhmacher, trat vor und sprach: „Ew. Fürstl. Gnaden hat allerdings ein wahres

Wort gesprochen! Ich bin kein Mann, der seines Herzens Gedanken verheimlichen kann! Ich sage, in diesem Stücke hat Ew. Gnaden Recht. Wir Bürger leiden unter dem Drucke des Rathes und seiner Geschlechter. Der Uebermuth der Bürger ist nichts gegen die Hoffart der Patricier, von welchen ein Jeder ein Herzog von Braunschweig zu sein dünket. Unsere städtischen Privilegien, Gerechtigkeiten und Gewohnheiten schützen uns vor keiner Willkür der Rathsverwandten; die Gesetze sind nur der Bürger wegen da und werden mit aller Strenge geübt; wo aber Einer der Rathsverwandten durch das Gesetz getroffen würde, da wird dasselbe so lange aufgehoben, bis wieder ein Bürger demselben verfällt. Vor vierzehn Tagen, als Ew. Fürstl. Gnaden die falschen Kaufleute in unsere Stadt schickte, und wo es galt, die Stadt zu vertheidigen, da setzten die Bürger Leib und Leben daran, während die Legion der Rathsverwandten sich in die Keller verkroch oder die Flucht ergriff. Unsere Hauptleute sollen unsere Sache vor dem hochedlen Rathe führen; aber wenn sie ihres Amtes warten wollen, und sich der Gemeinde annehmen, wie sich's gebühret, heißt man sie Aufrührer und Verräther und sucht ihrer los zu werden, so gut und schlimm es immer sein mag!"

Der Herzog hörte diese Rede mit sichtbarer Freude an und weidete sich an dem Mißbehagen der Abgeordneten des Rathes. Indessen Dr. Röerhand war nicht der Mann, der sich so leicht besiegen ließ, und

der recht wohl einſah, wie viel davon abhänge, das Anſehen des Rathes ſowohl den Bürgern wie dem Herzoge gegenüber zu wahren.

„So wie Ew. Fürſtl. Gnaden," ſagte er mit ruhigem Lächeln, „die Rede Meiſter Schmidt's vernimmt, mag es allerdings ſcheinen, als ſeien dieſe Klagen und Beſchwerden nicht ungegründet. Es kann auch ohne Gefahr zugegeben werden, daß Einzelne aus den Rathsverwandten ſich unziemliche Uebergriffe ihrer Rechte und Gewohnheiten mögen erlaubt haben. Aber mit dem Drucke, unter welchem die Bürger nach Meiſter Schmidt's Rede leiden und ſchmachten ſollen, muß es doch nicht ſo ſchlimm ſein, da es eben der Rath nur ſeinen treuen Bürgern verdankt, daß die Verrätherei des Braband unterdrückt werden konnte. Wenn es den Bürgern Braunſchweigs gar ſo ſchlimm ergeht, und die eiſerne Zuchtruthe des Rathes, wie Ew. Herzogliche Gnaden ſie zu nennen beliebte, gar ſo grauſamlich über die Gemeinden geſchwungen wird, warum dulden ſie es denn? Auf zwanzig und mehr Bürger kommt erſt ein Rathsverwandter; warum treten die Bürger nicht zuſammen und entſetzen den Rath ſeiner Macht und Gewalt? Iſt nicht der Rath völlig in die Hände der Gemeinden gegeben? Unſere Bürger ſind reich genug, daß Jeder auf ſeinen eigenen Beutel ein Fähnlein Reiter in ſeinen Sold nehmen könnte; warum thun ſie es nicht? Wenn des Rathes Regiment gar ſo grauſam und ungerecht wäre, warum ſchützen

denn die Gemeinden dieſes Regiment? — Warum haben ſie nicht ungehindert Ew. Gnaden Kriegsvolk in die Stadt ziehen laſſen? Warum wagen es die Bürger, ſelbſt kaiſerlicher Majeſtät ſich entgegen zu ſtellen? Als das zweite Mal auf Ew. Gnaden Betrieb die kaiſerliche Acht über unſere Stadt ausgeſprochen wurde, ſpotteten die Bürger darüber und ſagten: Acht und wieder Acht wäre Sechszehn, und Meiſter Schmidt war Einer der Eifrigſten dabei. Die Gemeinden mußten dafür gar ſchwere Geldſtrafe an das kaiſerliche Kammergericht bezahlen, aber ſie blieben doch beharrlich dabei, ſich einem Herzoge von Braunſchweig nie zu ergeben, wenn es ſie auch Hab' und Gut koſten ſollte. Nun iſt es ſchwer zu begreifen, wie die Bürger nicht allein gegen Ew. Fürſtliche Gnaden, ſondern auch gegen kaiſerliche Majeſtät ſo beharrlich ſich ſetzen mögen, um ihr bisheriges Raths-Regiment zu behalten, wenn dieſes eine ſo grauſame eiſerne Zuchtruthe wäre. Ja, daß ich noch Eins erwähne, es kann mit dieſer vielgenannten Zuchtruthe ſchon um deswillen nicht ſo ſchlimm ſein, als Meiſter Schmidt durch ſeine freie, offene Sprache, die mir eben um dieſer Offenheit willen lieb iſt, deutlich genug bewieſen hat, daß der Rath ſeinen Bürgern nicht den Mund verſchließet! Frage doch Ew. Gnaden die Bürger, ob ſie lieber dem Herzoge oder dem Rathe dienen wollen."

Der Syndicus, der in dieſer Vertheidigung den eigentlichen Beſchwerdepunkt gar klüglich umging und

den Bürgern auf eine Weiſe zu ſchmeicheln wußte, die auf das menſchliche Herz ihre Wirkung ſelten verfehlt, hatte auch jetzt die freudige Genugthuung, die dem Rathe durch Meiſter Schmidt's muthige Anklage drohende Gefahr gänzlich wieder abzuwenden. Die abgeordneten Bürger verriethen durch beifälliges Murmeln ihre Zuſtimmung zu des Syndicus Rede, und ſelbſt Meiſter Schmidt war durch die ruhige und ſo milde Zurechtweiſung zum Schweigen gebracht worden.

Als der Herzog, der ſich bereits auf dem Wege zum Ziele ſah, merkte, daß ihm der Sieg ſo ſchnell wieder entrückt war, entbrannte er in heftigen Zorn und ſprach zu den Bürgern: „Ihr ſchwachen, wankelmüthigen Seelen, die Ihr, den Hunden gleich, demüthig den Biſſen Brotes auffanget, der Euch von der Hand Eurer Züchtiger und Peiniger zugeworfen wird! Euch iſt nicht zu helfen, denn Ihr ſeid Jedem feil, der Euch Euern Preis bezahlt. Nunmehr begreifen Wir's, aus welchem Sinne und Geiſte alles rebelliſche, landesverrätheriſche Weſen in Eure Gemeinden kommt; der Reichthum hat Euer Herz mit Hochmuth und Hoffart, nicht allein gegen Menſchen, ſondern auch gegen Gott erfüllt. Es iſt ſchmachvoll, was Uns über den Verfall der Gottesfurcht und der Zucht in Eurer Stadt berichtet worden iſt. Es iſt keine Sünde in den zehn Geboten verboten, die von Euch nicht gethan würde. Eure Prediger, die Euch auf den Weg des Rechtes zurückführen wollen und ungeſcheut Euch

Eure Sünden verhehlen, verjagtet Ihr, oder wo Solches noch nicht möglich ist, bedeckt Ihr sie mit Schmach und Spott. Ihr habt einen Mann in Euern Mauern, den Prediger Arndt, dessen Name im ganzen römischen Reiche genannt wird, um welchen Euch jede andere Stadt beneidet. Und was thut Ihr? Wie ehrt Ihr ihn? Ihr treibt Euer Gespötte mit seinen Predigten, Ihr seht ruhig und zufrieden zu, wie seine eigenen Amtsbrüder ihm das Herz zerreissen mit ihren giftigen Worten, Ihr duldet lieber das Regiment der Pfaffen, als daß Ihr Euch der himmlischen Gewalt des Evangeliums beuget. Denket an Eures Herzogs Wort: Es wird Euch nie gelingen, wornach Ihr strebt! Ihr werdet von der Höhe Eures Wohlstandes wieder herabfallen in Armuth und Elend, Ihr werdet unter einander Euch selber aufreiben und vertilgen, denn der Herr wird Eure Gewaltigen vom Stuhle stoßen!"

„Schweigt!" rief der Herzog dem Syndicus zu, als dieser den Mund zur Gegenrede geöffnet hatte. „Schweigt! Wir mögen von Euch kein Wörtlein mehr anhören. Euer Thun und Treiben gegen Uns ist Lug und Trug. Ihr kommt zu Uns, um den Frieden mit uns zu unterhandeln, und Eure Rathsgeschwornen und Gildenmeister und Hauptleute und Zehnmänner sitzen auf den Rathhäusern und berathschlagen darüber, wie die Stadt am Schnellsten von Eures Herzogs Gewalt ganz befreit werden könne. Während Ihr bei Uns um gütliche Pflege und Beilegung

des alten landesverrätherischen Zwiespalts bitten lasset, sendet Ihr heimliche Boten an alle Hansestädte ab und lasset um Hülfe und Beistand bitten, und werbt Kriegsvolk an allen Orten an! Nun denn, da Ihr es denn nicht anders wollet, so soll Euch geschehen, was Euch bereitet ist. Wir haben noch Mittel in der Hand, Eure Hoffart zu brechen, und Euch, als Unsere angeerbten Unterthanen zum schuldigen Respecte und Gehorsam zu zwingen! Ihr seid entlassen!"

Und dabei erhob sich der Herzog von seinem Stuhle und verließ mit seinen Räthen und Kriegshauptleuten den Saal.

Die Abgeordneten Braunschweigs aber murrten noch einige Augenblicke; dann zogen auch sie aus der herzoglichen Burg und brachten die Botschaft in ihre Stadt zurück.

Capitel 2.

Der Besuch bei Nacht.

Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Joh. 3, v. 3.

Es war Sonntag Abend. In dem Familienzimmer des Pfarrers Arndt saßen fünf glückliche Menschen in traulicher Gemeinschaft zusammen, um sich eine Sabbathsfreude zu bereiten: Johannes Arndt und seine treue Hausfrau, die Pflegetochter Odilia, der junge Arzt Nebelthau und der alte Hauptmann von der Schulenburg. Die Freude galt zunächst der völligen Wiedergenesung des jungen Hausfreundes, der heute zum ersten Male wieder sein Krankenzimmer verlassen hatte, und keinen bessern und erfreulichern Ausgang wußte, als zu den lieben Arndt's.

„Mir ist," sagte Nebelthau, „als sei ich aus tiefem Thale nach langem Sehnen und Mühen wieder

hinaufgestiegen auf des Berges Gipfel und sehe frisch und frei in die liebe Gotteswelt hinein, und athme wieder Lebensluft. Kranke und Schwache, Gedrückte und Lebensmüde wohnen im Thale, versteckt, verborgen im kleinen eingeschlossenen Raume; der gesunde Leib und Sinn schlägt auf den Bergen seine Hütte auf."

„Mein junger Freund," sagte Schulenburg, „redet nicht zu viel von den Bergen! Ihr wisset, unsere werthe Frau Arndt schauet ohnedies allzusehr nach den Bergen, und möchte lieber heute als morgen uns verlassen und mit ihrem Ehehern sich auf ihrem heimathlichen Harze eine Hütte bauen. Ich habe deshalb gegen die Berge eine Art Aversion!"

„Schmähet mir meines Gottes Schatzkammern nicht!" rief Arndt feierlich aus, und wie es schien bemüht, die erregte wehmüthige Sehnsucht nach dem lieben Harzerlande in seines Weibes Herzen wieder zu mäßigen. „Die Erde hat keine größere und herrlichere Zierde, als die hohen luftigen Berge, die wie natürliche Destillir-Oefen auf Gottes Befehl viel tausendmal schöner die Metalle und Minerale kochen und zeitigen, als auch der geschickteste Alchymist vermag. Das macht, weil in den Bergen alle vier Elemente eingeschlossen sind, Feuer und Dampf, Luft und Dunst, Wasser und Erde.' Auch wisset Ihr, lieber Nebelthau, es wohl besser, als ich, daß die kräftigsten, lebensreichsten Kräuter eben nur auf den höchsten Bergen wachsen, weil sie den Himmel näher

haben. Diese Lebenskraft der Berge möget ihr durch nichts ersetzen; denn pflanzt ihr auch die kräftigsten Kräuter von den Gebirgen in die Gärten im Thale herunter, sie werden schwächlich und verkümmern. Ich glaube, die Sehnsucht nach dem verlornen Himmel zehret an ihrem Herzblatte. Macht es nur, mein Freund, wie von Hypokrates erzählt wird, der nur deshalb alle Krankheiten curirt hat, weil er alle seine Heilmittel von den Bergen herabholte."

„Da ist's freilich zu beklagen," sprach Schulenburg, „daß es nicht aller Orten Berge giebt, daß sie nur hier und da zerstreut liegen, wo es ihnen gerade in den Sinn gekommen, sich zu legen und auszuruhen."

„Glaubt das nicht, mein edler Freund!" entgegnete Arndt. „Die Berge liegen nicht von Ungefähr hier und dahin zerstreut, wie etwa die Kinder hier und dahin einen Steinhaufen zusammen legen; sondern durch Gottes besondere Ordnung und Austheilung liegen die Berge überall unter einem gewissen Einflusse und wohlberechneter Wirkung des Himmels. Der Himmel, und ich meine hier das blaue Sternenzelt eben so, wie Nebel und Wolken, hat eben so an verschiedenen Orten seine verschiedene Kraft und Wirkung, wie die Berge und Thäler, Erde und Wasser. Alles aber wirket wohl und weise zusammen und erfreuet des Menschen Herz; denn wo Berge, Brunnen und Bäche sind, da ist's überall gut Hütten

bauen. Da ſitzen auch die Vöglein des Himmels und ſingen unter den Zweigen. Das iſt eine ſchöne Muſica, die ſich Gott der Herr im grünen Walde zugerichtet hat, auf daß ſein Lob an allen Orten erſchalle und die Erde deſſelben voll werde. Ich kenne ſieben herrliche Geſchöpfe, welche Gott der Herr beſonders auf Bergen und Hügeln durch ſein Wort hervorruft, und die auch alle ihre geiſtliche Bedeutung haben. Und dieſe ſind: der Thau, das Gras, das Brot, der Wein, das Oel, die Baumfrüchte und die Thiere des Waldes."

„Ihre geiſtliche Bedeutung?" fragte Schulenburg. „Herr, das müſſet Ihr mir ſchon erklären. Denn ich alter Haudegen habe Zeit meines Lebens bei allen dieſen ſieben Herrlichkeiten nichts Geiſtliches gefunden! Ich habe mir's, wie ein ächter Kriegsmann, immer nur am Wohlſein des Leibes genügen laſſen, und leider erſt zu ſpät eingeſehen, daß das Reich Gottes nicht beſtehet in Eſſen und Trinken. Alſo auch der Wein hat ſeine geiſtliche Bedeutung, und das Gras und der Thau?"

„Gewiß, mein edler Freund!" antwortete Arndt. „Der Thau, womit Gott die Berge feuchtet, iſt eine Frucht der Morgenröthe. Sowie nun die Morgenröthe aus dem Glanze der Sonne geboren wird, ſo vermählt ſich das aufgehende Sonnenlicht mit dem Lebenshauche der neuerwärmten Erde und erzeugt die Perlen des Thaues. Und ſo wie der Thau die Erde fruchtbar macht und die welken Blümlein erquicket,

und der Kräuter und Pflanzen Freude und Leben iſt, ſo erquickt das Evangelium mit ſeinem Himmelsthau des heiligen Geiſtes die matten Seelen und richtet die niedergeſchlagenen Herzen, wie eine welkende Blume, wieder auf. Der Thau iſt ein Bild des Friedens; denn wie vom Thau die Erde grünet und blühet, alſo blüht und gränt es auch unter dem Frieden. Und das Gras? Wenn im Pſalm Gott geprieſen wird, daß er Gras wachſen läſſet für das Vieh, ſo möchte wohl Mancher ſagen: Wozu ſo viel Redens vom Graſe! Iſt das ein ſo großes Wunder? O lieben Leute, das Gras auf dem Felde iſt ein herrliches Geſchöpf und große Wohlthat Gottes. Welcher Jammer würde werden, wenn Gott nur einen einzigen Sommer kein Gras wachſen ließe? Würden nicht ſelbſt unſere Augen matt und ſchwach und blind werden, wenn ſie ein ganzes Jahr ſich nicht an dem friſchen Grün des Graſes weiden und ſtärken könnten? Das Gras predigt uns von der göttlichen Vorſehung; denn wenn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, wie viel mehr uns? Das Gras belehrt uns über unſere Eitelkeit und Nichtigkeit; denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und der Menſchen Hoheit wie die Blume auf dem Felde!"

„Und das Brot?" fragte hier Odilia. „Ach, das deutet Ihr gewiß vom Brote des Lebens?"

„Ohne Zweifel, mein Kind," antwortete der Pflegevater. „Es iſt thöricht und menſchlich, von unſerm lieben Herrn Chriſto zu ſagen, daß er Dies oder Jenes

überaus trefflich geordnet habe; denn es war ja des ewigen Sohnes eigentliche Natur und Wesen, daß er nur das Trefflichste und Beste denken und reden und thun konnte. Aber wenn ich thöricht reden darf, so möchte ich sagen, daß der Herr kein trefflicheres Bild seiner selbst geben konnte, als wenn er sich das Brot des Lebens nennt. Das liebe tägliche Brot, welches uns von des himmlischen Vaters Liebe und Barmherzigkeit und Allmacht Zeugniß giebt, und uns Gott als einen weisen Speisemeister erblicken läßt, der uns heute und morgen und immerdar mit Brote sättigt, und wir es täglich wie ein neues, seltenes Gericht genießen, und niemals desselben überdrüssig werden, — das liebe tägliche Brot, ist es nicht das herrlichste geistige Abbild des Heilandes, des wahrhaftigen Lebensbrotes, in welchem alle Kräfte des Himmels und der Erde, ja Gottes Kräfte zusammen gefaßt sind? Nehmen wir nicht von seiner Fülle Gnade um Gnade, und verlangen täglich wieder nach ihm, als wäre er uns täglich ein ganz neuer Heiland geworden?

„Und der Wein erfreut des Menschen Herz!" fiel hier Schulenburg lächelnd ein. „Dies ist wenigstens eine der ältesten biblischen Wahrheiten, die ich kennen gelernt habe."

„Ich weiß schon, mein edler Freund," sagte Arndt gutmüthig, „daß Ihr das in einem bessern Sinne versteht, als es der gewöhnliche natürliche Mensch nimmt, dessen Weinesfreude oft das Herz ertrinken läßt. Nur dem traurigen und betrübten Herzen zu Gute hat Gott

den Wein geſchaffen, ſo wie zur Stärkung für die Kranken und Schwachen und Alten. Denn daß eben im Wein ſo lebendigmachende Kraft liegt, welche dem Herzen, wie dem Leibe eine natürliche Wärme und Stärke gibt, iſt das nicht eine wunderbare Gütigkeit Gottes und väterliche Fürſorge? Der Heide erfreuet auch mit dem Weine ſein Herz, aber nur der Chriſt erinnert ſich dabei, wie Gott auch unſerer kranken Seele einen ſüßen Wein geſchaffen, nämlich das edle Traubenblut aus dem lebendigen Weinſtocke „Jeſus Chriſtus.“

„So wahr ich lebe,“ rief Schulenburg eifrig aus, „es ſoll fortan auch kein Tröpflein Weines meine Zunge mehr benetzen, ohne daß ich mit mir Rechenſchaft halte, ob ich eine Rebe am rechten Weinſtocke ſei. Wie fangt Ihr's nur an, mein ehrwürdiger Freund, daß Ihr wie ein Bienlein aus jeder Blume Honig ſaugt, wo andere Menſchenkinder kaum ſehen, was vor Augen, viel weniger, was vor der Seele iſt?“

„Wie ich's anfange?“ wiederholte Arndt lächelnd. „Wahrhaftig, das weiß ich ſelbſt nicht. Ich weiß nur ſo viel, daß ich nicht anders kann, als mit dem äußern und innern Auge zugleich die Wunderwerke meines Gottes zu beobachten, und daß die beiden großen Offenbarungen Gottes, Natur und Gnade, mir wie zwei eng verbundene Welten erſcheinen, in welchen beiden ich leben muß.“

„Gut!“ ſagte Schulenburg. „Aber warum können

es nicht alle Menschen so machen? Warum kann ich und muß ich nicht es also thun?"

„Wie möchte ich hier richten!" sagte Arndt freundlich und setzte dann scherzend hinzu: „Vielleicht ist's so, wie Ihr angedeutet habt, daß Ihr lange Zeit hindurch das Gleichniß von dem Weinstock und der Rebe Euch nicht erklärt habt!"

„Sagt nur lieber gleich," fiel der alte Soldat schnell ein, „daß ich mich weder um den rechten Weinstock noch um die Rebe daran bekümmert habe. Aber diese Schuld werfe ich auf die Kirche und dann auch auf Euch."

„Ei, lieber Herr," entgegnete Arndt lächelnd, „wie mögt Ihr das beweisen?"

„Das ist nicht schwer," fuhr Schulenburg eifrig fort. „Es ist die Schuld der Kirche, wenigstens hier in Braunschweig, ob's gleich an andern Orten nicht besser sein mag. Ihr wisset schon, ich meine die Leute mit dem hölzernen Schwerte, das nur in die Luft streichet. Sind das nicht selber vertrocknete Reben, die selber kein Tröpflein Blut und Saft vom Weinstocke haben! Wie mag nun eine versiegte, ausgetrocknete Quelle die Durstigen tränken wollen? Oder wie mag ein Blinder dem Blinden den Weg weisen? Und die zweite Schuld fällt auf Euch, mein ehrwürdiger Herr und Freund! Hättet Ihr wenigstens vor dreißig Jahren Euer wahres Christenthum in die Heidenwelt unseres heiligen römischen Reiches

ausgesendet, so hätte ich ein Menschenalter eher gelernt, was das Evangelium zu bedeuten hat!"

„Vor dreißig Jahren," sagte Arndt, auf den scherzhaften Vorwurf eingehend, „war ich selbst noch nicht viel besser, als eine vertrocknete Quelle! Dann," fuhr er ernster fort, „darf ich Euern Tadel, mit welchem Ihr mich lobt, nur in so weit annehmen, als Ihr mir keine andere Ehre anthun wollet, als die, daß ich's treu und ehrlich mit dem Evangelio meine und nichts herzlicher wünsche, als daß ich alle Menschen an den Quell des Lebens führen könnte!"

„Da führt nur zuerst Euern Herrn Collegen Denecke mit hin," setzte Schulenburg hinzu, „denn Neid und Mißgunst und Herzenshärtigkeit müssen dem lieben Manne die ganze Seele ausgetrocknet haben!"

„Wollet Ihr nun nicht auch die Deutung des Oeles wissen?" fragte Arndt schnell, ohne Zweifel, um dem angeregten Gegenstande am Schnellsten auszuweichen.

„Gewiß, lieber Herr," antwortete Frau Anna. „Darin scheint mir eine besondere Lehre für eine christliche Hausfrau zu liegen."

„Für den christlichen Haushalter überhaupt," versicherte Arndt. „Das Oel, oder wie es die Schrift oft auch nennt, der Balsam, erfrischet und verschönert die Leibesgestalt und kräftigt selbst den todten Leib auf viele hundert Jahre lang, daß er der Verwesung nicht anheimfällt. Das ist ein treffliches Bild des

heiligen Geistes, der mit seinem Freudenöle den innern Menschen salbet, erfrischt und verschönert und die Seele vor dem Tode in der Sünde bewahret. War doch auch unser Herr gesalbet mit Freudenöle; und nun haben wir von seinem Geiste empfangen den Geist. Und das ist's, was Johannes lehrt, wenn er schreibt: Ihr Christen habt die Salbung von Dem, der heilig ist, und wisset Alles, was Noth thut."

Als Arndt hier ein wenig ruhte, öffnete sich leise die Thüre und die Magd trat schüchtern und ängstlich herein.

„Was giebt es, Martha?" fragte die Hausfrau besorgt.

„Ach, erschrecket nicht," antwortete sie und schien selber des Todes erschrocken. „Es stehen zwei fremde Männer draußen, welche durchaus mit dem Herrn sprechen wollen!"

„Nun, laß sie doch herein!" gebot Arndt ruhig.

„Ach, lieber Herr," fuhr die Magd ängstlich fort, „die beiden Männer scheinen mir nichts Gutes im Sinne zu haben. Sie sind in große lange Mäntel gehüllt, und der Eine trägt große Sporen an den Stiefeln und, als er den Mantel zurückschlug, sah ich ein großes Schwert an der Seite hängen!"

„Laß sie in Gottes Namen herein!" wiederholte Arndt ruhig wie bisher und erhob sich zugleich, um dem gefährlichen Besuche entgegenzugehen. Und bald darauf traten zwei Männer herein, deren fast schüchternes Wesen nichts weniger als eine Gefahr andeu-

trte. An der Hand des Einen, der ein ritterliches Ansehen hatte, blitzte ein großer Siegelring. Der Andere aber sprach:

„Ehrwürdiger Herr, denn Ihr seid doch wohl Herr Johannes Arndt, wir haben Euch um gütige Nachsicht zu bitten, daß wir so spät nach Einbruch der Nacht, wie einst Nicodemus zum Herrn, zu Euch kommen, und erlaubt zuvor, daß wir Euch unsere Namen nennen. Ich bin Christoph Ebert, Pfarrer zu Dettum, und dies hier ist mein alter Freund, Herr Paul Neitze, unsers durchlauchtigsten Herzogs Geheimschreiber."

„Seid mir willkommen, liebe Herren," sagte Arndt und reichte Beiden die Hand. „Ist das Anliegen, welches Euch zu mir führt, von der Art, daß Ihr mit mir allein zu sprechen wünscht?"

„Ach nein!" rief der Pfarrer aus. „Was mich Euch zu sagen dränget, möchte ich lieber vor Eurer ganzen Gemeinde verkündigen. Aber seid Ihr und Eure werthe Hausfrau auch nicht böse, daß wir so spät zur Nacht kommen?"

„Gewiß nicht, lieber Herr Amtsbruder," versicherte Arndt. „Nehmet doch Platz und erlaubt meiner lieben Hausfrau, daß sie Euch ein Nachtlager bereite."

„Nein, nein!" entgegnete Ebert schnell. „Unser Aufenthalt kann nur ein kurzer sein; und daß wir zur Nachtzeit kommen und gehen, ist nicht freier Wille, sondern nothwendige Vorsicht für unser Leben. Das Kriegsvolk schwärmt von allen Seiten um die

Stadt und macht die Straßen unsicher. Weil wir uns aber am Tage nicht in die Stadt getrauten, mußten wir die Abendzeit dazu wählen; und doch haben nur unsere guten Rosse uns vor weiterer Unbill geschützt!"

„Sieht es wirklich so schlimm aus?" fragte Schulenburg.

„Leider ja!" antwortete der herzogliche Geheimschreiber. „Das städtische Kriegsvolk fahndet auf Jeden, der sich auf die Straße wagt. Und dann thut das Geschütz von den Wällen großen Schaden und macht die Straße nach Wolfenbüttel zu einem Todeswege. Es ist traurig, daß die Unterthanen eines und desselben Landesherrn solchen blutigen Krieg mit einander führen. Aber trotzdem treibt uns Beide unser Herz, Euch, ehrwürdiger Herr Arndt, selbst auf die Gefahr unseres Lebens hin, zu sehen und zu sprechen und zu danken."

„Zu danken?" wiederholte Arndt verwundert. „Liebe Herren, wir sehen uns doch heute zum ersten Male!"

„Mit leiblichen Augen, ja," sagte der Pfarrer Ebert. „Aber unser inneres Auge hat lange mit Sehnsucht nach Euch geblickt und Euch in eine liebe, freundliche Gestalt gekleidet. Lieber Herr Amtsbruder," fuhr er nun wärmer fort, „ich komme zu Euch, weil mir mein Herz und Gewissen keine längere Zögerung gestatteten. Es sind nur erst noch wenige Wochen, daß ich zu Euern bittersten Feinden und Widersachern

gehörte und Euch vielfach schweres Leid und Unrecht gethan habe."

„Mir?" fragte Arndt. „Wie ist das möglich, da ich nichts davon weiß?"

„Laßt mich offen und treulich reden," fuhr nun der Pfarrer fort. „Ich gehörte zu Denen, welche Euch und Eure ganze amtliche Wirksamkeit auf das Schnödeste verunglimpften. Ich habe von meiner Kanzel herab Euern Namen in blinder, wahnsinniger Leidenschaft neben den des Erzfeindes der Christenheit gestellt. Euer nächster College, Herr Denecke, hatte mir, als er etwa vor einem Jahre in Dettum mich besuchte, so viel Uebels von Euch erzählt, daß ich Euch für einen Miethling im Weinberge Gottes, für einen Verräther unseres allerheiligsten Glaubens halten mußte. Das Evangelium, die Kirche, das Reich Gottes, — Alles sah ich durch Euch in die größte Gefahr, auf den Rand des Abgrundes gebracht. Anfangs forderte ich meine Gemeinde auf, für Eure Bekehrung zu beten, daß Ihr dem Verderben, welches den Irrlehrern angedroht ist, entfliehen möchtet; aber bald reute mich selbst mein Mitleid mit Euch und ich hätte ruhig und freudig Euch können untergehen sehen. Lieber Herr Amtsbruder, könnt Ihr mir dies Alles vergeben?"

„Armer Freund," antwortete Arndt und schüttelte schmerzlich das Haupt: „was hatte ich denn so Uebles gethan?"

„Herr," antwortete Ebert, „Ihr mögt es wohl

nicht wiſſen, wie weit leidenſchaftliche Verblendung den Menſchen verführen kann, wie weit die Unduldſamkeit in Sachen des Glaubens treibt. Ich hielt Euch nun einmal für einen Feind und Zerſtörer unſerer lutheriſchen Lehre, und predigte gegen Euch, wie gegen den Papſt und den Türken. Und wie habt Ihr dafür Rache genommen? Ihr habt feurige Kohlen auf mein Haupt gelegt! Ihr ſchriebt Euer Buch vom wahren Chriſtenthume; ich habe es aber Monate lang verachtet und nicht ein Wörtlein darin geleſen. Endlich nahm ich es doch zur Hand, aber nur um Euch zu widerlegen und Eure Ketzerei Euch nachzuweiſen. Aber ich armer, ſchwacher, thörichter Menſch! Ich wollte Euch fluchen und muß Euch nun ſegnen, ich wollte Euch als den Verführer der Chriſtenheit darſtellen, und bin nun ſelbſt ein Gefangener in Euren Händen, ich wollte mich von Euch entfernen, wie der Himmel von der Hölle fern iſt, und nun komme ich zu Euch und bitte: Gebt mir ein Plätzlein in Eurem Herzen! Dieſen Morgen habe ich meiner Gemeinde alle meine Sünde gegen Euch ehrlich geſtanden — aber das reichte meinem beladenen Gewiſſen nicht aus; ich mußte ſelbſt noch zu Euch kommen, und aus Eurem Munde vernehmen, daß Ihr mir vergebet. Denn wenn Euer Buch nicht wirklich das wahre Chriſtenthum predigt, ſo iſt die ſeligmachende Kraft des Evangeliums eine Thorheit. Nunmehr kann ich ſagen, daß auch ich wieder geboren bin. Ich bin ein neuer Menſch in Chriſto geworden, und der

Herr gebe es, nun ein treuer und guter Hirte meiner Gemeinde."

„Ich leugne nicht," sagte nun Arndt, „daß Eure Worte wie köstlicher Balsam auf meine Seele träufeln. Sollte es einem schwachen Herzen nicht wohlthun, wenn die vielen und tiefen Wunden, welche die Liebloſigkeit ſo vieler Menſchen und leider auch ſo vieler Amtsbrüder mir geſchlagen hat, einmal eine ſolche Heilung finden! Und doch habe ich nichts Anderes gethan, als das liebe Wort unſers Herrn gepredigt."

„Aber in ſolcher Weiſe, wie es in unſerer Zeit noch Keiner gethan hat," ſetzte Ebert hinzu. „Euch gebührt der Ruhm, daß Ihr das Wort des Herrn: Es ſei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, ſonſt kann er das Reich Gottes nicht ſehen! in unſerer troſt- und friedeloſen Zeit zum rechten Verſtändniſſe gebracht habt."

„Worin liegt nun eigentlich der Grund ſolchem Schmerzes und ſolcher Freude?" ſprach Arndt in Gedanken verſunken vor ſich hin. „Den menſchlichen Reichthum des Evangeliums an Segnungen zur Beglückung der Menſchheit leugnet doch wohl eigentlich Niemand. Freilich bietet es keine geheimen Mittel zur Erlangung der Güter dieſer Welt, keine Mittel zur Erhöhung und Vermehrung ſinnlicher Luſt, keine Mittel zur Verſchönerung des Lebens im Sinne des natürlichen Menſchen; vielmehr veranlaßt ihn das Evangelium durch ſeine Gebote thätiger Menſchenliebe zu

mannigfacher Verminderung seiner Habe, es weiset durch sein strenges Gebot von der Heiligung des Herzens die Sinnenlust in ihre äußersten und engsten Grenzen zurück und bereitet durch seinen heiligen Ernst dem sorglosen, bequemen Weltleben manche unangenehme und ärgerliche Stunde. Aber dafür öffnet es doch seinen unendlich reichen Licht- und Kraft- und Trostquell für Alle, die da fragen: Wohin sollen wir gehen? Was muß ich thun, daß ich selig werde? Das Evangelium bildet doch eben in seinen Bekennern das Gottesreich auf Erden und macht dieselben reich in Gott, als die, obwohl sie Nichts inne haben, doch Alles haben, die, obwohl sie arm sind, doch Viele reich machen, die, obwohl das Leben sie traurig machen will, doch allezeit fröhlich sind, als Solche, die um der mancherlei Noth und Anfechtung willen einem zerschlagenen Rohre gleichen, und doch nicht zerbrechen, einem glimmenden Dochte, und doch nicht verlöschen. Warum baut sich nun dieses Gottesreich so schwer auf? Warum wollen sich so Viele, die der Hülfe so dringend bedürftig sind, doch nicht helfen lassen! Wo sind die Glieder dieses Gottesreiches? Es können es doch nicht Alle sein, welche in der äußern Zahl der Christen mitzählen!"

„Das könnte ich Euch wohl sagen," rief Schulenburg eifrig aus. „Es liegt an der gar zu armseligen Kenntniß von Gottes Wort in den Gemeinden, und, nehmt mir's nicht übel, Herr Pfarrer Ebert, zu allermeist an den Leuten mit dem hölzernen Schwerte

und der ausgetrockneten hölzernen Seele auf den Kanzeln, die wohl die Länge und die Breite und die Tiefe der fünf Wunden Christi auf das Genaueste ausrechnen, aber die eine große Wunde der ganzen Menschheit, das Elend in unserer Sünde, zugedeckt lassen oder mit falschem Pflaster überstreichen. Und dann eben deshalb liegt es an der wahrhaft erschrecklichen Unwissenheit, in welcher die meisten Menschen in Bezug auf ihr eignes Herz und inneres Leben sich befinden, es liegt an der geistigen Trägheit und Schwerfälligkeit der Seele, wenn es gilt für Gott zur Hand zu sein. Seht nur die Angst und den Jammer an, der die Leute bis zur Verzweiflung niederdrücken kann, seht nur die Leichtigkeit, mit welcher sich das Herz zu jeder Sünde verführen läßt, die tiefe Versunkenheit in die niedrigen, gemeinen Lüste der Welt, die Rathlosigkeit und Trostlosigkeit schon in der allerkleinsten Prüfung, und Ihr sehet, daß das arme Volk von allen Segnungen des Christenthums auch noch nicht eine einzige hat. Wie kann da das Gottesreich wachsen! Sieht nicht das arme, bethörte Volk, trotz dem, daß es zur Christenheit gezählt wird, noch außerhalb des Reiches Gottes?"

„Ja," sprach Arndt mit betrübter Seele. „Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geiste, sonst kann er nicht in das Reich Gottes kommen."

„Da Ihr einmal davon redet," sagte Schulenburg, „darf ich Euch fragen, wie diese Wiedergeburt

aus dem Waſſer und dem Geiſte zu verſtehen ſei? Aus dem Waſſer, — geht das auf die heilige Taufe?"

„Ohne Zweifel," antwortete Arndt. „Wenn das Evangelium im eigentlichen Sinne von der Taufe redet, ſo verſteht es darunter die durch's Waſſerbad geſchehende feierliche Einweihung und Aufnahme in die Gemeinſchaft Derer, welche Chriſtum als ihren Heiland und Seligmacher erkennen."

„Haltet mir nur einen Einwand zu gut," fuhr der alte Soldat fort. „Nach dieſer Erklärung müßte alſo Jedermann, der getauft wird, ſchon den Glauben haben und in der ſeligmachenden Kraft des Evangeliums ſchon unterrichtet ſein. Und wenn ich an den Befehl des Herrn denke: Gehet hin und lehret alle Heiden und taufet ſie! — und an das Wort: Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden! — ſo wird es mir immer deutlicher, daß wer ſich auf Chriſtum taufen ließ, Chriſtum ſchon mußte erkannt haben, daß alſo die Taufe eigentlich nur das Siegel des Glaubens an den Herrn ſein ſollte! Wie ſtimmt nun das mit der Kindertaufe zuſammen?"

„Euer Einwand iſt allerdings richtig, mein edler Freund!" antwortete Arndt. „Aber, trotzdem daß die chriſtliche Kirche um des äußern Bandes willen, welches eine chriſtliche Gemeinde auch als eine bürgerliche Geſellſchaft zuſammenhält, die Kindestaufe eingeführt hat, wird die Kraft dieſes heiligen Sacramentes nicht gebrochen oder aufgehoben, — vielmehr

ist die Taufe der Anfang der Wiedergeburt. Durch die heilige Taufe wird das Kind zuerst in die äußere Gemeinschaft der Christen aufgenommen und erhält dadurch gewissermaßen das Eintrittsrecht in's Gottesreich; aber die äußere Taufe macht den Menschen noch nicht zu einem wirklichen Gliede dieses Reiches. Wasser thut's freilich nicht, sagt unser Luther, sondern das Wort, so mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, so solchem Worte Gottes im Wasser trauet. Wo die Taufe nicht die Wiedergeburt angefangen, und der heilige Geist diese nicht vollendet hat, da fällt die erste Verantwortung auf die Aeltern und Taufzeugen, und die zweite auf die Getauften selbst."

„Wie meint Ihr das?" fragte Schulenburg mit erhöhter Theilnahme.

„Wenn die Aeltern," fuhr nun Arndt fort, „ihr Kind durch die heilige Taufe auf das Bekenntniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes verpflichten lassen, so sprechen sie dadurch nicht allein vor Gott und Menschen aus, daß sie selbst in diesem Bekenntnisse stehen und leben, und dulden, tragen und kämpfen wollen, sondern sie verpflichten sich auch vor Gott, daß sie ihr Kind in diesem Bekenntnisse auferziehen wollen. Und wenn die Taufzeugen im Namen des Kindes das Gelübde der Treue auf diesen christlichen Glauben ablegen, so geloben sie ja darin vor Gott mit einem heiligen Eide, daß sie dafür, daß dies Kind einst ein wahrhaftes Glied des Reiches Gottes werden soll, in soweit Bürgschaft leisten wollen, als

ſie ſelber nicht müde werden wollen, für die Rettung der Seele des Kindes zu ſorgen. Die Wiedergeburt eines Menſchen beginnt von der Zeit ſeiner Taufe an, durch die Sorge der Gläubigen; ſind nun aber Viele von Denen, die auf Chriſtum getauft ſind, doch keine Glieder des Gottesreiches, ſo iſt es eben nur darum, daß der heilige Geiſt die angefangene Wiedergeburt nicht vollendet hat. Und die Verantwortung dafür fällt dann auf die Getauften ſelbſt."

„Laßt mich," fiel hier Schulenburg ein, „eine unverſtändige Frage thun. Wenn ich auch nicht, wie einſt einige Chriſten zu Epheſus, ſagen kann: Ich habe nie gehört, ob ein heiliger Geiſt ſei, ſo möchte ich doch Euch fragen, was der heilige Geiſt eigentlich thut?"

„Darauf," erwiederte Arndt freundlich, „kann Euch Niemand beſſer, als unſer Luther, Antwort geben. Der heilige Geiſt *berufet* die Menſchen zum Eintritte in's Gottesreich; er erwirkt in des Menſchen Seele das Verlangen nach einer Seligkeit bei Gott dadurch, daß er die Aengſtlichkeit und Unzureichenheit des irdiſchen Lebens ſie kennen lehrt. Er *ſammelt* die Menſchen zum gemeinſamen Eintritte in's Gottesreich; er führt die erlöſungsbedürftigen Seelen alle zuſammen, eben durch das gemeinſame Bedürfniß, damit ſie ſich gegenſeitig helfen und fördern und eine ſichtbare Gemeinde des Herrn bilden ſollen. Er *erleuchtet* die Menſchen zu ihrem Eintritte in's Gottesreich; er läßt ſie den wahren Zu-

ſtand ihres Herzens, er läßt ſie die Hülfe erkennen, welche ihnen eigentlich noth thut, er giebt ihnen das rechte Verſtändniß des Evangeliums und ſchließt die innere Wahrheit der Erlöſung auf, welche durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt. Der heilige Geiſt heiliget die Menſchen auf ihrem Wege zum Gottesreiche; er reißt die Seele immer mehr von den Banden des ſinnlichen und ſündlichen Lebens los, er zerſtört das natürliche und gottesfeindliche Wohlgefallen an der Luſt der Welt, und legt dafür die ſüße Liebe zu Gott und ſeinem Worte, und die Seligkeit eines Friedens mit Gott in's Herz. Und er erhält dieſe Alle, die er berufen, geſammelt, erleuchtet und geheiligt hat, in der Gemeinſchaft des Glaubens an Chriſtum; er ſchlingt das unſichtbare Band der Kindſchaft bei Gott um alle Seelen auf Erden, wie im Himmel, welche die Erlöſung durch Chriſtum gefunden haben, er erhält ſie, wie ſehr ſie auch ſichtbarlich getrennt und zerſtreut leben mögen, doch Alle in Einer Gemeinde des Herrn und weihet ſie dadurch zu eigentlichen Gliedern des Gottesreiches, daß ſie nicht wieder abfallen mögen. Und das ſind die Wiedergebornen."

„Und dies Alles," ſetzte Pfarrer Ebert hinzu, „nicht durch äußere Macht und Gewalt, durch keinerlei Zwang!"

„Nimmermehr," verſicherte Arndt. „Die Gnade Gottes wirket frei. Sonſt wäre ja die heilige Taufe ein Sicherheits-Brief zum unabweislichen Eintritt

in's Gottesreich auch für Den, der keine neue Creatur in Chriſto würde; ſonſt müßten ja alle auf Chriſtum Getaufte ohne Weiteres ſelige Kinder Gottes ſein, und die Kindertaufe wäre ja in des Prieſters Hand ein wahres Gottesgericht und Gotteswerk. Der heilige Geiſt wirket frei wie die Gnade Gottes, nach dem bildlichen Ausdrucke unſeres Herrn: Der Wind bläſet, wo er will und du höreſt ſein Sauſen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Alſo iſt ein Jeglicher, der aus dem Geiſte geboren iſt."

„Dies Wort iſt mir noch dunkel," ſagte Schulenburg. „Das klingt ſo geheimnißvoll, daß man ſich gar nicht recht getrauet, es erklären zu wollen!"

„Nicht doch, mein theurer Freund, entgegnete Arndt lächelnd. „Ein Menſch wird wiedergeboren, obgleich er den Weg ſeiner Wiedergeburt weder mit den Augen ſeines Leibes noch ſeines Verſtandes überſchauen kann und es nicht begreift, wie Solches eigentlich zugegangen iſt."

„Sollte das wirklich nicht möglich ſein?" ſagte der alte Soldat

„Gewiß nicht!" antwortete der Hausherr. „Wiſſet Ihr denn, wie nur die natürlichen Gedanken in's Herz kommen? Wiſſet Ihr, wohin ſie Euch führen werden? Unmöglich! die Gedanken ſind plötzlich da und erfüllen und regieren die Seele. Alſo wirket auch der heilige Geiſt. Wir können wohl das Schickſal, das Ereigniß unſeres Lebens nennen, in welchem

und ſeit welchem es beſſer mit uns geworden iſt, ja wir können oft ſogar die Stunde bezeichnen, in welcher es plötzlich hell in uns geworden und die Binde von unſern Augen gefallen iſt, — aber das iſt auch Alles. Wer will den Weg ſeiner Gedanken verfolgen, bis er auf den erſten zurückkommt? Und wer will, auch wenn er den erſten Gedanken gefunden hätte, nachweiſen, wie, auf welche Weiſe, aus welcher Quelle eben dieſer erſte Gedanke in's Herz gekommen iſt? Das Wirken des heiligen Geiſtes iſt demnach geheimnißvoll, obgleich frei; Niemand vermag zu beſchreiben, wie er wiedergeboren worden iſt; er weiß nur, daß er es iſt, und das iſt Alles. Wer möchte auch ſo kühn, ſo verwegen ſein, die Wege Gottes und ſeines heiligen Geiſtes in ihrem Anfange und Ende erklären zu wollen? Wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer iſt ſein Rathgeber geweſen? — Klingt euch, mein edler Herr, das Wort unſeres Herrn zu Nicodemus, nun noch ſo geheimnißvoll, daß es Euch unverſtändlich bleibt?"

„Nein!" verſicherte dieſer ernſt und ſetzte hinzu: „Ich habe auch zugleich auf's Neue erfahren, daß nur Der, welcher ſelber wiedergeboren iſt, Andern erklären kann, was die Wiedergeburt iſt. Ich kann es nun recht wohl begreifen, warum die Menſchen Euch einen Schwärmer, einen Enthuſiaſten, einen Weigelianer heißen. Sie ſind gerade, wie Nicodemus, und können ſich nicht in die Tiefe eines wiedergeborenen Herzens verſetzen,

und nennen Thorheit, was ihnen ſelber noch unerſchloſſen iſt!"

Hier trat eine tiefe Stille ein, welche der Pfarrer endlich dadurch unterbrach, daß er aufſtand und ſprach: „Was gäbe ich darum, könnte ich wenigſtens allwöchentlich einen ſolchen Abend erleben. Nehmt, theuerſter Herr Amtsbruder, meinen und meines Freundes beſten Dank für Eure freundliche Aufnahme und noch mehr für Euer erbauliches Wort. Wenn meine Kirchkinder nur halb ſo erleuchtet und erwärmt aus meiner Predigt gingen, als wir von Euch, ich wäre ein glücklicher Mann!"

„So wollt Ihr wirklich," fragte die Hausfrau, „zu ſo ſpäter Nachtzeit uns verlaſſen? Bleibt doch bei uns, liebe Herren! Können wir Euch auch keine vornehme Herberge bieten, ſo doch ein geruhiges Gemach. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund; ſo bleibet bei uns!"

„Leider," entgegnete Paul Neitze, der Geheimſchreiber, iſt in jetziger Zeit der Tag noch weniger des Wanderers Freund, als die Nacht. Eben unſere Sicherheit erfordert es, daß wir in der Nacht kommen und gehen!"

„Sagt einmal, Herr Geheimſchreiber," fiel der Herr von der Schulenburg in faſt vertraulichem Tone ein, „Ihr ſeid Eurer Sprache nach kein Braunſchweiger. Darf ich fragen, aus welchem Lande Ihr ſeid?"

„Ich bin aus Sachſen, gnädiger Herr!" antwor-

tete Neitze. „Ein kleines erzgebirgisches Städtchen ist mein Geburtsort!“

„Das dachte ich mir doch bald!“ rief Schulenburg aus. „Eure Sprache hat so etwas Herzliches und Gutmüthiges, wie man's nicht unter unserm Volke findet. Das lautet Alles, als sänget Ihr in Eurem Herzen dazu. Das mag auch von Euren Bergen kommen, von den edlen Adern in Euren Bergwerken. Nehmt nun eine zweite Frage auch noch so freundlich auf. Ihr sprechet von der großen Gefahr, in jetziger Zeit des Tages auf der Landstraße nach Wolfenbüttel zu wandern. Es ist schlimm genug, daß Ihr Recht habt, und obgleich Ihr des Herzogs Geheimschreiber seid, so werdet Ihr doch es von Herzen mit mir beklagen, daß der durchlauchtigste Herzog gegen unsere Stadt so feindselige Maßregeln hat einschlagen müssen. Man spricht viel von dem großen Damme an der Oelper-Mühle, der die Ocker stauen und in die Stadt zurücktreiben soll. Verrathet Ihr ein Geheimniß, wenn Ihr uns davon etwas Genaueres mittheilt?“

„Nein, edler Herr!“ antwortete Paul Neitze. „Die Sache wird, und muß ja so öffentlich betrieben werden, daß von den Thürmen dieser Stadt aus Alles übersehen werden mag. Der Damm ist nun allerdings fertig, da etliche Tausend Menschen mehrere Tage lang Tag und Nacht daran gearbeitet haben, trotzdem daß das Geschütz von den Mauern dieser Stadt sie davon vertreiben wollte. Der Damm

iſt vier und zwanzig Werkſchuh hoch, und ſo berechnet, daß er das Waſſer bis in das oberſte Stock der größten Häuſer zurücktreiben kann; er iſt an fünfzehnhundert Schuh lang und einhundert und zwanzig Schuh breit, und hat eine Bruſtwehr von fünf Schuh in der Dicke. Unten am alten Arme der Ocker iſt ein zweiter Damm errichtet, der an vierzig Schuh hoch iſt. Der Raum zwiſchen beiden Dämmen iſt mit Thon und Ockergrand ausgefüllt, und von beiden Seiten nach Vorn und Hinten mit Pfählen und Faſchinen verwahrt. Welch veſten Halt dieſe haben müſſen, könnt Ihr daraus abnehmen, daß an ſechshundert Fuder der ſtärkſten Ruthen dazu verwendet worden ſind. Auch iſt an der Seite zwiſchen der ölper Schanze und dem Damme eine, ſechs und dreißig Schuh hohe Schleuſe angebracht, deren vier Schutzbreter auf- und zugezogen werden können, und worüber eine Brücke für Reiter und Wagen gelegt iſt!"

„Das lautet ja ſchrecklich!" rief Schulenburg aus. „Der Herzog hat alſo nichts Geringeres im Sinne, als die Stadt mit Mann und Maus zu erſäufen!"

„Glaubet mir," ſagte der Geheimſchreiber, „daß der edle Herzog nur ſchwer an die Ausführung dieſes Werkes gegangen iſt, und es zuletzt nur gethan hat, weil er ſah, daß die Stadt durchaus nicht zum Gehorſam zu bringen iſt. Auch mag ich es Euch nicht verhehlen, daß mir ſelbſt das Herz dabei blutet, wenn ich an die Noth und den Jammer denke, der in Kurzem über die unglückliche Stadt kommen wird. Viel-

leicht ſchon morgen wird der Herzog Befehl geben, die Schleuſen zuzuſetzen. Ja, daß ich nichts verhehle: ich bin deshalb heute noch aus gut meinendem Herzen zu Euch gekommen, ehrwürdiger Herr Arndt. Euer Wort hat eine gewaltige Kraft; vielleicht daß es Euch gelingt, den Rath und die Bürgerſchaft noch zur Nachgiebigkeit gegen den Herzog zu beſtimmen und die große Gefahr abzuwenden!"

„Ach wie gerne thäte ich das, wenn ich's vermöchte!" entgegnete Arndt. „Mein Wort gilt wenig oder nichts bei den aufgeregten Gemüthern. So ſehr der Rath und die Bürgerſchaft mit einander im Streite liegen, ſo ſind ſie doch beide darin einig, dem edlen Herzoge zu trotzen. Noch geſtern, als ich zu einigen Bürgern über die nahende Gefahr redete, ſpotteten dieſe darüber und ſagten: Das Waſſer würde ihnen vielleicht ein wenig in die Pantoffeln laufen oder wohl auch die Mäuſe in ihren Löchern ertränken, und dafür würden ſie dem Herzoge noch dankbar ſein. Und als ich gegen einen Rathsverwandten Friedensvorſchläge zu thun wagte, wurde mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, ob ich nicht vielleicht in heimlichem Dienſte des Herzogs ſtehe. Glaubet mir, lieber Herr, in ſolcher böſen Zeit, wo die Leidenſchaften glühen, iſt des Predigers Wort eine Stimme in der Wüſte. Ich meine auch, der Herr hat unſerer Stadt dieſe aufgehende Noth lange behalten! Gott gebe, daß durch leibliche Trübſal das Herz in ſeiner Hoffart gebrochen und ſeinem Gott

und Herrn unterthan werde. Ich kann in solcher Trauerzeit nichts thun, als still mit tragen und die Trauernden trösten!“

„Gott wende Alles zum Besten!“ rief hier der Pfarrer Ebert aus. „Lasset aber mir, ehrwürdiger Herr Amtsbruder, und meinem lieben Freunde die trostreiche Zuversicht, daß wir, obgleich der unglückselige Streit zwischen unserm edeln Herzog und der Stadt Braunschweig uns gewissermaßen als Feinde gegenüberstellt, doch von Herzen Freunde und Genossen in dem Herrn und seiner Werke bleiben werden. Lasset uns mit dieser Hoffnung als dankbare Gäste und Fremdlinge Euch verlassen!“

„Wie arm und elend wäre der Herr und sein Wort,“ sagte Arndt, „wenn es nicht über allen Streit der Menschen wie eine Friedensfahne sich ausbreitete und sie Alle unter seinem heiligen Schutze versammelte. Lasset uns scheiden mit dem Gesange der Engel über des Heilands Geburt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Hierauf nahmen die beiden Freunde mit herzlichem Händedruck Abschied und verließen fast gegen die Mitternachtsstunde das gastliche, stille, friedliche Pfarrhaus.

Capitel 3.

Der Tod des Sünders.

Ich will nun gerne ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe.
1. Moſ. 46, v. 30.

Es war am 26. November um die Mittagszeit, als Arndt, der eben mit den Seinen ſich zu einem einfachen Mahle niederſetzen wollte, von der Magd benachrichtet wurde, daß ein Bürger ſehr dringend mit ihm zu ſprechen wünſche. Augenblicklich begab ſich der Seelſorger zu dem harrenden Manne, und ihn erblickend, rief er aus: „Meiſter Boſſen, Ihr ſeid es! Was führt Euch zu mir?“

„Diesmal fremde Noth, ehrwürdiger Herr!“ antwortete Boſſen. „Ich komme eben von Sanct Leonhardi, wohin mich ein Kranker oder vielmehr ein Sterbender hat rufen laſſen: Meiſter Zacharias Lüders, der Knochenhauer von der Ritterſtraße.“

„Was ſagt Ihr?“ rief Arndt erſchrocken aus. „Redet Ihr von Lebenden oder von Todten? Iſt nicht Meiſter Lüders am Tage des Ueberfalls als erſtes Opfer gefallen?“

„Das hat man allerdings allgemein geglaubt,“ berichtete Meiſter Boſſen; „aber der unglückliche Mann hat ſich, nachdem die Herzoglichen in die Stadt eingedrungen waren, mühſam wieder erhoben und ſich, faſt auf Händen und Füßen bis in das nahegelegene Siechenhaus geſchleppt. Dort haben die armen, kranken Leute, die ſelber ſo hilfsbedürftig ſind, ſich ſeiner angenommen. Die ihm vom Trompeter Jürgen beigebrachte Wunde iſt zwar tief eingedrungen, ſcheint aber nicht die edelſten Theile getroffen zu haben. Kurz, der arme Mann hat ſich dieſe ſechs Wochen lang zwiſchen Tod und Leben erhalten; aber nunmehr ſcheint es allerdings, daß ſeine letzte Stunde bald, wohl heute noch ſchlagen wird. Er hat nun nach Euch dringend verlangt, und bittet, ſo er deſſen würdig wäre, noch um das heilige Abendmahl! Die Noth iſt allerdings groß, und die Hilfe könnte zu ſpät kommen!“

Noch ehe Meiſter Boſſen ausgeredet hatte, war Arndt ſchon fertig, ihn augenblicklich zu begleiten; und Beide nahmen ihren Weg nach dem Aegidienthore, vor welchem das Siechenhaus St. Leonhardi lag.

„Wie kommt aber Ihr dazu, Meiſter Boſſen, daß Ihr Euch des Mannes annehmet?“ fragte der Pfarrer.

„Die Hand des Herrn hat mich hingeführt," antwortete der Hutmacher. „Ich wurde dieſen Morgen von dem Krankenwärter aufgeſucht, weil mich Jemand zu ſprechen wünſche. Als ich nun hinaus komme, und in dem Kranken den Meiſter Lüders erkenne, fährt ein Schreck durch meine Glieder; denn ich hielt dieſen Mann für todt. Nun erfuhr ich freilich, wie Alles geſchehen war!"

„Ihr ſagt," warf Arndt ein, „die Hand des Herrn habe Euch hinausgeführt; wie meint Ihr das?"

„Ich hätte," antwortete Boſſen, „freilich lieber ſagen ſollen: das erwachte Gewiſſen des Sünders. Ich gehörte, wie Euch, ehrwürdiger Herr, vielleicht bekannt geworden iſt, zu den fünf Bürgern, welche an jenem unheilvollen Sanctgallitage die Wache am Aegidienthore hatten. Meiſter Lüders war immer — daß ich's ſagen muß, thut mir herzlich leid, — ein Verächter von Gottes Wort geweſen und verbrachte ſeine Zeit nur mit Trinken und Spielen. Auch an jenem Unglückstage trieb er mit Gott und mit ſeinem heiligen Wort ſündhaften Spott und höhnte mich, daß ich anders dachte, als er. Nun traf ihn mitten in der Finſterniß ſeiner Seele der Todesſtreich; aber es ſcheint, als ob die Gnade Gottes ihn nicht habe wollen verloren gehen laſſen. Viele Wochen lang hat er beſinnungslos im Siechenhauſe gelegen, bis vor etwa vierzehn Tagen; da ſoll ſein erſtes Wort ein ſchmerzlicher Ausruf zu Gott um Gnade und Vergebung ſeiner Sünden geweſen ſein. Da hat er auch

heute früh meiner sich erinnert und herzlich nach mir verlanget, und als ich ihn fragte, ob er sich nicht mit seinem Gott versöhnen wollte, hat er mit Thränen im Auge Euch genannt, lieber Herr!"

Die Beiden standen jetzt am Eingange des Siechenhauses, wo der Wärter bereis ihrer harrte. Dieser führte sie eine Treppe hoch in ein kleines Gemach, wo in einem Bette sich der Sterbende befand.

Welch ein Anblick! Der sonst so starke, rüstige Mann war bis zum Skelett abgezehrt und nur noch mühsam wiederzuerkennen. Sein Athem war kurz und ängstlich, und in seinen welken, schon halb erloschenen Augen drückte sich die Angst seines Herzens so deutlich aus, daß Arndt von dem innigsten Mitleide ergriffen wurde.

„Ihr habt," fragte er ihn, „nach mir verlangt, Meister Lüders?"

Der Kranke nickte ein wenig mit dem matten Haupte, reichte die Hand und sagte dann: Ehrwürdiger Herr, ist es noch Zeit?"

„Wozu?" fragte Arndt.

„Mich mit Gott zu versöhnen," antwortete der Kranke.

„O gewiß!" versicherte Arndt freundlich. „Wenn Euch Eure Sünden herzlich leid thun und Ihr Glauben habt an Jesum Christum, so wird es auch noch für Euch, wie für alle reuige Sünder, Gnade geben!"

„Ich habe in meinem Leben viel Böses gethan," fuhr nun Lüders fort. „Vieles mit Widerstreben gegen

Gott, Vieles auch in meiner Unwissenheit und Thorheit, was ich erst jetzt einsehe. Sagt mir, was muß ich thun, daß ich selig werde?"

„Buße thun und an das Evangelium glauben," antwortete Arndt!"

„Herr," sagte der Kranke, „ich weiß nicht, was Buße thun heißt!"

„Vielleicht verstehet Ihr's doch," entgegnete Arndt im herzlichen Tone. „Sagt mir, erkennet Ihr's, daß Euch Gott in Eurem Leben viel und große Wohlthaten gethan hat?"

„Ach ja," antwortete Lüders. „Ich habe zwar lange genug daran gezweifelt, aber in dieser meiner Krankheit ist mir's klar geworden. Was ich als einziges Verdienst meiner Hände Werke angesehen habe, mag wohl nichts als Wohlthat Gottes gewesen sein."

„Und meint Ihr, daß Ihr dieser Wohlthaten aller würdig gewesen seid?" fragte der Pfarrer.

„Wohl nicht," antwortete der Kranke zögernd.

„Also," fuhr Jener fort, „erkennet Ihr Eure Unwürdigkeit an? Das heißt, Ihr verleugnet Euch selbst, Ihr hasset Euch selbst, und Ihr nehmet Euer Kreuz auf Euch und folget Christo nach?"

„Ich verstehe nicht Alles, was Ihr sagen wollt," entgegnete Lüders; „aber was Ihr von dem Kreuze redet, das ist wahr. Es ist mir oft sehr schlecht ergangen; ich bin oft krank gewesen, schlechte Menschen haben Uebels von mir geredet, es ist mir nicht immer leicht geworden, mein tägliches Brot zu verdienen,

ich habe viel Aerger und Verdruß gehabt und habe vielfachen Schaden erlitten. Aber ich habe es immer so hingehen lassen und bin niemals klagbar geworden bei der Obrigkeit."

„Armer Mann," rief Arndt schmerzlich aus, „und das nennt Ihr: Euer Kreuz auf Euch nehmen und Christo nachfolgen? Die weltliche Trübsal und Widerwärtigkeit ist das Geringste am Kreuze Christi; auch möchtet Ihr an allen Dem, worüber Ihr klaget, weniger unschuldig sein, als Ihr meint, wenn Ihr die Sache ehrlich untersucht. Das rechte Kreuz Christi ist die innerliche Reue und Buße und die Tödtung des Eigenwillens; jedes Leiden, das man um Christi willen auf sich nimmt, das ist Christi Kreuz. Habt Ihr nun in den Tagen Eurer Krankheit still und geduldig ausgehalten um Christi willen? Habt Ihr Euren Feinden und Widersachern vergeben, Eure Verleumder mit Sanftmuth getragen, Eure tägliche Arbeit fleißig und freudig verrichtet, Alles um Christi willen? Habt Ihr die Trübsal, die Euch getroffen hat, als eine strafende Gnade Gottes hingenommen, die zu Eurer Besserung dienen sollte? Habt Ihr es Euch gesagt, daß alle Leiden, die Euch getroffen haben, um Eurer Sünde willen noch viel zu klein und gering gewesen sind?"

Lüders schwieg auf diese Frage und blickte tiefsinnend vor sich hin.

„Ihr verstandet es nicht," fuhr Arndt fort, „was es heiße: Sich selbst verleugnen und sich selbst hassen.

Nun das heißt: seinen eignen Willen brechen, seine Eigenliebe beſiegen, nicht ſeine eigene Ehre ſuchen, und ſich zu gering halten aller Treue und Barmherzigkeit Gottes. Das heißt, ſeine ſinnlichen Lüſte und Begierden bekämpfen, alle böſen Gedanken aus dem Herzen treiben, und in Gedanken, Worten und Werken die Gebote Gottes erfüllen. Man ſagt von Euch, Ihr ſeid ein Trinker und Spieler geweſen; habt Ihr auch nur ein einziges Mal gedacht, daß dies eine ſündhafte Verwendung der Zeit iſt, die leiblich und geiſtig Schaden bringt, und habt Ihr nur ein einziges Mal zu Euch geſagt: Ich will heute weder trinken noch ſpielen, weil es gegen Gottes Gebot iſt, und weil ich meinen Herrn Chriſtum lieb habe?"

„Nein, ach nein — niemals!" ſagte der Kranke mit ſchmerzlichem Tone.

„Und warum habt Ihr's nicht gethan?" fragte Arndt weiter. „Weil Ihr niemals daran gedacht habt, daß Ihr ein ſündiger Menſch ſeid, und daß Ihr Euer leibliches Wohlſein, Eure Rettung in Gefahr, Euer tägliches Brot nur der Gnade und Barmherzigkeit und der Langmuth Gottes verdanket, der nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Wahre Buße demüthiget von Herzen. Denket an den verlornen Sohn, der in ſeiner Reue und Buße ſich nicht werth achtete, daß er ſeines Vaters Sohn hieße, ſondern wollte gern ein Knecht und Tagelöhner ſeines Vaters ſein. Denket

an das cananäiſche Weib, welches, einem Hündlein gleich, ſich mit den Broſamen von des Herrn Tiſche begnügen wollte. Denket an Petrus, der zum Herrn ſprach: Gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch, und nicht werth, daß du bei mir bleibeſt. Denket an Paulus, der bei aller ſeiner Glaubenstreue und Liebe zu Chriſto doch ſich nicht werth hielt, daß er ein Apoſtel heiße. Sehet mein Freund, das iſt ein zerbrochnes und zerſchlagenes Herz und ein lebendiges Opfer Gottes. Habt Ihr nun ſolches Opfer Gott dargebracht?"

„Nein, niemals," wiederholte der Kranke und faltete die Hände über ſeiner Bruſt. „Ach, warum muß ich das ſo ſpät erkennen! Herr, mir thut es in der Seele weh, wie noch niemals!"

„Das iſt mir ein frohes Wort, das Ihr mir verkündigt," ſagte Arndt mit freudigem Angeſichte. Eure Buße wäre keine rechte, wenn Ihr nicht ſolchen Schmerz und Traurigkeit empfändet. Eben weil Ihr Gottes Thun an Euch als lauter Liebe und Gnade, als lauter Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erkannt habt, ſo fühlet Ihr's, daß Ihr mit Euren Sünden Gott beleidigt habt. Wenn uns Gott je Etwas zu Leide gethan hätte, ſo wär es kein ſo groſſes Wunder, wenn wir ihn haſſeten. Aber ſo giebt er uns ja nur alles Gute: Leib und Leben, Speiſe und Trank, Kleidung und Obdach, und Arznei in der Krankheit; — er vergiebt uns unſere Sünden, wenn wir uns nur zu ihm bekehren wollen, er hat

uns seinen lieben Sohn geschenkt und gibt uns seinen heiligen Geist; er ist unser Vater und nimmt uns in Christo zu seinen Kindern an; — und dennoch beleidigen wir ihn und hassen ihn. Meister Lüders, sagt mir, wäre es nicht eine schandbare Bosheit, Den zu tödten, der uns das Leben gibt, Den zu schlagen, der uns in seinen Armen trägt und uns in seinem Schooße hält, Den zu verachten, von welchem wir alle Ehre haben und Den zu verleugnen, der uns als sein Kind aufgenommen hat?"

„Ach, lieber Herr," fiel der Kranke ein, „vernichtet mich nicht ganz mit Eurem Worte! Das habe ich doch zeit meines Lebens nicht gedacht, daß ich so schwer an Gott gesündigt hätte. Ach, wer giebt mir einen Trost in solcher Noth?"

„Gott selbst, mein lieber Freund," antwortete Arndt beruhigend. „Der Gott, der das Herz mit seinen Pfeilen verwundet, der heilt es auch wieder; der da tödtet, der macht auch wieder lebendig. Eben daß es Euch so schmerzlich weh thut, daß Ihr Gott, der doch das höchste Gut und die höchste Liebe ist, so sehr beleidigt habt, das ist ein Zeichen Eurer wahrhaften Reue und Buße. Ohne solche herzliche Reue und Buße gibt es keine Vergebung der Sünden. Denn wie kann die Sünde vergeben werden, welche Einem nie leid gewesen ist? Wäre es nicht ein verkehrter Handel, sich der Leiden Christi zu trösten und doch in der Sünde bleiben, um welcher willen Christus hat sterben müssen? Ohne Buße

hilft der ganze Chriſtus nichts; denn eben die Buße iſt der Anfang des Chriſtenthums. Ihr dürfet Euch darum nicht wundern, wenn Ihr bisher das rechte, wahre Chriſtenthum im Glauben und Leben des Sohnes Gottes für eine Thorheit und Aergerniß gehalten, und Diejenigen gehöhnt und geſcholten habt, die es ernſtlich damit meinen; es iſt eben nur des Mangels an Erkenntniß Eurer Sünden willen, wobei Ihr nimmermehr zur Reue und Buße habt kommen können. Von allen Denen, welche das Wort Gottes gering ſchätzen, iſt auch nicht Einer, der auch nur einmal zu ſich ſpräche: „Ich armer Menſch, ich armer Sünder!“ — Verſteht Ihr nun, was es heißt: Buße thun?“

„Ja, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meiſter Lüders, tief in ſich verſunken, und fuhr, als gäbe er ſich ſelber Rechenſchaft, mehr mit ſich ſelbſt redend fort: „Das ganze Herz muß anders werden und ſich zu dem Herrn bekehren. Ach, warum ſo ſpät, warum erſt auf dem Todesbette? Mag auch die herzlichſte und ſchmerzlichſte Reue ein ganzes in Irrthum und Sünden vollbrachtes Menſchenleben aufheben und gut machen können? Wie würde ich nun jetzt leben und wandeln! Wie würde ich nun meine Arbeit thun und mich meines Gottes freuen! — Ehrwürdiger Herr, ſteht nicht in der Schrift, daß der Baum, welcher nicht gute Früchte bringet, abgehauen und in's Feuer geworfen werden ſoll?“

„Allerdings," versicherte der Seelsorger. „Und ist Euch dieß Wort ein Schrecken?"

„Ja, ein Todesschrecken!" rief der Kranke aus. „Bin ich nicht der Baum, der keine Früchte bringt? Ja, wenn Gott mir neues Leben gäbe und noch ein Jahr mir zusetzte, so könnte ich Früchte bringen; aber der Baum ist vertrocknet und halb erstorben!"

„Nein, nicht also!" entgegnete Arndt. „Der Baum, von welchem der Herr redet, ist nicht der vergängliche, zerbrechliche Leib, der im Tode stirbt und verwesel, sondern die Seele. Eure Seele war allerdings vertrocknet und halberstorben, und die Gefahr, von welcher der Herr spricht, Euch nahe gekommen; aber ist nicht jetzt ein neues Leben in Euch? Ist Euer Herz nicht frisch und neu? Gleichet Ihr nicht einem halbvertrockneten, dem Ersterben nahen Baume, dessen Wurzeln plötzlich wieder neue Kraft bekommen, und dessen Zweige überall Keime und Augen ansetzen?"

„Ja," sagte der Kranke. „Es ist der Johannissaft, der in den erstorbenen Baum tritt; der mag wohl Blätter treiben, aber keine Früchte!"

„Es ist mir lieb, daß Ihr vom Johannissafte redet!" sagte Arndt mit fröhlicher Stimme. „Ist nicht eben der Johannissaft ein Zeugniß des wiedererwachten Lebens, eine Bürgschaft dafür, daß der Baum nun wirklich von seinem drohenden Tode gerettet ist? Lasset es immerhin den Johannissaft sein, mein theurer Freund; Johannes der Täufer ist ein liebes Vor-

bild für Euch. Dieser sagte: „Christus muß wachsen und ich muß abnehmen.“ Sehet, das ist Euer Bild! Je mehr Ihr selber abnehmet, je tiefer Ihr Eure Niedrigkeit fühlt und alle Hoffart und Eigenliebe, alle Gerechtigkeit, mit der Ihr Euch bisher selber gerecht gemacht habt, — je mehr Ihr dies Alles brechet und Euch demüthiget, desto mehr wächst Christus in Euch! Ach danket doch dem Herrn von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen Euren Kräften, daß noch zur Johannis-zeit, zur letzten Zeit der Langmuth und Barmherzigkeit Gottes, das neue Leben in Euch erwacht ist!“

„Aber die Früchte, die guten Früchte!“ rief der Kranke schmerzlich aus. „Kann dem Himmelsgärtner ein Baum in seinem Weinberge genügen, der nur Blätter trägt, aber keine Blüthen, keine Früchte?“

„Ihr seid nicht so Früchte leer, als Ihr fürchtet,“ tröstete Arndt. „Die Schrift sagt: die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundigkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Wohl habt Ihr nun recht, wenn Ihr meint, daß diese Früchte des neuen Herzens und Geistes in Leben und Wandel hinaustreten müssen; aber sind nicht viele dieser Früchte auch schon vorhanden in der neuen Kreatur, in dem bekehrten Herzen? Erfüllt nicht Freude an Gott und Friede und Geduld Eure Seele? Ist nicht eben die herzliche Reue und Buße eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt?“

„Ach," seufzte der Kranke, „wenn Ihr recht hättet, ehrwürdiger Herr!"

„Nicht ich habe Recht," entgegnete Arndt, „sondern das Wort Gottes, das heilige Evangelium, unser lieber Herr und Heiland, der allen wenigen und bußfertigen Sündern Gnade und Vergebung zugesprochen hat, der zu dem reuigen Schächer am Kreuze das trostvolle Wort sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" Sagt mir, mein Freund, glaubt Ihr von Herzen an Jesum Christum, daß er auch um Eurer Sünden willen am Kreuze gestorben und um Eurer Gerechtigkeit willen auferwecket worden ist?"

„Ach ja, von Grund meines Herzens!" antwortete der Kranke. „Was wäre ich für ein elender, unglücklicher, verlorener Mensch, wenn in meiner Noth nicht Christus mein Heiland und Erlöser wäre!"

„Nun sehet," fuhr der Seelsorger fort, „wenn Ihr in solchem Glauben des Sohnes Gottes lebt, wenn Ihr ganz und willig unter das Kreuz Christi flüchtet und mit Freuden und Frieden Euch sagen dürft: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — dann hat Christus auch Eure Sünden am Kreuze mit getödtet und Euch Leben und volle Genüge gebracht. Dann gilt Euch das Wort: Wer mir nachfolget, der wird nicht in Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Dann ist Christus die Versöhnung für Eure Sünden!"

„Ich habe nur noch," fuhr Arndt nach einer kurzen tiefen Stille fort, „zwei Fragen an Euch zu thun, ehe ich Euch das heilige Abendmahl reichen darf. Ihr hoffet Vergebung Eurer Sünden von Gott. Kennet Ihr das Wort: Vergebet, so wird Euch vergeben? Wollet Ihr allen Euern Widersachern und Beleidigern eben so herzlich und freudig vergeben, als Ihr hoffet, daß Gott Euch vergeben soll?" —

„Ach ja, tausend Mal gern!" antwortete der Kranke, während ein freudiges Lächeln über sein Todesantlitz sich ausbreitete. „Sagt meinem Gevatter, dem Trompeter Georg, der in seiner falschen Freundlichkeit mir den Tod bereitet hat, daß ich keinen Groll mehr gegen ihn habe. Ach, jetzt weiß ich's, warum er's gethan hat. Sein Herz war todt und erstorben, wie das meine; wie konnte er da wissen, daß er Böses thue? Gebe der gnädige Gott, daß der arme Mann noch lebt; vielleicht, wenn er hört und erfährt, daß ich ohne Groll gegen ihn gestorben bin, vielleicht rührt das sein Herz und bringt ihn zur bessern Erkenntniß."

„Euer Wort soll nicht verloren sein!" sagte der Pfarrer. „Ich werde, so anders Gott mir dazu behülflich ist, Euerm Mörder dies Euer Friedenswort verkündigen!"

„Wüßte ich doch," fuhr nun der Kranke fort, „daß auch alle Die, welche ich erzürnt und beleidigt habe, mir so herzlich vergeben, wie ich ihnen. Meister

Boſſen," wandte er ſich nun an dieſen: „von allen Sünden, die ich begangen habe, drückt mich keine ſo ſchwer und tief, als die ich an Euch begangen habe. Ach, ich wußte ja nicht, was ich that. Ich ſchmähte den Gott, den Ihr anbetetet, weil ich ihn nicht kannte; ich höhnte Eure Gottesfurcht, weil ich ſelber keine hatte; Meiſter Boſſen, könnt Ihr mir vergeben?"

„Ob ich kann?" fragte der Meiſter. „Ach, ich bin ja Euch niemals böſe geweſen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich keinen Groll gegen Euch im Herzen gehabt habe. Ich weinte über Euch und betete zu Gott für Euch — und nun, da ich ſehe, daß Gott mein armes Gebet erhört hat, nun iſt mir ja ſelber Heil widerfahren, — nun erfahre ich's ja durch Euch, daß auch ich Frieden habe mit Gott!"

„Gebt mir Eure Hand!" bat Lüders und drückte dieſe mit ſeiner letzten Kraft. „Ach," fuhr er dann fort, „wie kann ich Euch vergelten, was Ihr mir Gutes gethan habt?"

„Es iſt ſchon tauſendfach vergolten," entgegnete Meiſter Boſſen. „Hättet Ihr damals mich nicht ſo gering gehalten, ſo lebte ich ja heute nicht mehr. Aber daß Ihr eben, um mich zu demüthigen, wie Ihr meintet, mich in die Stadt ſchicktet, das entriß mich dem drohenden Tode. Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Nicht, daß ich darüber allein fröhlich wäre, daß ich noch lebe; es kann ja nur beſſer mit uns werden, wenn wir heimgehen zu dem Herrn, aber

daß auch mir Gott noch Zeit zur Buße und zum Wachsthum in seiner Gnade gegeben hat, das ist's, was ich Euch, als Werkzeug Gottes, ewiglich danken werde."

„Erkennet Ihr," fragte nun Arndt, „wie gut und gnädig Gott ist, wie wunderbar seine Wege sind, wie unbegreiflich seine Gerichte, und wie er doch immer Alles herrlich hinausführt? Ist nicht in seinem Reiche Alles so herrlich geordnet, daß Alles gut ist, was er thut? Ach, wie arm sind doch alle Menschen, welche den Wegen Gottes in ihrem Leben nicht nachspüren, und die wunderbare Weisheit und Gerechtigkeit nicht erkennen, mit welcher der treue himmlische Vater seine Kinder zu sich zieht! Und nun, mein Freund, noch eine Frage: Wollt Ihr Euch von nun an bis in alle Ewigkeit Christo, Eurem Herrn und Heilande weihen, und ein Glied seines heiligen Leibes werden?"

„Ja!" antwortete der Kranke; „wenn der Herr selbst mich nicht zurückweiset!"

„Das wird Er nicht thun, der gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen," sprach der Seelsorger und fuhr nun in feierlichem Tone also fort: „Gleich wie der Herr einst zu dem Kranken sagte: Stehe auf, dein Glaube hat dir geholfen! so verkündige ich es jetzt, als ein berufener und verordneter Diener und auf Befehl meines Herrn Jesu Christi, auch Euch: Stehe auf aus der Qual deiner Angst, dein Glaube hat dir geholfen! Dir sind deine Sün-

den vergeben im Namen des hochheiligen, dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!"

Stille Thränen benetzten die bleichen, abgezehrten Wangen des Kranken; aber sie waren Zeuge der Seligkeit eines Herzens, das in Christo zum Frieden mit Gott gekommen ist.

Der Krankenwärter hatte unterdeß einen Tisch vor das Bett des Kranken gebracht, ihn mit einem weißen Linnen bedeckt, ein Crucifix und zwei brennende Kerzen darauf gestellt und Brot und Wein zur Consecration vorbereitet. Eben aber, als Arndt an das heilige Werk gehen wollte, und bereits die Umstehenden zum Gebet aufgerufen hatte, erscholl auf einmal wildes, rohes Geschrei von Außen, und eine Anzahl von wohl zwanzig Reitern näherte sich dem Hause. Die Hälfte davon sprang von den Pferden und stürzte mit wildem Toben ins Haus.

„Heda! lustig!" schrie eine Stimme. „Das weiße Rößlein macht dem rothen Löwen einen Besuch! Tragt auf, was Ihr habt, und macht Eurem Gaste Ehre!"

Und bald darauf stürzten vier Männer, rohe Kriegsleute in des Herzogs Farben gekleidet, auch in das kleine Gemach, wo der kranke Lüders lag. Als sie die brennenden Lichter und den Priester in seiner Amtskleidung gewahrten, schraken sie einen Augenblick zurück und machten Miene, das Zimmer wieder zu verlassen. Aber Einer von ihnen hielt sie

zurück und sprach: „Wollt Ihr etwa vor einem Pfaffen Reißaus nehmen! Ein braver Reitersmann fürchtet weder den Teufel noch die Hölle, und hier wird nicht viel Besseres sein! Auf, heda, Pfaffe, ist Dein Wein gut? Gib ihn her, wir können ihn besser brauchen, als Du."

Und damit näherte er sich dem kleinen Tische, wo das Abendmahl des Herrn gehalten werden sollte. Arndt, für den Augenblick zitternd und zagend vor der rohen Gewalt der Kriegsleute, gewann doch bald die Macht des Wortes Gottes in seinem Herzen wieder. Mit ruhiger Würde wendete er sich zu dem Krieger und sagte: „Auch für Euch, mein Freund, soll dieser Kelch bereitet sein, wenn Ihr nach dem Mahle unseres Herrn Jesu Christi verlangt. Doch thut zuvor Eure Beichte!"

Der ruhige, fast kalte Ton, in welchem Arndt sprach, verfehlte seines Eindruckes nicht. Solche Antwort hatten sie ohne Zweifel nicht erwartet. Einer blickte den Andern verlegen an; aber es war ein flüchtiges Wehen des bessern Geistes, das bald spurlos wieder vorüber ging.

„Unsere Beichte wollt Ihr hören?" rief der Erste wieder aus. „Nun, damit können wir dienen! Ihr seid ein schurkischer Pfaffe, der die Leute betrügt. Was quält Ihr den Mann dort mit Eurem Gejammer! Laßt ihn verenden, wie er will. Behaltet Eure Schlüssel zum Himmelreich für Euch selbst, wir Andern wollen uns schon selber helfen! Das silberne

Wämmlein und Krüglein da, das gehört nur uns; das Andere mögt Ihr behalten!"

„Zurück!" rief nun Arndt im ernsten Tone dem Soldaten zu, der Miene machte, seine Hand nach den heiligen Gefäßen auszustrecken! „Weichet von hier, ihr Gotteslästerer! Wenn ihr auch diesen Herrn hier am Kreuze verschmähet und verspottet, er ist doch euer Herr und wird euch richten am jüngsten Tage! Verloren ist die Hand und die Seele, die sich frevelnd an dem Heiligen vergreifen will."

„Das wollen wir doch sehen," entgegnete der rohe Krieger mit kalter, teuflischer Ruhe, und zog sein Schwert. Damit drang er auf den Pfarrer ein, würgte ihn mit der Linken am Halse und setzte ihm mit der Rechten das Schwert auf die Brust.

„Siehst Du, Pfäfflein, wer Du bist?" rief der Soldat lachend aus. „Meinst Du, Deine schwarze Kutte soll einen ehrlichen Kriegsmann in Furcht jagen? Beichte Du jetzt, Du pfäffischer Hund und halte Deinen Himmelreichsschlüssel bereit, sonst möchtest Du in die Hölle fahren! Beichte, dann will ich Deine Absolution mit Deinem eigenen Blute besiegeln!"

„Um Gottes willen, Barmherzigkeit!" flehte jetzt der kranke, sterbende Lübers und versuchte sich in seinem Bette aufzurichten, sank aber sogleich kraftlos, athemlos wieder zurück.

Der Krankenwärter und Meister Bossen eilten dagegen dem gemißhandelten Pfarrer zu Hilfe, und wollten ihn der rohen Gewalt des Soldaten entreißen.

Als diese die übrigen Reiter sahen, zogen auch sie ihre Schwerter und drangen auf die unbewaffneten Helfer ein.

„Nun Pfäfflein," fuhr der Erste fort, „wirst Du bald beichten?"

„Gebt mich zuvor frei!" bat Arndt mit halb erstickter Stimme. „Ich bin ja in Eurer Gewalt, und Ihr sehet, ich vertheidige mich nicht. Gebt mich frei, damit ich reden kann!"

Der Soldat ließ nun zwar seine Hand los, mit welcher er den Pfarrer bisher gewürgt hatte, hielt ihn aber am Priesterrocke fest und das Schwert auf seine Brust gerichtet.

„Eine Bitte habe ich an Euch," sagte nun Arndt, so ruhig er es vermochte. „Mein Leben und Alles, was ich habe, ist Euer. Findet Ihr mich des Todes werth, nun so will ich gerne sterben; es geschieht ja nicht ohne Gottes Willen. Aber zuvor erlaubt mir, daß ich diesem sterbenden Manne hier das heilige Abendmahl reiche. Habt Mitleid mit dem Sterbenden! In wenig Minuten habe ich mein Amt verrichtet; dann thut mit mir, was Euch gefällt!"

Der Soldat blickte finster und hinterlistig vor sich hin. „Pfaffe," rief er aus, „Du willst Zeit gewinnen! Nichts da!"

„Thut es Kamerad!" fiel jetzt plötzlich einer der übrigen Reiter ein. „Er entgeht uns doch nicht, wenn er uns betrügen wollte. Was macht auch eines Pfaffen Blut!"

„Nun denn, so spielet Eure Comödie!“ sagte der Amtsgenosse und gab dem Pfarrer einen so kräftigen Stoß, daß derselbe fast zu Boden stürzte und sich nur mühsam an einem Stuhle noch aufrecht erhielt.

Aber der Geist des Herrn ist ein Geist der Kraft und des Muthes. Ohne daß Arndt nur einen Laut der Klage hören ließ, trat er vor den kleinen Tisch, faltete seine Hände und sprach: „Lasset uns beten!“

Der Wärter und Meister Bossen warfen sich auf ihre Kniee nieder, während der Kranke seine Hände über die Brust zusammenlegte. Die Soldaten dagegen stützten ihren Schnurrbart und spielten mit ihren Schwertern.

Arndt aber begann also:

„Herr Jesu Christe, du mein getreuer Hirt und Bischof meiner Seele, ich komme zu dir und bitte dich demüthiglich, du wollest mich durch wahren Glauben bereiten und zum würdigen Gaste dieser himmlischen Mahlzeit machen, wollest mich weiden auf deiner grünen Aue und mich zum frischen Wasser des Lebens führen und meine Seele erquicken mit dem Troste deiner Liebe und Gnade. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also ruft meine Seele, Herr, zu dir. Vor allen Dingen aber gib mir wahre, herzliche Reue und Leid über meine Sünde, hülle mich in das Kleid des Glaubens, durch welchen ich deine heiligen Verdienste ergreife und bewahre. Gib mir ein demüthiges und versöhnliches Herz, daß ich meinen Feinden von Herzengrund vergebe. Tilge

aus meinem Herzen alle Bitterkeit und Feindseligkeit, und pflanze dagegen in meine Seele Liebe und Barmherzigkeit, daß ich meinen Nächsten und alle Menschen in dir lieb habe. Ach, du lieber, treuer Arzt der Kranken, der du gesagt hast: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — siehe, ich komme beladen mit vielen Sünden! Nimm sie von mir! Reinige mich, erleuchte mich, suche mich, mache mich selig! Herr Jesu Christ, mein einiger Trost und meine Hilfe! Der du meine Krankheit hast getragen und bist um meiner Sünden willen verwundet! Du Lamm Gottes, der du trägst die Sünden der Welt, sei du meine Gerechtigkeit, meine Heiligung und meine Erlösung. Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir! Verlaß mich nicht in meiner letzten Noth, sondern hilf mir bald hin durch zum ewigen Leben! Amen."

Während dieses Gebetes war anfangs der Anführer der Reiter lärmend mit seinen großen Sporen auf und nieder gegangen; aber nach und nach ging er immer leiser und blieb zuletzt ganz stehen, und steckte sein Schwert finster und mürrisch in die Scheide zurück. Die übrigen Drei hatten dasselbe schon früher gethan.

Als nun Arndt jetzt noch sich auf seine Kniee nieder warf und das Vater unser betete, und sich dann wieder erhob, um die Consecration zu beginnen, wurde auf einmal die Thüre mit großer Hast geöffnet

und dann ſo heftig wieder zugeſchlagen, daß das ganze Haus erſchüttert ward.

Der rohe Soldat hatte das Zimmer verloſſen und ſtürmte lärmend die Treppe hinab. Die übrigen Drei folgten alſobald auch nach.

Der treue Pfarrer hatte ſich durch dies Geräuſch nicht im Geringſten ſtören laſſen, und nicht mit einem Blicke ſich darnach umgewendet. Er wußte nicht, was geſchehen war. Seine Seele redete mit Gott, was kümmerte ihn da des Leibes Wohl und Wehe! Als nun die heilige Communion geendet war, und der Kranke ſie nur mühſam noch genoſſen hatte, betete Arndt weiter und ſprach:

„Dank dir, herzlieber Herr Jeſu Chriſt, daß du mich mit deinem heiligen Leib und Blut geſpeiſet und erquicket haſt. Dank dir für deine Liebe und Treue bis zum Tode am Kreuze. Wie bin ich's werth, daß du dich meiner ſo gnädig erbarmet haſt! Ach, mein Erlöſer und Seligmacher! Lebe du in mir und ich in dir. Meine Seele iſt dein! Biſt du mein Leben, ſo iſt Sterben mein Gewinn. Ich eſſe oder trinke, ich ſchlafe oder wache, ich lebe oder ſterbe, ſiehe, ich bin bei dir und du bei mir. In dieſem Glauben laß mich einſchlafen, und am jüngſten Tage fröhlich auferſtehen und eingehen in die ewige Freude! Amen."

Darauf legte er ſeine Hand auf des Mannes Stirn und ſprach: Der Herr ſegne dich und behüte dich! der Herr erleuchte ſein Angeſicht über dich und

ſei dir gnädig! der Herr erhebe ſein Angeſicht auf dich und gebe dir Frieden!

Als er nun die Hand zurückzog, merkte er erſt, daß die Stirn kalt war, und die Augen des Kranken geſchloſſen. Und als er dann näher ſah und prüfte, da fand er, daß der Herr den ewigen Frieden gegeben hatte. Lüders war ſchon während des Gebetes ſanft und ſtill geſtorben, und Arndt hatte einen Todten eingeſegnet.

Die große Erſchöpfung, der Todesſchreck der rohen Kriegsleute, die Angſt um das Leben des theuren Gottesmannes, der ihn mit Gott verſöhnt hatte — dies Alles hatte ſein eignes Leben unerwartet ſchnell geendet.

„Wo ſind die Kriegsleute hin? fragte nun Arndt.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete Meiſter Boſſen, „Euer Wort, Euer Gebet hat ſie vertrieben! Ihr ſeid gerettet!"

„Mein Wort?" fragte Arndt mit ſchmerzlichem Lächeln. „Dieſer allein hat ſie vertrieben!" fuhr er fort, und deutete auf das Crucifix. „Das Kreuz des Herrn hat ſolche wunderbare Macht, daß es auch ſeine Verächter zu Boden ſchlägt! Herr Jeſu! Wie bin ich's armer Menſch denn werth, daß du dich meiner annimmſt!"

„Kommt nun, Meiſter Boſſen!" rief er dann dieſem zu, „und begleitet mich, ſo Ihr wollt, in die Stadt zurück. Ich fühle mit einem Male eine große Mattigkeit in meinen Gliedern. Es iſt, als hätte die

ſolige Freude mich leiblich niedergeſchlagen! Ich glaube, Eure Stütze wird mir wohl thun!"

Noch ehe Arndt aber das Zimmer verließ, tönte von unten herauf ein groſſes Jammern und Weinen; und als ſie durch's Fenſter ſahen, ſprengten die Reiter im wilden Galopp davon; ein Jeder bepackt mit Betten und andern Geräthen. Die Soldaten hatten geraubt und geplündert, was nur einigermaßen Werth hatte; denn als der Krankenwärter in die untern Gemächer trat, fand er die Kranken bis auf's Hemde entblößt und auf ihrem Strohe liegend.

„Herr Gott," rief Arndt mit Thränen im Auge aus, „wirſt du noch lange uns züchtigen? Soll des Krieges Gräuel das letzte Samenkörnlein deiner Furcht noch hinwegnehmen? Doch dein Name ſei geprieſen, auch in Noth und Tod, und du wirſt uns endlich herausreißen, und mit Ehren uns krönen!"

„Barmherziger Gott!" rief jetzt der Wärter aus. „Seht ihr die Feuerſäule dort, und dort, und dort! das groſſe Schützenhaus auf der Neuſtadt-Maſch ſteht ja in Flammen! Und dort am Wendenthore die Windmühle, und dort die Gartenhäuſer der Rathsverwandten! Das haben die Herzoglichen gethan! Fluch den Räubern und Mordbrennern!"

„Fluchet nicht!" ſagte Arndt. „Betet lieber, daß Gott ſich der verſtockten Gemüther erbarme und die Hoffart in ihren Herzen breche! — Kommt nur, Meiſter Boſſen, und reichet mir Euern Arm. Gebe Gott,

daß meine arme Anna nicht erſchrecke, wenn ich ſo matt und kraftlos zurückkomme!"

Es war auch ſonſt gut, daß der Meiſter Boſſen den von Todesangſt ermatteten Pfarrherrn geleitete; denn kaum waren ſie in die kleine Niederung nach dem Aegidienthore hin eingetreten, als ſich gewaltige Ströme Waſſers ergoſſen und den Weg zu einem rauſchenden Flußbette machten.

Der Herzog hatte vor wenig Stunden die Schleuſen zuſetzen laſſen, und die Ocker ſtauete an dem Rieſendamme und trieb ihre Fluthen in die Stadt zurück. Binnen wenig Stunden war das Waſſer ſchon ſo hoch angewachſen, daß keine Mühle mehr gehen konnte. Bald drang es auch in die Roßmühlen und in die Backöfen ein; und die Stadt hatte die doppelt entſetzliche Zukunft einer Waſſersnoth und einer Hungersnoth!

Capitel 4.

Der kranke Seelsorger.

Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Heiligen. Wer ſoll dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preiſen?
Offenb. Joh. 15, v. 3. 4.

Im Hauſe Arndt's ſah es trüb und traurig aus. Der treue, unermüdliche Seelſorger lag krank darnieder. Die von den rohen Soldaten erlittene Mißhandlung hat wohl ſeinen Geiſt nicht beugen können, aber der Körper war dem Todesſchrecken unterlegen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, und in wenig Stunden einen ſo gefährlichen Charakter angenommen, daß Alles zu fürchten war. Der Arzt Rabelthau wich ſeit zwei Tagen nicht von des Kranken Bette, eben ſo Frau Anna und Odilia. Auch der alte, treue Schulenburg war zugegen und ſuchte die weinenden Frauen zu tröſten.

Der Kranke ſelbſt konnte dies ja nicht mehr thun. Sein Angeſicht brannte wie Feuer; ſeine Augen waren geſchloſſen; er ſchien ſich nicht mehr um die Außenwelt zu bekümmern und antwortete ſeit vier und zwanzig Stunden auf keine Fragen, welche die bedrängte Gattin an ihn richtete.

„Stört ihn nicht," bat der Arzt. „Es thut nicht gut, in ſolchen entſcheidenden Augenblicken mit dem Kranken zu reden!"

„Um Gottes willen," ſprach die Hausfrau unter lauten Thränen, „ſagt mir, wird er ſterben?"

„Das weiß nur Gott," antwortete Rebelthau. „Für jetzt iſt's weder zum Leben noch zum Tode entſchieden. Eins jedoch gebietet mir meine Pflicht, Euch zu ſagen. Wenn der Kranke nicht binnen einer Stunde ein Zeichen des wiedererwachten Lebens von ſich giebt, dann kann nur Gott allein durch ein Wunder ihn retten. Länger kann der müde Leib den gewaltigen Kampf nicht ſiegreich kämpfen!"

„Barmherziger Gott und Vater!" rief Frau Anna mit lautem Schluchzen aus und ſank auf ihre Kniee nieder, und ſtützte ihr Haupt auf das Bette. „Ich kann die Todesbotſchaft nicht ertragen, ich ſterbe mit!"

„Ich bitte Euch, um das Leben Eures Gatten willen, mäßigt Euern Schmerz," ſagte der Arzt. „Stehet auf, theure Frau, begebet Euch in Eure Zimmer; Odilia und der edle Herr von der Schulenburg werden Euch begleiten. Geht und laſſet mich mit dem Kranken allein!"

„Ja kommt, liebe Mutter," bat Odilia. „Herr Nebelthau meint es gut mit Euch und mit dem armen Vater!"

Der Arzt und Schulenburg hoben nun die bis zum Tode matte Hausfrau auf und führten sie willenlos in's Nebenzimmer.

„Edle Frau," sagte Schulenburg zu ihr: „Vergesset nicht, daß Ihr Johannes Arndt's Ehegemahl seid. Sollte er, der in sich selber kein trostloses Herz kennt und in keiner Noth verzagt, sollte sein Glaube auch nicht in Euch lebendig geworden sein?"

„Ihr habt recht," antwortete die Gattin unter Thränen und mit gebrochner Stimme. „Ihr habt recht, ich muß dulden und schweigen."

„Und hoffen," setzte Odilia schnell hinzu. „Noch lebet Gott mit der Macht seiner Stärke!"

„Seid nur ruhig," fuhr Nebelthau bittend fort, „ich weiche nicht von Eures Gatten Bette und werde zurückkommen, sobald ich Euch eine Mittheilung zu machen habe!"

Darauf ging er in's Krankenzimmer zurück und schloß die Thüre hinter sich zu.

„Ihr wisset nicht, wie gut mein Johannes ist!" sagte nun die Hausfrau, deren Herz so voll war, daß sie sich aussprechen mußte. „Es sind nun über zwei und zwanzig Jahre, daß wir im Ehestande leben, und es hat in solcher Zeit auch nicht einen Tag, nicht eine Stunde gegeben, in welcher ich nicht ein durch ihn und in ihm glückliches Weib gewesen

wäre. Sein Wort und Thun ist lauter Liebe und Güte; wie ein Johannes hat er mich zum Glauben und zur Liebe im Herrn geführt. Was ich bin, was ich hoffe, danke ich ihm!"

Der alte Schulenburg, der das menschliche Herz kannte, freute sich still, daß die Hausfrau sich in solche Erinnerung ihres vergangnen Lebens verlor; er fühlte auch, wie nothwendig es sei, das arme Weib in solchen Gedanken zu erhalten, um ihren Schmerz zu lindern.

„Ihr sagt," fragte er, „es sei schon über zwei und zwanzig Jahre her, daß Ihr in den heiligen Ehestand getreten seid?"

„Allerdings," versicherte sie. „Es war am 31. October des Jahres 1583, daß wir unsern Bund am Altare des Herrn segnen ließen. Ganz Ballenstädt war meines Glückes voll!"

„Und Ihr kanntet Ihn schon früher?" fragte Schulenburg weiter.

„Ja wohl!" antwortete sie. „Mein guter, lieber Herr war damals, als er öfters zu meinen lieben, seligen Aeltern kam, freilich nur kurze Zeit in der Schule unseres kleinen Ballenstädt angestellt. Ob wir gleich keine gemeinsame Vaterstadt hatten, so wurden doch unsere Aeltern gar sehr befreundet; nur zwischen uns Beiden wollte es zu keiner rechten Freundschaft kommen. Mein Johannes saß immer zu Hause und las in seinen Büchern und zog sich von unsern Spielen zurück; und als er darauf

auf die hohen Schulen nach Helmſtädt, Wittenberg, Baſel und Straßburg ging, ſchien es, als ob das zweite Band unſerer Kindesfreundſchaft völlig gelöſet wäre. Ich hatte aber des ſtillen fleißigen Knaben nicht vergeſſen, und als er von Straßburg nach Ballenſtädt zurück kam, erfuhr ich's auch bald, daß mein Johannes in den weiten, fremden Ländern meiner auch nicht vergeſſen hatte. Ich wußte es nun gewiß, daß Gott uns Beide für einander beſtimmt habe!"

„Ach, theilet uns doch von dieſer Zeit etwas mit!" bat der alte Soldat. „Es iſt für einen alten Mann gar ſo erquicklich, ſich an dem Glücke Anderer zu weiden!"

„Eines Tages," fuhr nun die Hausfrau in ſich verloren und des Augenblicks vergeſſend fort, „ſaß ich mit meiner lieben ſeligen Mutter ganz allein in unſerm kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe. Es war ein freundlicher Sommertag; die Harzerberge lagen ſo ſtill und friedlich vor uns, als ſchauten ſie zu uns herab und freuten ſich mit uns. Wir ſprachen eben von der ſchönen Gotteserde, als plötzlich Herr Johannes vor uns ſtand. Er mochte unſer Geſpräch wohl mit angehört haben, denn er ſagte zu mir: „Jungfer Wagnerin, Ihr freuet Euch der ſchönen Erde, und doch iſt ſie eigentlich ſo ungeſtaltet, hat ein grobes, hartes Gewand und iſt finſter und todt und dürr und kalt!" Dies Wort erſchreckte mich ſehr, denn das Alles hatte ich doch noch niemals gedacht. Ich faßte mir aber ein Herz und ſagte: „Lieber Herr,

ſeht doch die lieben Berge dort an und die grünenden Auen und die fruchtbaren Bäume, iſt dies nicht Alles lebendig und licht? Ja, ſagte er dann, das iſt die Seele der Erde, die in ihr wohnt, das edle, lebendige Element, das ſein Leben nach Außen hin treibt und nimmer ruhet. Das ſind die verborgenen, lebendigen Geſtirne, die immer arbeiten und nicht ablaſſen, bis ſie ihre lieblichen Früchte hervortreiben und die Blumen kleiden in ihre Farbenpracht und tauſendgeſtaltig ſich bilden und wachſen laſſen, als wollten ſie uns Menſchen ihre inwendige Kraft und Vermögen anzeigen. Dann ſagte er noch: die Gewächſe treten aus der Erde, wie aus ihrer Schlafkammer, und haben abgelegt den alten Leib, und einen neuen Leib angezogen, der zart und jung und blühend iſt; und nun redet ein Jedes zu uns in ſeiner Sprache und ſpricht: „Sehet, ihr Menſchenkinder, ihr Ungläubigen, wir waren todt und ſind lebendig geworden. Wir haben uns erneuert in unſerm Urſprunge. Darum lernet von uns, daß auch ihr den alten Menſchen ausziehen und den neuen Menſchen anziehen ſollt. Erneuert auch euch in euerm ewigen Urſprunge, welcher iſt Gott, euer Schöpfer, nach welchem ihr gebildet ſeid.“

„Wie wahr, wie herrlich!“ rief Schulenburg aus. „Aber ſagt mir, edle Frau, wie möget Ihr ſolches Alles ſo treulich im Gedächtniß behalten haben? Das lautet ja, als ſpräche Herr Arndt ſelber es aus.“

„Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kommt,“ antwortete

die Hausfrau. „Mir ist jedes Wort so fest und lebendig geblieben, daß ich in keinem einzigen mag gefehlet haben. Ich hörte solches Alles mit einem Herzen voll inniger Liebe an; daher mag ich's wohl so treulich behalten haben."

„Gewiß, so mag es sein," sagte hier Odilia. „Darum sagt wohl auch der Herr: Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote. Nur ein Herz, das den Herrn liebt, wird keines seiner Worte vergessen und immer thun nach seinen Geboten."

„Wisset Ihr noch mehr?" fragte Schulenburg die Hausfrau.

„Ach, ich könnte ein ganzes Büchlein schreiben," antwortete sie schnell, „wollte ich Alles berichten, was mein lieber Johannes in meine Seele niedergelegt hat. Wir sprachen noch Vielerlei über den unendlichen Reichthum der Erde und von den vielen tausend Zeugen der Liebe, Güte und Allmacht Gottes. Da sagte Herr Johannes: Die Erde sei, wie ein großes Kräuterbuch, ganz wunderbar und vollkommen geschrieben; nicht so, wie man die Kräuter in Büchern beschreibet und sie als einen todten Schatten abmalet, sondern in Gottes Buche seien es Alles lebendige Buchstaben, groß und klein, für Gelehrte und Ungelehrte, für alle Menschen in verständlicher Sprache vorgestellt! — Meine selige Mutter fragte hierbei: Wie es käme, daß sie nicht von Jedermann recht gelesen würden? Da antwortete Herr Johannes: es käme daher, daß so viele Menschen die Kräuter

und Blumen wie ein gleichgültiges Kraut betrachteten und nicht wüßten, warum und wozu sie Gott geschaffen habe. Nur wer die Signatur des Krautes kenne, nur der könne diese herrlichen, schönen und lebendigen Buchstaben lesen und zusammensetzen."

„Ich mag wohl recht unverständig und unwissend sein," sagte hier Odilia; „aber, liebe Mutter, mir sind das Alles noch gehrime Dinge und ich verstehe nicht, was Ihr sagt."

„Es ging mir damals nicht besser," fuhr nun die Hausfrau fort; „ich blickte zu Herrn Johannes auf, wie ein Schüler zu seinem Lehrer. Und da auch mir das Kräuterbuch Gottes ein unleserliches Buch war, so bat ich den lieben Lehrmeister, er möge mich doch lesen lehren. Und nun sagte er mir: Es fänden sich an jedem Kraute und an jedem Blümlein besondere Zeichen, welches eben die lebendige Handschrift und Ueberschrift wäre, womit der weise und gütige Gott ein jedes Kraut nach seiner verborgenen Kraft gezeichnet habe, und zwar so künstlich, so wunderbar, so zierlich, daß kein Künstler unter den Menschen es nachmalen könne. Ja, sagte er, es giebt Kräuter und Blumen, welche durch ihre äußere Form und Gestalt die Kraft anzeigen, die in ihnen vorhanden ist. Eins sei gestaltet, wie ein Haupt, das Andere wie ein Auge, das Dritte wie ein Zahn, und wieder Andere wie ein Zunge, wie eine Hand, wie ein Fuß, wie ein Herz, ja sogar wie eine in's Fleisch geschlagene Wunde, als ein rechtes Wundenkraut und Balsam.

Jungfer Wagnerin, fügte er dann zu mir, ſo oft Ihr auf eine grünende und blühende Aue tretet, ſo habt Ihr unter Euren Füßen Eure Speiſe und Arznei. Denn in dem allergeringſten Gewächslein und Gräslein, welches Ihr vielleicht gering und unnütz achtet, iſt eine viel größere Weisheit Gottes, und eine viel wunderbarere Kraft und Wirkung eingeſchloſſen, als Ihr ergründet möget, dann Gott hat nichts Unnützes geſchaffen; und was wir armen Menſchen wiſſen, iſt noch nicht der tauſendſte Theil von den Geheimniſſen Gottes in ſeinem Weltbuche."

„Doch, mein Herr und Gott!" unterbrach ſie ſich plötzlich ſelbſt und ſtand auf. „Bin ich nicht ein ungetreues Weib und vergeſſe ganz, daß mein treuer Johannes zwiſchen Tod und Leben ſchwebt! Haltet mich nicht zurück, edler Herr! Ich kann's nicht länger ertragen, ich muß meinen lieben Herrn wiederſehen."

„Vertrauet doch unſerm braven Nebelthau," bat Schulenburg. „Er hat uns doch geſagt, daß er augenblicklich Mittheilung machen will, wenn irgend Etwas ſich ereigne. Gedenket daran, daß, wie lieb und treu Ihr es auch meinet, doch jetzt im entſcheidenden Augenblicke dem Kranken die ungeſtörteſte Ruhe nöthig iſt."

„Aber, wenn er ſtirbt," fuhr Frau Arndt unter neuem Weinen fort, „und ich bin fern von ihm! Iſt es nicht grauſam, das Weib von dem ſterbenden Manne zu verweiſen?"

„Herr Arndt wird nicht sterben!“ entgegnete Schulenburg mit vester Zuversicht.

„Ach, lieber, edler Herr,“ rief die Hausfrau bewegt aus, „wisset Ihr das gewiß?“

„Ich hoffe es zu Gott!“ antwortete der alte Mann. „Das Werk, zu welchem Herr Arndt auf Erden berufen ist, ist noch lange nicht vollendet; die Christenheit hungert und dürstet noch zu sehr, als daß Der sterben könnte, welchen Gott zur Abwehr dieser Theurung gesandt hat. Glaubt nur, edle Frau; Gott thut nichts halb.“

„Ach, wie köstlich lautet das!“ sagte die Gattin. „Aber laßt mich nur einen Blick nach dem Bette meines lieben Johannes thun! Laßt mich nur sein Angesicht wieder einmal sehen! Ich werde nicht klagen; kein Wörtlein, kein Seufzer soll über meine Lippen gehen. Seid barmherzig, Herr, und haltet mich nicht länger zurück.“

„Nun, so erlaubt zuvor,“ erwiederte Schulenburg, dem das ängstlich besorgte Treiben und Drängen der Hausfrau zu Herzen ging, — „erlaubt zuvor, daß ich Herrn Nebelthau ein Zeichen gebe.“

Er stand nun auf und begab sich zu der verschlossenen Thüre und klopfte leise an. Bald trat der junge Arzt heraus.

„Um Gottes willen, wie steht es?“ rief ihm die Frau Arndt entgegen.

„Ich denke gut,“ antwortete Nebelthau. „Seit

etwa fünf Minuten haben sich einige Zeichen eingestellt, die eine günstige Wendung der Krankheit andeuten!"

„Ist er wach?" fragte Frau Arndt mit ängstlicher Freude weiter. „Hat er nach mir verlangt?"

„Nein," sagte der Arzt. „Er hat seine Augen noch nicht geöffnet; aber sein Athem ist leichter, der Puls geht ruhiger, die fliegende Röthe seiner Wangen tritt zurück; wenn Gott ferner hilft, und ich glaube es, so wird sich bald der Sieg zum Leben entscheiden."

„Ach, du treuer, lieber, barmherziger Gott und Vater!" rief die Gattin aus und weinte laut. „Mir will die Freude die Brust erdrücken."

„Ich bitte Euch," bat der Arzt, „mäßigt Euch! Vergeßt nicht, daß Gott, der Herr, Alles thut."

Darauf gab er dem alten, tröstenden Freunde ein heimliches, flüchtiges Zeichen, aus welchem Schulenburg richtig die Mitte deutete, die Hausfrau im Gespräche zu fesseln und sie dadurch vom Besuche des Kranken abzuhalten, und ging dann in's Krankenzimmer zurück.

„Ihr könnt nun ruhig und getrost sein!" fuhr Schulenburg zu der Gattin gewendet fort. „Herr Nebelthau ist ein rechtschaffener und wahrhafter Mann; er theilt keine falschen Hoffnungen aus. Seht Euch, edle Frau! Jetzt, da wir glücklich sind in Hoffnung, lasset es uns auch völlig sein. Lasset uns von Herrn Arndt reden. Ich wollte meinen, Ihr habt uns je-

nen herrlichen Sommertag im Garten eines Wohnhauses zu Ballenstädt, wohin selbst die Harzerberge mit ihren großen blauen Augen neugierig blicken, noch nicht auserzählt. Ist's nicht so, edle Frau?"

„Ach, die lieben Berge meiner Heimath!" rief Frau Anna mit wehmüthigem Lächeln, wieder voll der Erinnerung an eine liebe Zeit, aus. „Herr Johannes scherzte einmal mit mir und sagte: „In den Bergen sitzen lauter kleine Erdgeister, genau so viel, als Menschen in dem Bereiche der Berge wohnten, und jeder Geist stehe im geheimen Dienste des Menschen und hänge von diesem, seinem Herrn, ab. Wenn nun Jemand das Bergland verlasse, müsse der Erdgeist mit ziehen, wenn er nicht sterben wolle. Aber das thue er ungern und werde verdrießlich und plage fortan den Menschen und halte ihm bei Tage immer ein Bild der verlassenen Heimath vor und liespele es ihm des Nachts in's Ohr, daß der arme Mensch gar keine rechte Ruhe mehr habe. Und das wäre eigentlich das Heimweh! Mein lieber Johannes scherzte mit mir, aber ich möchte fast glauben, es sei wirklich so."

„Nicht doch, edle Frau!" entgegnete Schulenburg freundlich. „Ihr habt mir einmal gesagt, daß das Weib ihre Heimath allezeit im Herzen ihres Mannes habe; und das gilt zunächst von Euch selbst. Und was die kleinen Harzgeister betrifft, so werden sie vielmehr nicht eher ruhen, als bis sie Euch wieder in's Harzerland zurückgetrieben haben!

„Wie meinet Ihr das?“ fragte die Hausfrau aufmerksamen Tones.

„Nun,“ antwortete der alte Freund, „so schmerzlich für mich der Gedanke ist, daß Herr Arndt jemals, und wenigstens so lange ich alter, müder Greis noch lebe, unser Braunschweig verlassen könne, so ist doch wohl nichts gewisser, als das. Bedenket, woher Alles schon der Ruf an ihn ertönet ist! Haben sie ihn nicht nach Nordhausen verlangt? Hat er nicht sollen Superintendent in der Grafschaft Schwarzburg werden? Haben sie ihn nicht nach Mansfeld gerufen? Haben sie seiner nicht im Dome zu Magdeburg, ja sogar in Hamburg begehrt? Und wie war es noch dieses Jahr mit Halberstadt? Ich bin zwar ein schlechter Prophet, aber mir ist's doch, als könnte ich's prophezeien, daß Herr Arndt nicht allhier in Braunschweig seine Arbeit im Weinberge des Herrn beschließt. Und wer weiß, an welchem lieben Orte Eures Harzerlandes ihm der Herr schon eine weitere Stätte bereitet hat. Doch, liebe, edle Frau, erzählet uns noch den Schluß jenes freundlichen Sommertages!“

„Was soll ich noch erzählen!“ sagte sie, fuhr aber doch, seliger Erinnerung voll, also fort: „Als wir noch Viel und Mancherlei gesprochen hatten und eine plötzliche Stille eingetreten war, nahte sich mir mein lieber Johannes und faßte meine Hand und nannte mich Jungfer Anna. Es war dieß das erste Mal, daß er mir solche Ehre erwies, und ich zitterte an

Leib und Seele. Er aber mochte meine Angst nicht merken, sondern sagte: Jungfer Anna, Ihr wisset, ich bin ungeschickt in allen Dingen, womit oft des Weibes Herz gewonnen wird; aber ich bin ein ehrlicher Mann und rede, wie mir's das Herz eingiebt. Sehet hier, was ich vor einer Stunde empfangen habe!"

„Nun?" fragten Odilia und Schulenburg zugleich, als die Hausfrau plötzlich inne hielt und sich die Augen bedeckte.

„Es war," fuhr Frau Anna dann fort, „ein großes Papier mit einem großen Siegel, und der eigenhändigen Unterschrift des Herrn Fürsten von Anhalt, Joachim Ernst, und es stand darin geschrieben, daß Herr Johannes Arndt aus des gnädigsten Fürsten eigenem Antriebe zum Predigtamte in Badeborn berufen sei!"

„Und nun kam Herr Arndt, um Euch zu berufen?" fragte Schulenburg in freundlichem Scherze.

„Ja!" antwortete die Gattin. „Er würdigte mich solcher Ehre, die ich, was soll ich's leugnen, in der geheimsten Stille meines Herzens wohl oft wünschte, aber niemals zu hoffen gewagt hätte. Ich war ein armes, geringes Mädchen, die ärmste und geringste von allen Jungfrauen der Stadt; aber der gütige Gott hatte es so geordnet, es sollte so sein!"

„Und was sagte Herr Arndt?" fragte Schulenburg weiter. „Ihr werdet denken, ich sei ein neugieriger Mensch; aber haltet es meinem grauen

Haare zu Gute. Man ſagt ja, die Greiſe würden wieder wie die Kinder. Alſo, was ſagte Herr Arndt?"

Frau Arndt erröthete und blickte ſcheu und ſchüchtern vor ſich hin; endlich faßte ſie Muth und antwortete: „Er fragte mich, ob ich ſeine liebe und treue Hausfrau werden wollte und mit ihm nach Badeborn ziehen!"

„Und Ihr?" fragte der alte Schulenburg weiter.

„Ich ſchwieg!" antwortete ſie halbleiſe „und ſank an meiner ſeligen Mutter Bruſt und weinte vor Freude!"

„Das könnt Ihr nun aufs Neue thun," ſagte plötzlich Herr Rebelthau, der unbemerkt in's Zimmer getreten war und das letzte Geſpräch mit angehört hatte.

„Herr, mein Gott!" rief Frau Arndt laut aus und erhob ſich in heftiger Bewegung von ihrem Sitze. „Was ſagt Ihr? Herr Rebelthau, was habt Ihr geſagt? Ach, um Gottes willen, ſo redet doch!"

„Ich ſagte," wiederholte der Arzt mit gerührter Stimme, „Ihr könnt jetzt wiederum vor Freuden weinen und Gott danken. Euer Gatte iſt gerettet! Eben ſchlug er die Augen ſeit nun vierzig Stunden wieder auf. Er verlangt zu trinken; habt Ihr ein wenig Waſſer mit Himbeerſaft bereit geſtellt?"

Frau Arndt antwortete aber nicht; ſie ſank auf ihre Kniee nieder, ſtützte ihr Haupt in die gefalteten Hände und weinte ſtill. Niemand wagte ſie zu ſtören; Niemand vermochte ſie zu ſtören; denn Otilia that desgleichen und der alte Schulenburg ſchüttelte faſt

augenblick das graue Haupt, und schöner er sich der Thräne, die sein Auge netzte.

„Kommt nun!“ sagte endlich der Arzt: „Aber mäßiget Eure Freude! Ihr, liebe Odilia, besorget Ihr den Labetrunk!“

Leise, so leise es nur das Uebermaß der Freude gestattete, traten nun die Drei in das Krankenzimmer ein. Da lag der liebe Kranke, zwar bleichen Angesichts, aber in den Augen strahlte das alte Feuer des Lebens, der Liebe und des Glaubens, welches seine Seele erleuchtete und erwärmte! Frau Arndt sank aufs Neue an seinem Bette nieder und küßte seine Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Anna,“ sagte nun Arndt, „da es sich Sanct Petrus mußte gefallen lassen, daß ihm der Herr die Füße wusch, so muß ich's auch wohl dulden, daß Du meine Hand an Deine Lippen drückest; sonst bin ich solcher Demuth Deines Herzens nicht werth!“

„Erlaubt mir, ehrwürdiger Herr,“ fiel hier der Arzt schnell ein. „Meinet Ihr etwa, daß Euch das Reden schwer wird?“

„O nein, mein junger Freund!“ antwortete der Kranke freundlich. „Bin ich denn so krank gewesen, daß Ihr deshalb um mich Sorge traget?“

„Die Gefahr war allerdings nicht gering,“ antwortete Nebelthau. „Doch davon wollen wir später sprechen. Wollt Ihr nun ein wenig trinken?“

„Ach ja!“ sagte Arndt. „Ein wenig Wassers wird mir sehr wohl thun!“

Die Hausfrau nahm nun das mit Odilien bereitete Waſſer und reichte es dem Gatten. „Meine liebe Rebecca," ſagte dieſer ſcherzend, „Du thuſt mir ja, wie einſt dem treuen Knechte Eliezer geſchah. Eliezer war müde und durſtig von langer Reiſe, und mir iſt's faſt auch, als hätte ich eine gute, große Reiſe gemacht, und wäre nun wieder daheim bei meinen Lieben!"

„Ach, und Ihr geht nicht wieder fort? nicht wahr, mein lieber Herr?" fragte die Gattin. „In ſolcher großen Reiſe, von welcher Ihr jetzt mit Gottes gnädiger Hilfe wieder heimgekehrt ſeid, hat Eure Magd viel Schmerzen gelitten!"

„Du gutes Weib!" ſagte Arndt und legte ſeine Hand auf ihre Stirn. „Wenn freilich der Herr ſelbſt uns arme Menſchen auf ſolche Reiſe ſchicket, bleibet Dir und mir nichts anderes übrig, als ſtill dem Herrn ſich zu beugen. — Und Ihr, mein alter, edler, treuer Freund," wandte er ſich jetzt an Schulenburg, „Ihr habt mich nicht zu gering gehalten, mich zu beſuchen und mein gutes Weib zu tröſten?"

„Herr," entgegnete der alte Freund, und reichte dem Kranken die Hand, „ich bin ein ſchlechter Tröſter! Wenn der liebe Arzt im Himmel ſich nicht auch der Geſunden angenommen hätte, hätte es faſt ſchlimmer um mich ausgeſehen, als um Euer gutes Weib!"

„Und Du, meine liebe Odilia," wandte ſich nun Arndt an dieſe, „Du haſt treulich mit haushalten,

wie immer! Kommt Ihr mir nicht gute Nachricht von Deinem armen Vater geben?"

„Gott sei Dank, ich kann es," antwortete an ihrer Statt Rebekka. „Ich habe den Herrn Bürgermeister noch vorgestern besucht, und geistig munter gefunden. Auch wisset Ihr's wohl schon, daß der Syndicus sich hat aus eigenem Antriebe bewogen gefunden, dem Gefangenen eine bessere und gesündere Zelle anzuweisen, und ihm manche Erleichterung seiner Haft zu gewähren. Herr Lübecke sitzet jetzt in der Probirkammer der Münze. Gebe Gott, daß die völlige Freiheit, die ich allerdings nun hoffe, ihm recht bald wiedergegeben werde!"

„Das ist ja eine frohe, liebe Botschaft!" sagte Arndt. „Vielleicht der Vorbote einer bessern Zeit in unserer armen Stadt. Könnt Ihr mir auch darüber eine frohe Mittheilung machen?"

„Leider nein!" antwortete Schulenburg. „Die Feindseligkeiten zwischen der Stadt und dem Herzoge sind in vollem Gange. Die Ocker fließet nicht mehr in ihrem alten Bette, sondern in den Straßen und Märkten der Stadt. Schon seit vielen Tagen können die Müller nicht mehr mahlen; und obwohl der Rath einen großen Vorrath an Korn hat aufspeichern lassen, so nützt es doch nichts. Denn das Wasser hat Alles verdorben. Das Brot ist bereits zu einem so hohen Preise gestiegen, daß der arme Bürger es kaum mehr bezahlen kann. Wenn diese Wassersnoth noch lange anhält, so wird der Herzog wohl seinen

Zweck erreichen. Der Hunger wird zum Gehorsam treiben!"

„Du mein Gott!" rief Arndt schmerzlich aus. „Ist es nicht herzzerreißend, daß die Menschen sich solche Noth selber bereiten? Käme das Alles auf Gottes Geheiß und Ordnung, hätte der Herr Himmels und der Erden sein Wolkenmeer geöffnet und eine zweite Sündfluth über Braunschweig kommen lassen, so wäre doch ein Trost dabei, weil auch das schwerste Leiden, das Gott der Herr sendet, die Rettung, den Segen in sich selber hat und mitbringt. Aber hier, wo Hoffart und Herrschsucht, irdischer Sinn und alle niedern Leidenschaften des Menschen mit einander kämpfen und so große Noth über sich bringen, hier steht ja nur zu fürchten, daß der gerechte Gott in seiner Gnade ermüdet und nun seine Strafe noch dazu legt. Ist denn durchaus keine Hoffnung vorhanden, daß der stolze Sinn der Stadt sich breche? Ist Niemand da, der Menschlichkeit predigt?"

„Man sagt," antwortete Schulenburg, „daß der König Christian von Dänemark, der eben bei dem Herzoge zu Gaste ist, ein gutes Wort für die Stadt eingelegt habe. Es muß dies aber nicht viel gefruchtet haben; denn vor dem Wendenthore auf dem Weinberge, kaum zweitausend Schritte vor der Stadt, läßt der Herzog eine Schanze aufwerfen, um von da aus die Stadt zu beschießen, und uns mit des Feuers und des Wassers Macht zugleich anzugreifen. Zwar schießen die Bürger vom Wenden- und Petrithorwall

Tag und Nacht tapfer auf die Schanzarbeiter, um sie zu vertreiben; aber das herzogliche Kriegsvolk scheint unverwundbar. Die Schanze ist bereits bis zur Hälfte fertig; und wenn nicht bald auf irgend eine Weise Hilfe kömmt, stehen uns noch gar traurige Tage bevor."

„Es geht das Gerücht," setzte Nebelthau hinzu, „daß sich auch das Domcapitel von Magdeburg in's Mittel legen wolle. Ja, es sollen sogar kaiserliche Gesandte von Prag aus auf dem Wege sein, um zwischen der Stadt und dem Herzoge gütliche Handlung zu pflegen. Ich hoffe doch, die Noth wird bald vorüber sein, und Ihr, ehrwürdiger Herr, werdet auch wohl thun, wenn Ihr den Schmerz, welchen Ihr über die Hoffart und Verblendung der Menschen empfindet, mit dieser bessern Hoffnung heilet. Euer Gemüth bedarf jetzt vor allen Dingen der Ruhe! So oft und so gern ich daher sonst von Euch den bessern Rath angenommen habe und gewiß bin, daß im Reiche Gottes auf Erden Niemand besser rathen mag, als Ihr, so lasset mir doch heute und jetzt, wo es sich um Eures Leibes Wohlfahrt handelt, die Macht und das Recht, Euch diesen freundlichen Rath zu geben! Vergesset, was draußen im wilden Gewühl der Menge sich ereignet, und labet Euch selbst in der friedlichen Stille Eures Hauses!"

„Ihr meinet es so gut mir!" sagte der Kranke. „Wäre ich nicht selber hoffärtig und verblendet, wollte ich Euerm freundlichen Rathe nicht folgen?"

„Ihr wisset," fuhr Arndt nach einer Pause fort, „daß ich während dieser meiner Krankheit auf einer großen Reise gewesen bin. Wollt Ihr nicht anhören, was mir begegnet ist?

„Macht Euch auch das Sprechen wirklich keine Mühe?" fragte der Arzt besorgt.

„Gewiß nicht, mein lieber, junger Freund!" versicherte der Kranke. „Ich fühle mich so wohl und heiter, daß ich mein Bette verlassen möchte, wenn Ihr sonst es mir gestattet!"

„O nein," entgegnete Nebelthau lächelnd. „So weit sind wir noch nicht! Es könnte sonst leicht das zweite Uebel größer werden, denn das erste!

„Aber erzählen darf ich doch?" fragte der Kranke.

„Wenn Euch das Reden nicht beschwerlich fällt," antwortete der Arzt, „und wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr nicht zu lange sprechen wollt, und wenn Das, was Ihr erzählen wollt, Euer Gemüth nicht aufregt, dann mögt Ihr es in Gottes Namen thun Aber zuvor erlaubet uns, daß wir auf kurze Zeit Euch verlassen. Die kurze Ruhe wird Euch wohl thun!"

Und ohne Weiteres führte der gestrenge Arzt die beiden Frauen und den alten Herrn von der Schulenburg in's Nebenzimmer zurück, und verweilte mit ihnen hier eine volle halbe Stunde.

Als er darauf zunächst allein die Thür zum Krankenzimmer wieder leise öffnete und nach dem Kranken hinblickte, fuhr er erschreckt zurück. „Welch

ein wunderbarer Anblick!" rief er halblaut aus und winkte die Drei herbei.

Und als diese hinzutraten, schlugen sie die Augen, fast wie geblendet, nieder. Um das Haupt des Kranken strahlte ein heller electrischer Schein, der, weil das Zimmer verdunkelt war, um so lichter glänzte, und wie ein goldenes Gewölk sich um das ganze Angesicht des Kranken gelagert hatte.

„Um Gottes willen, was ist das?" rief die Gattin erschreckt aus.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Arzt, — „und ich wagte nicht, es zu erklären. —"

„Mein Johannes liegt im Sterben," fuhr die Gattin weiter fort, und eilte nach dem Bette zu. Nebelthau ergriff sie jedoch schnell bei der Hand und hielt sie zurück.

„Ehrwürdiger Herr!" rief er nun selber mit gedämpftem Tone dem Kranken zu. „Wie geht es Euch?"

Eine Todtenstille erfolgte darauf; aber nach und nach erbleichte der wunderbare Glanz, bis er zuletzt ganz verschwunden war.*)

---

*) Obgleich der Verfasser für unnöthig erachtet, auf die rein historische Unterlage zu dieser Erzählung hinzuweisen, da derselbe den Boden der Geschichte überhaupt nicht verlassen hat, so hält er es doch für zweckmäßig, auf die Wahrheit des oben erzählten Ereignisses in so weit aufmerksam zu machen, als dasselbe von allen Biographen Arndts mitgetheilt wird; wie denn namentlich Rehtmeyer (in seiner genannten,

„Tretet doch näher!“ sagte jetzt Arndt.

„Mein guter, lieber Herr!“ rief die Hausfrau aus und eilte auf den Kranken zu und ergriff seine Hand und legte die Rechte auf seine Stirn: „Was war Euch denn jetzt? War Euch etwa übel zu Muthe?“

„Mir?“ fragte der Kranke verwundert. „Nein, mein gutes Weib! Mir war eben unaussprechlich wohl! Ich habe mit meinem Herrn im Gebete geredet, und war so innig und wahrhaftig im Anschauen des Herrn, daß ich vermeinte, ich wäre aus der Herrlichkeit des Himmels plötzlich wieder auf die arme Erde versetzt worden, als Ihr mich riefet!“

„Wo waret Ihr denn?“ fragte die Gattin.

„Ich weiß es nicht mehr,“ entgegnete Arndt. „Nur an der Seligkeit meines Herzens fühle ich's noch, daß ich unaussprechlich glücklich und selig war. Ach, Anna, es hat's kein Auge gesehen, und kein Ohr je gehöret, und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben. Wenn nun dies Alles, was jetzt meine Seele füllte, Nichts ist gegen die unendliche Herrlichkeit bei dem Herrn, was mag dann die Seligkeit sein!“

„Wunderbarer Mann Gottes!“ rief hier Schulen-

---

braunschweigischen Kirchenchistorie, Theil IV p. 333) die Glaubwürdigkeit dieses Vorfalls bezeugt. Uebrigens dürfte die heutige Naturwissenschaft das fragliche Ereigniß weniger unerklärlich finden, als die damalige vor fast 250 Jahren.

burg begeiſtert aus. „Wenn Ihr nicht von Gott geſandt ſeid, uns armen verblendeten Menſchen die Augen zu öffnen, ſo iſt das ganze Predigtamt ein unnützes Ding, und das Licht der Welt iſt wieder erloſchen!“

„Mein Freund,“ erwiderte der Kranke und ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt: „Denket Ihr nicht an die Verheißung des Herrn: Ich will euch nicht Waiſen laſſen, ich komme zu euch? Und an ſeinen Abſchiedstroſt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende? Steiget nur ſelber erſt hinauf zum Herrn, und Er wird allzeit zu Euch herniederſteigen. Der Glaube klopfet an und die Liebe machet auf!“

„Du fragteſt mich, liebe Anna,“ wandte ſich nach einer kleinen Pauſe der Gatte an die Gattin — „wo ich geweſen ſei? Ich kann Dir doch darauf eine Antwort geben. Als ich vorhin aus meinem Schlafe erwachte, hielt ich Das, was meine Seele erfüllte, eine Zeit lang für wirkliche Wahrheit; nun ſehe ich's freilich, es war nur ein Traum, ein Ereigniß auf meiner Seelenreiſe, während der Leib krank und ſchwach darnieder lag. Ich muß es Euch doch erzählen; auch der Traum hat oft ſeine Wahrheit, immer aber gewiß ſeinen Segen für das gottesfürchtige Gemüth.“

„Mir träumte,“ fuhr nun Arndt fort, „ich ſei auf einer weiten Reiſe begriffen in ein noch völlig unbebautes Land. Ich trug einen großen Wanderſtab und ein Pilgerkleid und ſchritt rüſtig und unermüdlich

die steilsten Berge hinauf. Da kam ich endlich in eine weit sich dehnende Bergebene, die aber rings von mächtigen Bäumen umschlossen war. Ich empfand nun Müdigkeit und setzte mich in's weiche Gras, dessen Blüthenschmuck alle Schönheit übertraf, die mein Auge je gesehen hat. Plötzlich gewahrte ich vor mir ein hohes Kreuz aufgerichtet, an welchem der sterbende Gottessohn hing. Er hatte seine Augen geschlossen, aber aus seiner Seite drangen noch einzelne Tropfen Blutes. Als ich in schmerzlicher Andacht in solchem Anblicke versunken war, wird es zu beiden Seiten laut und eine große Zahl von Leuten erscheint, und bildet einen Kreis um das Kreuz, und mitten im Kreise erhebt sich ein Gerichtsstuhl, auf welchen ein seltsam gestalteter Mann steigt.

„Redet", rief dieser der Menge zu, „wer ist's, der da oben am Kreuze hängt?"

Und nun wurden die verschiedensten Stimmen laut und wirrten sich in einander. Der Mann auf dem Stuhle aber winkte mit der Hand, und gebot Ruhe, und befahl, daß ein Jeder einzeln seine Stimme abgebe.

„Er ist des Zimmermanns leiblicher Sohn!" sagte nun der Eine.

„Er ist Maria's natürliches Kind!" sagte der Zweite.

„Er hält sich selbstbetrügerisch für Gottes Sohn!" sagte der Dritte.

„Ja er ist's, wie wir Alle es sind!" sagte der Vierte.

„Er ist in jüdischen Vorurtheilen befangen!“ sagte der Fünfte.

„Er erniedrigt den Menschen unter seine Würde!“ sagte der Sechste.

Und nun traten viele Weiber vor, die halb wie ein Mann gekleidet waren; die erhoben ihre Hände und sprachen, Eine nach der Andern:

„Er beschränket des Weibes natürliche Freiheit!“

„Er machet die Ehe zu einem Zwangsbündniß!“

„Er will unsere Kinder zu Schwächlingen erziehen!“

„Er schließet das Weib vom Rathe im Volke aus„

„Er machet die Menschheit zu christlichen Knechten!“

„Wird sein Wort“, fragte nun der Mann auf dem Stuhle, „in alle Ewigkeit bestehen?“

„Nimmer!“ rief die Menge. „Die Menschheit wird wohl eine lange Zeit diese Fesseln tragen, aber die freie Liebe wird sie von dem Drucke des Glaubens frei machen!“

Nun entstand eine große Stille und Alle sahen hinauf an das Kreuz.

Da lächelte der Herr mild, aber tief schmerzlich, und neigte dann sein Haupt und verschied.

Wie das die Menge sah, fuhr ein gewaltiger Schreck durch sie hin, und ehe ich's noch recht fassen konnte, was da geschah, waren Alle, wie von einem Sturmwinde verscheucht und Niemand weit und breit mehr zu sehen. Das Lächeln des sterbenden Heilandes hatte die Feinde des Kreuzes vertrieben.

Der Gerichtsstuhl aber war geblieben, und ein Engel stieg darauf und breitete seine Fittige aus, und diese wuchsen, wie die Flügel des neugebornen Schmetterlings, und breiteten bald sich so weit aus, daß sie den ganzen Erdkreis deckten, bis an den Himmel reichten, und nur Raum ließen für das Kreuz. Und über dasselbe strahlte ein goldenes Licht, dessen Glanz seines Gleichen nicht hat auf Erden. Und der Engel erhob seine Rechte und sprach:

„Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünden trägt! Er wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten!“ Und darauf hörte ich einen himmlischen Gesang, wie von tausend und abertausend Stimmen; die sangen das Wort des Johannes: „Nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Und als nun durch den unendlichen Himmelsraum ein gewaltiges Amen erscholl, daß die Erde bebte, sank ich auf meine Kniee nieder und stimmte mit ein in das große Hallelujah der himmlischen Heerschaaren.

Dann erwachte ich.“ —

Hier schwieg der Kranke und blickte, die Augen voll stiller Thränen, aufwärts.

Die Umstehenden aber hatten ihre Hände gefaltet und der alte Schulenburg sagte mit halblauter Stimme: Amen! Amen!

Capitel 5.

Die zweite Audienz.

Traue deinem Feinde nimmermehr; denn gleichwie das Eisen immer wieder roſtet, alſo läſſet auch er ſeine Tücke nicht.
Sir. 12, v. 9. 10.

Auf dem herzoglichen Schloſſe zu Wolfenbüttel war ein großes Bankett bereitet, zu Ehren des Königs Chriſtian IV. von Dänemark, an welchem auch zwei kaiſerliche Abgeſandte, der Graf Georg von Hohenlohe und der Ritter Ehrenfried von Minkwitz Theil nahmen. Was die Jahreszeit (es war am 6. Januar des Jahres 1606) und des Menſchen Kunſtfleiß nur herbeizuſchaffen vermochte, das war Koſtbares und Herrliches vorhanden. Diamanten blitzten, und Perlen und goldene Ketten blähten ſich auf Purpur und koſtlicher Seide. Aus großen, zwei Spannen hohen goldenen Pokalen ſchlürfte der königliche Gaſt und

ſein herzoglicher Wirth, Heinrich Julius, den feurigen Wein, während die lange Reihe der Geladenen aus ſilbernen Bechern tranken und Alle auf ſilbernen Schüſſeln und Tellern ſpeiſten. Oben auf hohem Balkon ſchmetterten die Trompeten und wirbelten die Pauken, ſo oft der Speiſemeiſter ein neues Gericht ankündigte oder dem Könige der neugefüllte Pokal gereicht wurde.

„Euer Liebden," ſagte der König zu ſeinem Wirthe, „dies feurige Blut hat doch wohl nur das Frankenland erzeuget?"

„So iſt's, mein königlicher Herr!" antwortete der Herzog. „Das Frankenland hat ſonſt Vieles, was ich in meine Lande nicht überpflanzen möchte; aber ſeine burgundiſchen Reben möchten wohl an den Hügeln meines Herzogthums wachſen."

„Nun," rief der König heiter aus, „ſo lange dies burgundiſche Blut auch für Andere fließt, mag es immer dort ſeinen Quell haben. Ich trinke auf Ew. Liebden Wohlſein und lange, glückliche Regierung!"

Trompeten und Paukenſchall ertönte in langer ſchmetternder Fanfare, als der König den ſchweren Pokal erhob und den purpurrothen Inhalt mit ſichtlichem Behagen bis auf den letzten Tropfen zu ſich nahm.

Jetzt nahte ſich der Geheimſchreiber Paul Reitz dem Herzog, und blieb zwar ehrfurchtsvoll hinter deſſen Stuhle ſtehen, mußte aber doch ſicher ſein, daß ſein durchlauchtigſter Gebieter dies Zeichen verſtehe. Heinrich Julius wandte ſich auch bald darauf

nach seinem Geheimsecretär um und fragte halblaut: „Giebt's was, Neitze?“

„Durchlauchtigster Herr,“ antwortete Neitze im gleichen Tone, es sind Gesandte der Stadt Braunschweig angekommen, welche dringend um die Gnade einer Audienz bitten lassen!“

„Laßt sie morgen wieder kommen!“ warf der Herzog leicht hin und wandte sich wieder seinem königlichen Gaste zu.

Der Geheimschreiber, der doch gewohnt sein mußte, die Befehle seines Herrn ohne Weiteres auszuführen, zögerte diesmal; ein Gefühl des schmerzlichsten Bedauerns überzog sein Angesicht, ohne Zweifel, weil er den Harrenden eine erfreulichere Botschaft melden zu können gehofft und gewünscht hatte. Und doch hatte er auch nicht den Muth, dem Herzoge zum zweiten Male die Bitte vorzutragen. Er blieb ruhig hinter dem Stuhle stehen, in stiller Hoffnung, daß der Herzog ihn darüber fragen werde. Aber dieser schien es gar nicht zu merken; er erhob vielmehr den goldenen Pokal und sich selbst von seinem Sitze, und mit einem Anflug von Spott und Bitterkeit sprach er:

„Ew. Königliche Majestät wird erfahren haben, daß ich, um die aufrührerischen Bürger der Stadt Braunschweig zu züchtigen und sie meiner erbherelichen Gewalt zu unterwerfen, vor dem Wendenthore ihrer Stadt habe eine Schanze aufwerfen lassen. Das Werk ist gut gerathen und sendet seine feurigen Kugeln in die trotzige Stadt hinein und hat schon ein

ſtattliches Gebäude in Aſche gelegt, und den darin aufgeſpeicherten Hopfen unbarmherzig verzehrt. Meine lieben Braunſchweiger werden nun eine Zeit lang ſich des Bieres enthalten müſſen, und ſich mit dem Waſſer begnügen, welches die Ocker ihnen jetzt in reicher Maße zuführt. Die Schanze wird noch beſſere Dienſte leiſten; ſie iſt ein Werk, das ſeine Donnerſprache in die Stadt hinein redet und den Ungehorſam ſtraft; ſie iſt ein furchterregendes Bild der Macht, welche Gott in die Hände der Fürſten niedergelegt hat zur Rache über die Uebelthäter. Dieſe Schanze hat noch keinen Namen; von jetzt an heiße ſie die Königsſchanze, zu Ehren Ew. königlichen Majeſtät. Hoch lebe das veſte, getreue, mannhafte Dänemark und ſein königlicher Herr und Gebieter, König Chriſtian der Vierte!"

Und alle Gäſte erhoben ſich und ſtimmten mit ein in den rauſchenden Wirbel der Pauken und Trompeten und leerten ihre Becher bis auf den Grund.

„Euer Liebden," ſagte der König, „thut Unſerer Perſon viel Ehre! Laßt mich einen Wunſch dagegen ausbringen, daß die Königsſchanze weniger veſt ſtehe, als der königliche Stuhl meines Reiches. Ich meine," fuhr König Chriſtian fort, als er die verwunderte Miene ſeines Wirthes gewahrte, „daß Ew. Liebden bald Befehl möge geben können, die Königsſchanze wieder niederzureißen!"

Jetzt erheiterte ſich des Herzogs verfinſtertes Angeſicht wieder und mit freiem Tone, dem Ausdrucke

seines natürlich-guten Gemüthes, sagte er: „Möge Euer Königl. Majestät Wunsch bald in Erfüllung gehen. Ich habe kein Wohlgefallen an des Krieges Greuel; aber wenn kein anderes Mittel helfen will, als die eiserne Geißel des Krieges, dann hört die Gnade auf!"

Der Geheimschreiber Reitze, der immer noch still und unbeweglich auf seinem Platze stand, hielt dafür, daß jetzt wohl die Zeit gekommen sei, seinem durchlauchtigen Gebieter nochmals die Bitte der braunschweiger Abgesandten vorzutragen. Er that einen Schritt nach der Seite des Herzogs hin, um sich ihm bemerkbar zu machen.

„Ihr seid noch da!" rief ihm der Herzog mürrisch zu. „Habt Ihr Unsern Befehl ausgerichtet?"

„Noch nicht!" antwortete der Secretär ruhig. „Ich glaubte, mein gnädigster Herr würde mir noch einen anderen Befehl ertheilen!"

„Reitze!" rief der Herzog seinem Geheimschreiber halb gutmüthig, halb ernst drohend zu, „Wir wollen doch nicht fürchten, daß Ihr im Solde der rebellischen Stadt Braunschweig steht!"

„Durchlauchtigster Herr," fuhr der Secretär ruhig fort, „ich stehe im Solde der gnädigen Gesinnungen meines erhabenen Herrn und Gebieters. Ich bin ein ungeschickter Bote, Ungnade anzukündigen, weil mein edler Herzog mich noch niemals dazu verwendet hat. Der Nothschrei einer tiefgebeugten Stadt dringt tief zu Herzen!"

„Neitze, Neitze!“ ſagte der Herzog halb ärgerlich und drohte mit dem Finger. Dann fuhr er lauter fort: „Fragt des Königs Majeſtät! Heute ruhet meine Macht in königlicher Hand und Herz!“

Der König, für deſſen Ohr dieſe laute Aeußerung beſtimmt zu ſein ſchien, wandte ſich nun an ſeinen Wirth und fragte: „Ew. Liebden ſpricht von mir?“

„Es betrifft eine Störung unſeres Mahles,“ antwortete der Herzog. „Man meldet mir, daß eine Geſandtſchaft der Stadt Braunſchweig um die Gnade einer Audienz bittet. Die Zeit dazu iſt doch wohl nicht gut gewählt!“

„Laſſet ſie doch vor!“ ſagte der König ſchnell. „Wenn es Ew. Liebden nicht unangenehm iſt, mir iſt's eben recht!“

„Nun, ſo laſſet die Stadtherrn eintreten!“ gebot der Herzog in gemiſchtem Tone von Bitterkeit und Gutmüthigkeit. „Aber ſagt ihnen,“ rief er dem abgehenden Geheimſchreiber noch nach, „daß ſie ſich kurz faſſen mögen!“

Und bald darauf trat durch die geöffnete Thüre der Syndicus Dr. Röerhand, begleitet von dem Bürgermeiſter Albrecht Bußmann und dem Stadtſchreiber Bechelt. Sie verbeugten ſich ſtill und blieben an der Thüre ſtehen. Auf des Syndicus Angeſichte war deutlich der große und ſchwere Kampf zu leſen, den er zwiſchen Stolz und Demuth kämpfte, und der Zwang, den er ſich anthat, die eigene Würde des oberſten Richters einer reichen und mächtigen Stadt unter

die höhere Macht des für jetzt siegreichen Herzogs zu beugen, drückte sich in den unruhigen Blicken ab, mit welchen er die Versammlung überschaute.

Der Herzog, theils in schuldiger Ehrerbietung vor seinem königlichen Gaste, dem er das erste Wort nicht nehmen wollte, theils im aufkeimenden Gefühle seiner gekränkten Fürstenehre, verharrte in langem Schweigen, bis er endlich im gereizten, fast spöttischen Tone den Abgesandten zurief: „Nun, ihr Herrn von Braunschweig, wollt ihr nicht näher treten? Ihr seid doch sonst nicht so scheu und schüchtern, Eurem Herzoge zu nahe zu treten!“

Der Syndicus biß sich auf die Lippen, nicht sowohl weil ihn diese spöttische Bemerkung erbitterte, als vielmehr, weil er sich, als Supplicant, in der traurigen Nothwendigkeit sah, den Angriff unerwidert zu lassen. Mit großer Selbstüberwindung ging er mit seinen beiden Begleitern einige Schritte der Tafel näher und wartete ruhig der weiteren Fragen des Herzogs. Der gewandte Mann, der fast ein Menschenalter als Untersuchungsrichter zugebracht und das menschliche Herz mehr, als ein Anderer, erforscht und kennen gelernt hatte, wußte wohl, daß er durch größere Unterwerfung unter des Herzogs Launen der unglücklichen Lage seiner Stadt mehr nützen würde, als durch mannhafte Wahrung seiner Würde; was er sonst recht wohl verstand.

„Ist Euch der Weg nach Wolfenbüttel so leicht geworden?“ fragte der Herzog weiter.

„Der Weg," antwortete der Syndicus ruhig, „auf welchem der Besiegte zu dem Sieger geht, ist niemals leicht!"

„Wohl eben so, wie diese Sprache," setzte der Herzog schnell und noch unversöhnt hinzu. „Doch redeten Wir nicht in Bildern, sondern in der Wahrheit. Die Ocker hat, wie Ihr wisset, ihr Bett etwas erweitert und die Straßen überschwemmt; es muß Euch darum nicht leicht geworden sein, hierher zu kommen!"

„Hochfürstliche Durchlaucht," sagte nun der Syndicus, „wir erscheinen als Abgesandte einer hart bedrängten Stadt. In unsern Mauern ist Noth und Jammer; Feuer und Wasser sind gegen uns, und mächtiger, als unsere Waffen. Nicht allein die Armen haben kein Brot, auch die Reichen können mit allem ihrem Golde sich nicht mehr sättigen. Ew. Herzogliche Gnaden sitzet an wohlbesetzter Tafel; bei uns sitzt der Hunger zu Tische und steht der Hunger wieder auf. Wir sind in Noth, und Ew. Durchlaucht in Glanz und Wohlleben; es ziemt uns nicht, zu murren, wenn es dem Sieger gefällt, der von ihm Besiegten zu spotten!"

„Führen in Ew. Königlichen Majestät Landen," — wandte sich der Herzog zu seinem Gäste — „die Bürger auch eine solche Sprache, von welcher man nicht weiß, ob sie aus einem unterthänigen oder aus einem stolzen Herzen kommt?"

Den König schien die Frage zu überraschen; nicht ohne Mißfallen hatte er auf die Abgesandten

geblickt und des Syndicus Rede vernommen. Er ſchien deshalb abſichtlich einer beſtimmten Antwort auszuweichen, indem er erwiderte: „Die Sprache der Bedrängniß mag allerdings eine andere ſein, als die der Freiheit und des Ueberfluſſes. Doch möchte ich Ew. Liebden nicht in der weitern Verhandlung hinderlich ſein!“

„Wenn Euch,“ fuhr nun der Herzog zu den Abgeſandten fort, „Euer Erſcheinen vor Uns Zwang auflegt, ſo erinnert Euch nur, daß Ihr ſelbſt die Schuld davon traget. Ihr irret Euch, wenn Ihr glaubet, Wir hätten Wohlgefallen an Zwietracht und Krieg. Wir haben keinen größern Wunſch, als Unſere Unterthanen glücklich zu machen und glücklich zu ſehen. Wir gönnen gern einem Jeden ſein Recht und ſein Gut, aber Wir ſind auch nicht gemeint, von dem Unſern etwas zu opfern, am Wenigſten um der Hoffart und Herrſchſucht reichgewordener Bürger willen, die ihres Fürſten Recht und Macht mit Füßen treten!“

Die braunſchweiger Abgeſandten nahmen dieſe Anklage ſtillſchweigend hin, obſchon mit ſchwerem inneren Kampfe; denn um des Syndicus Lippen zuckte es wie Blitze, die nur mühſam veſtgehalten werden, daß ſie nicht losbrechen und zünden.

Der Herzog fuhr nun fort: „Seit länger denn dreißig Jahren lehnt ſich Braunſchweig gegen ſeinen angeſtammten Fürſten auf und ſucht Unſers Hauſes Rechte und Hoheiten zu ſchmälern. Ihr habt Unſern

seligen Herrn Vater durch Euer hoffärtiges und aufrühreriſches Gebahren ſo weit getrieben, daß derſelbe die letzten fünfzehn Jahre ſeines landesväterlichen Regiments nicht mehr wagen konnte, Eure Stadt zu betreten, wollte er nicht ſeines Lebens ſich bedroht ſehen. Mag Ew. Königliche Majeſtät," — wandte ſich jetzt der Herzog zu ſeinem erlauchten Gaſte — „Solches für möglich halten? Und doch iſt es ſo. Es war im Jahre Vier und Siebzig, daß Unſer ſeliger Herr Vater von hier aus nach Celle zog, und die Marken der Stadt Braunſchweig berührte. Als Solches der Rath erfuhr, ließ er ſogleich Geſchütz auf den Wall bringen, um ihm den Rückweg durch die Stadt zu verwehren. Und warum? Weil der Rath behauptete, die Landesherrſchaft müſſe zu jedwedem Durchzuge das Geleit vom Rathe haben. Das lautete faſt, wie Liebe und Treue; es iſt aber nichts, als Hoffart, lächerlicher Bürgerſtolz, der ſeinen Fürſten zwingen will, eine Ehre anzunehmen, die nicht aus getreuem Herzen kommt. Sagt doch, ihr Herren von Braunſchweig, was es eigentlich iſt, das Euch zu ſolchem Trotze treibt? Hat Unſer ſeliger Herr Vater nicht gerade Eurer Stadt vor allen andern des Landes ſeine Huld und Gnade erwieſen? Hat nicht Unſer Herr Vater bei Euern Rathsgeſchlechtern aus eigenem Antriebe Gevatter geſtanden? Hat Er nicht bei Euern Hochzeiten den Brautführer gemacht? Hat Er nicht Alles gethan, um Euch ſeine landesväterlichen Geſinnungen in Worten und Thaten

zu bekräftigen? Und wie habt Ihr demselben gelohnt? Mit Aufruhr und Empörung, mit Verweigerung Eures Gehorsams, mit offenbar räuberischen Einfällen in seine Lande! Und was habt Ihr gegen Uns? Weiset Uns nach, daß wir Eure Rechte nicht geschützt, Eure Privilegien nicht hätten aufrecht erhalten wollen! Ihr könnet es nicht; denn Alles, was Wir bisher gegen Euch unternommen haben, war nur die Folge Eures aufrührerischen Sinnes, Eures hoffärtigen Strebens nach Freiheit, Eures treulosen Gebahrens, Euch Unserer landesherrlichen Obergewalt zu entziehen. Redet, wenn Wir Euch Unrecht thun!"

„Wir können es nicht leugnen," antwortete der Syndicus, „daß alles Das, was Ew. Herzogliche Gnaden uns vorgehalten, auf Wahrheit beruht. Aber der traurige Zwiespalt zwischen unserm gnädigen Landesherrn und unserer Stadt geht weiter, als ein Menschenalter zurück, und reicht fast über die Zeit hinaus, für welche wir, die wir jetzt leben, verantwortlich sein können. Ich wage nicht, zu untersuchen, von welcher Seite aus der erste Anlaß dazu gegeben worden ist!"

„Das wollen Wir Euch sagen!" warf der Herzog schnell ein. „Von Euch ist der erste Anstoß gegeben worden! Ihr habt angefangen, Euch Eures schuldigen Gehorsams zu weigern und Eure Rechte eigenmächtig zu erweitern. In Euerm Reichthum, in der Hoffart Eurer Rathsgeschlechter liegt der Keim zu Euerm rebellischen Wesen. Wollte

man Eurer Rede trauen, ſo möchte man glauben, Ihr lebtet unter Unſerer oberherrlichen Gewalt wie in der Hölle, und wolltet Euch und Eure Stadt in ein Paradies verſetzen. Nun, Ihr Herrn von Braunſchweig, es mag ſich Niemand nach Euerm Paradieſe ſehnen! Ihr brüſtet Euch mit Eurer Gerechtigkeit, mit Eurem Regimente, mit Eurer Sorge für der Stadt Wohl! Ihr ziehet die Bürger an dem Gängelbande ſtadtväterlicher Liebe, das doch nur die Kette der Knechtſchaft iſt, die Ihr dem unverſtändigen Volke um den Hals werfet. Ihr ſollt und wollt die Unſchuld ſchirmen und ſchützen, aber wenn Jemand Euerm Haſſe verfallen iſt, wenn ſich ein armer Bürger dem Drucke Euers hoffärtigen Stadtadels, Eurer herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit entziehen will, ſo iſt der Rabenſtein ſein Lohn, oder wenn Ihr gnädig ſein wollt, ſo werfet Ihr ihn auf zeitlebens in Ketten und Banden. Euer beſtes Rechtsmittel iſt die Tortur; Eure Frömmigkeit und Gottesfurcht, die Ihr Euern herrſchſüchtigen Geiſtlichen durch Euern Kirchenbeſuch erweiſet, iſt nichts als eine Gefälligkeit gegen Eure Prieſterſchaft ſelbſt, die Ihr Euch nicht zu Feinden machen dürfet, weil Ihr ihre Beihülfe braucht zur Knechtſchaft über die Bürger; Eure Tapferkeit und Mannbarkeit, deren Ihr Euch rühmt, iſt Grauſamkeit, und die Freiheit, die Ihr zu erringen ſucht, iſt Empörung gegen Euern Landesherrn! Das iſt das Paradies, das Ihr aufbauen wollt!“

Der Syndicus hörte dies Alles, obwohl äußerlich ruhig und demüthig, dennoch aber mit nicht genug verdeckten Zeichen seines in Zorn und Bitterkeit entbrannten Gemüthes an. Er fühlte, daß er als ein Bittender sich und seine Begleiter in der Willkür Dessen dulden müsse, von welchem er bitten wollte. Er gewann nach längerem Kämpfen auch so viel über sich, daß er ruhig antworten konnte:

„Ew. Herzoglichen Durchlaucht gefällt es, uns heute zu erniedrigen, weil die Uebermacht der Elemente uns erdrückt hat. Von allen Vorwürfen aber, die Ew. Hochfürstliche Gnaden uns gemacht hat, und die zu widerlegen wir uns nicht gestatten mögen, schmerzt keiner tiefer, als der, welcher einen Zweifel an unserer Gottesfurcht ausspricht. So wenig, als wir in dem Maße, als Ew. Herzogl. Gnaden ausspricht, die Ehre gegen den Fürsten verletzen, so wenig verletzen wir auch das andere Gebot: Fürchtet Gott! Wie wenig selbst die jetzige Noth, die über unsere Stadt eingebrochen ist, uns die Sorge für die Seele und das gesammte geistliche Wohl der Gemeine hat vergessen lassen, beweist der Umstand, daß wir mitten in dieser Belagerung das erledigte Coadjutorat wieder besetzet, und daß der neuerwählte Coadjutor, M. Petri, unsere völlige und herzliche Zustimmung hatte, als er besondere wöchentliche Betstunden ansetzte, in welchen der gebeugte Muth unserer Stadt durch den Trost des göttlichen Wortes wieder gehoben und aufgerichtet werden soll. Auch könnte

es, wenn es sonst nicht schiene, als wollte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht Gunst und Gnade in wohlberechneten Schmeichelworten gewinnen, unserer Stadt nicht zur Verdächtigung ihrer christlichen Gottesfurcht gereichen, wenn ich mir mitzutheilen erlaube, daß bei Absingung der Litanei in der genannten Betstunde auch der Name unseres gnädigsten Landesherrn mit vor Gott genannt wurde und noch genannt wird, trotzdem, daß eben dieser gnädigste Landesherr es ist, dessen eiserne Hand jetzt auf uns liegt, und dessen Ungnade gegen uns diesen außerordentlichen Gottesdienst hervorgerufen hat!"

„Das ist löblich und christlich!" sagte der König und nickte beistimmend dem Syndicus zu. „Es kann nicht fehlen," fuhr er dann zu dem Herzoge gewendet fort, „daß solche Beweise noch nicht erloschener Liebe und Treue gegen den Landesherrn Ew. Liebden Herz gewinnen!"

„Mein hoher, königlicher Herr," entgegnete der Herzog, „ich würde auch des geringsten Segens meines Gottes unwürdig sein, wiewohl wir dies Alle sind, wenn ich aufrichtige Beweise von Liebe und Treue meiner Unterthanen nicht zu meinem Herzen sprechen ließe. Aber leider bin ich davon etwas Anders unterrichtet. Es ist wahr," sagte er dann zu den Abgeordneten, „daß Ihr jetzt Buß- und Betstunden abhalten lasset, weil die Noth Euch dazu getrieben hat; denn Noth lehrt beten. Aber wisset Ihr auch, wie Eure Geistlichen diese Gebete verrichten?

Sie lassen die Worte: Unsern Rath und die Gemeinde segnen und behüten!" dreimal singen, aber die Worte, die vorne stehen: „Unsern Herzog mächtig schützen und erhalten" lasset Ihr wohlweislich und klüglich weg."

„Es ziemt uns nicht," entgegnete der Syndicus mit fliegender Röthe auf seinem Angesichte, „an der Wahrheit der Aussage Ew. Herzoglichen Gnaden zu zweifeln, aber ich habe selbst gehört — "

„Sehr richtig," fiel der Herzog schnell ein. „Wir wollen Euch keine Unwahrheit aufdringen. Von allen Euern Kirchen ist nur eine, und von allen Euern Predigern nur Einer, der in seinem Gebete auch Unserer mit vor Gott gedacht hat. Die Kirche ist die Sanct Martinskirche und der Prediger heißt: Johannes Arndt. Aber dieser liebe, treue Mann hat es aus eignem christlichen Herzen gethan, und wird auch Euch wahrscheinlich darüber noch Rede stehen müssen. Ihr wundert Euch, Ihr Herrn von Braunschweig, daß Wir das Alles so genau wissen! Nun, Ihr möget daraus schließen, daß in Euer aufrührerischen Stadt es doch einzelne Seelen giebt, die an Uns halten. Und Eure Coadjutorwahl," fuhr der Herzog erhitzt fort, „gereicht weder Euch noch Euer Geistlichkeit zur besondern Ehre. Nicht um des Mannes willen, den Ihr gewählt habt, Wir kennen ihn nicht und mögen seine Ehre nicht antasten, aber um der Wahl selbst willen. Eure gesammte Geistlichkeit hat dagegen protestirt, weil Ihr dabei deren althergs-

beachte Rechte verletzt habt. Ihr habt mit Zank und Streit den alten Coadjutor versagt, und mit Zank und Streit den neuen eingesetzt. Da habt Ihr ein Muster Euer Gerechtigkeit und Gottesfurcht!"

„Gebt Euch keine Mühe, Euch darüber zu verantworten," setzte der Herzog ungnädig hinzu, als er sah, wie die Abgesandten zu gleicher Zeit Miene machten, sich darüber weiter auszusprechen. „Gebt Euch keine Mühe, Ihr gestrengen Herrn von Braunschweig; Was Wir wissen, wissen Wir aus ehrlichem Munde. Doch sagt, was ist eigentlich Euer Begehr?"

„Wir bitten," sagte der Syndicus mit erzwungener Ruhe, „um einen dreimonatlichen Waffenstillstand!"

„Was?" rief der Herzog heftig aus. „Ihr bittet um Waffenstillstand? Was soll das heißen? Waffenstillstand ist nur möglich unter zwei gleich berechtigten kriegführenden Mächten! Wollt Ihr, die Ihr Aufrührer und Empörer seid, etwa damit sagen, daß Ihr im Rechte seid, gegen Uns die Waffen zu führen? Wir belagern Eure Stadt, um Euch zu züchtigen, um Euch mit Gewalt zu Eurem schuldigen Gehorsam zu zwingen, da ihr freiwillig Euch darin nicht fügen wollt. Und Ihr verlangt Waffenstillstand! Fürwahr, ein neues Zeichen Eurer Hoffart! Gehet, und sehet zu, daß Eure Mauern nicht über Euch zusammenstürzen. Das Wasser hat eine spitze Zunge, und sticht durch das vesteste Gemäuer. Wir wollen doch sehen, ob Wir diesen Bürgertrotz nicht brechen

können. Gehet, Ihr Herrn von Braunschweig, woher Ihr gekommen seid!"

Die Abgesandten zögerten. Als der Herzog, in welchem der genossene Wein allerdings seine Wirkung mit thun mochte, dies bemerkte, fuhr er fort: Neitze, weiset doch den Herren die Thüre, oder rufet Unsere Leibwache herbei. Ihr aber, Speisemeister, thut Eure Pflicht. Wir wollen nicht länger Unser Festmahl Uns stören lassen!"

In solcher dringenden Lage nahm sich der König von Dänemark der Abgesandten an und sprach zu seinem erlauchten Wirthe: „Ew. Liebden hat ein volles Recht, solche unziemliche Bitte zurückzuweisen. Mich verlanget aber sast, die Gründe zu wissen, welche den Rath der Stadt Braunschweig zu solcher Bitte veranlaßt haben. Will Ew. Liebden vielleicht den Abgesandten erlauben, diese Gründe vorzubringen?"

„Ew. Königliche Majestät," entgegnete der Herzog, „verschwendet Dero Gunst an Unwürdige. Wäre es nicht das allereinfachste Mittel, aller Noth mit einem Male ein Ende zu machen, wenn diese Herren gekommen wären und sprächen: Wir wollen, wie es uns geziemet, gehorsam sein und unsern Erb- und Landesherrn anerkennen? Noch in dieser Stunde sollte die Ocker ihren freien Lauf wieder haben, und ich würde selbst mit Hand anlegen, die Schanze niederzureißen. Aber Ew. Königliche Majestät möge mir glauben, diese Herren bitten nicht um Gnade, bieten nicht ihre Hand zum Schwur der Treue, sondern

ſie wollen nur Zeit gewinnen, ſich wieder zu erholen, um, wie ſie fälſchlich hoffen, Uns beharrlicher zu widerſtehen. Doch Ew. Königl. Majeſtät Wunſch iſt Uns Befehl. Saget, Ihr Herrn von Braunſchweig, was wollt Ihr während des Waffenſtillſtands thun?"

Der Syndicus, welcher jetzt Zeit gewonnen hatte, ſeine volle Ruhe wieder zu finden, antwortete nun: „Gnädigſter Herr! Wir wiſſen wohl, daß unſere Bitte ſelbſt eben ſo unziemlich ſein mag, als ſie unziemlich in Worte gefaßt iſt. Wir fühlen es, daß wir weniger um Waffenſtillſtand, als um Schonung zu bitten haben. Auch werden meine Begleiter es mir bezeugen, daß im Rathe ſelbſt der ſchuldige Gehorſam gegen Eure Herzogliche Gnaden keineswegs erſtorben iſt, und die Huldigung ſchon längſt geſchehen wäre, wenn der Rath allein dies zu thun vermöchte. Aber unter den Bürgern ſelbſt herrſcht leider ein widerſetzlicher Geiſt; wir können es nicht leugnen, daß der Reichthum, welchen Gott unſerer Stadt geſchenket hat, und das Beiſpiel einiger andern Städte unſere Bürgerſchaft verführet hat, nach einer Freiheit und Abhängigkeit zu ſtreben, die nur mit Auflöſung der Hoheitsrechte unſeres gnädigſten Landesherrn zu erreichen iſt. Eure Herzogliche Gnaden weiß, zu welchen harten Maßregeln der Rath ſchreiten müßte, um ſeine eigenen Rechte den Bürgern gegenüber zu wahren. Wenn ein Volk aufſtehet und in ſeiner Verblendung beharret, wird alle obrigkeitliche Gewalt zu Schanden.

Wollte nun der Rath jetzt thun, was ihm selber als das Nothwendige erscheint, so würde er seine eigene Macht gefährden und dem blinden Zorn der Bürger verfallen. Wir brauchen Zeit, um unsere Bürger und ihre Hauptleute und Gildemeister davon zu überzeugen, daß ihr Gebahren gegen den gnädigsten Landesherrn Empörung ist; darum bitten wir um Waffenstillstand, oder wenn dies Wort Ewr. Hochfürstlichen Durchlaucht unangenehm ist, um zeitweilige Aufhebung der Belagerung. Auch glaubten wir, daß es unserm gnädigsten Landesherrn erfreulicher sein möchte, wenn eine ganze Stadt aus eigenem freien Entschlusse, aus gewonnener besserer Ueberzeugung, seinem Fürsten den Huldigungseid ablegte, als wenn dies ein Werk der Noth und Angst, ein Werk des Zwanges ist. Die freie Liebe dient treuer, als die erzwungene!"

Der Herzog nahm diese Worte mit finstern Blicken auf; doch war des Syndicus Rede als ein Angriff auf die natürliche Gutmüthigkeit des Herzogs so wohl berechnet, daß sie nicht ganz ohne die gewünschte Wirkung blieb. Der Herzog blickte mürrisch vor sich hin und schien mit sich ernstlich zu kämpfen.

Da ergriff einer der kaiserlichen Abgesandten, Graf Hohenlohe, das Wort und sagte: „Ihr Abgesandten von Braunschweig! ich mag es Euch nicht verhehlen, daß Kaiserliche Majestät Eurer Stadt nicht freundlich gesinnt ist. Ihr habt bisher alle friedliche Vermittelung zwischen Eurem durchlauchtigsten Herzog und Euch verachtet; Ihr habt selbst Euch zu spotten

erlaubt und die über Euch ausgebrochene Acht verhöhnet. Wisset Ihr, daß es Kaiserlicher Majestät nur eines Wortes bedarf, um Euren Trotz zu brechen und Eure Stadt zu zerstören? Wir sind von unserm allergnädigsten Kaiser und Herrn hierher gesandt, um dem frevelhaften Beginnen endlich einmal ein Ende zu machen. Ist es nun Euch Ernst, Euch, wie sich's geziemt, Eurem gnädigsten Landesherrn zu unterwerfen, so beweiset dies, nicht mit Wort, sondern mit der That. Entlasset Eure Kriegsknechte, leistet den Eid der Treue und Alles soll vergeben und vergessen sein. Fühlet Ihr denn nicht, daß dieser traurige, blutige Zwist Euch selbst nur Schaden und Verderben bringen kann? Meinet Ihr, Euer Reichthum sei unerschöpflich? Wisset Ihr nicht, daß der Krieg zu seinem Gefolge Unglauben und Sittenlosigkeit hat? Kennt Ihr den Bürger, das Volk so wenig, daß Ihr auf seine Dankbarkeit rechnen könnt? Habt Ihr nicht schon Empörung und Aufwiegelei innerhalb Euerer Mauern gehabt? Meinet Ihr, daß das Feuer, welches Henning Braband unter den Bürgern angezündet hat, bis auf den letzten Funken erloschen sei? Was wollt Ihr denn thun, wenn Ihr von einem durch des Krieges Greuel und hoffärtiges Leben verwilderten Volke verrathen da steht, und in Euerm Erb- und Landesherrn auf keinen Schutz hoffen könnt?"

„Noch mehr," fuhr der Graf fort, als die Abgesandten schwiegen: „Euer gnädigster Landesherr machte

Eure Gottesfurcht zweifelhaft, und das griff Euer Herz und Gewissen an. Habt Ihr auch bedacht, mit welchem Rechte? Ihr bittet in Eurer Litanei auch allezeit mit, daß Gott Euch vor Krieg, Aufruhr und Empörung bewahren möge. Seid Ihr nun nicht offenbare Frevler gegen Gottes heiliges Gebot, wenn Ihr den Greuel, den Gott von Euch fern halten soll, selber herbeizieht?"

Die Abgesandten blickten still vor sich hin, aber weniger, wie es schien, weil ihr Gewissen sie anklagte, als vielmehr aus drückender Verlegenheit, wie sie solchem Wort begegnen sollten. Da nahm endlich der Bürgermeister Bußmann das Wort und sagte:

„Ich erlaube mir, die Versicherung zu wiederholen, daß der Rath selbst in seiner Mehrheit dies Alles wohl erwogen hat, und daß er für seinen Theil täglich und stündlich bereit ist, den Huldigungseid zu leisten. Aber, es ist schmerzlich, daß ich's sagen muß, wir sind in der Bürger Gewalt, und selbst die große Noth, welche jetzt über unsere arme Stadt gekommen ist, hat nur in Wenigen den Muth gebeugt. Darum wagten wir, um Bedenkzeit zu bitten, um das verblendete Volk nach und nach zur Erkenntniß zu bringen!"

„Glaubt ihnen nicht, Herr Graf," fiel hier der Herzog schnell ein. „Diese Herren wissen ihre Worte recht wohl zu setzen, aber es fehlt das ehrliche, treue Herz. Habt Ihr nicht gehört, daß der Eine versicherte, wie der ganze Rath Unsere landesherrlichen

Rechte anzuerkennen bereit wäre, während der Andere nur von einer Mehrheit im Rathe redet? Glaubt mir, edler Herr Graf, wenn Ihr der Sache tiefer auf den Grund gehet, so werden aus dieſer Mehrheit einige wenige Leute, wenn's hoch kommt; am Sicherſten aber ſeid Ihr, wenn Ihr dies Alles für Heuchelei haltet."

„Bedenket doch", fuhr der Herzog weiter fort, „daß ſich dieſes Trugſpiel ſeit länger denn zwanzig Jahren abſpielt; daß mein ſeliger Herr Vater dieſen Kummer mit in ſein Grab genommen hat. Und wahrhaftig, ich will nicht daſſelbe thun. Ihr Herren von Braunſchweig, entweder völlige Unterwerfung, oder Fortdauer der Belagerung, und ſollte kein Stein auf dem andern bleiben. Ich will lieber über eine öde Brandſtätte in meinem Lande gehen, als eine wohlgebaute und reiche Stadt dulden, in deren Mitte Spott und Hohn, Aufruhr und Empörung, Mord und Blutvergießen heimiſch iſt! Noch einmal, entweder Ihr bringet Eure Unterwerfung, oder Ihr bringet Eurer Stadt die Botſchaft zurück, daß ihr Verderben unvermeidlich iſt!"

„Wie gerne", ſagte nun der Syndicus mit demüthigen Geberden, „möchten wir das faſt augenblicklich thun, wenn wir es vermöchten! Aber mögen Ewr. Herzogliche Gnaden doch bedenken, daß die Abgeſandten ihre Vollmacht nicht überſchreiten können. Was würde unſer Lohn ſein, wenn wir zurückkehrten?"

„Das möge Eure Sorge ſein!" antwortete der

Herzog ruhig. „Habt Ihr nicht ſo viel Macht und Anſehen, daß Ihr Euch über eine gerechte Handlung verantworten könnt? Liegt nicht eben in dieſer Furcht, die Euch bei dem Gedanken an die Rückkehr befällt, der Beweis für Eure zweifelhafte Geſinnung? Ihr ſeid der oberſte Richter der Stadt, Ihr habt den ganzen Patrizierſchwarm auf Eurer Seite, Ihr habt eine große Menge fremdes Kriegsvolk im Solde, und doch fürchtet Ihr Euch vor einem rohen Volkshaufen? Sollte man doch glauben, Ihr wäret zu zart, Euern Bürgern auch nur ein ſcheeles Angeſicht zu zeigen, und doch gilt Euch das Blut Eurer Bürger eben nicht mehr, als der Waſſertropfen; und ob ein oder zehn Menſchenleben im Kerker verſchmächten, iſt gleichgiltig, wenn Ihr nur am Leben und am Regimente und im ungeſtörten Wohlſein bleibt. Sagt doch, warum haltet Ihr den alten Bürgermeiſter Lübecke noch gefangen? Warum ſchmachtet der alte Rathsherr Wittekopf noch im Kerker? Um der Bürger willen haltet Ihr ſie nicht in Haft; denn wenn Ihr ſie heute frei laſſet, ſo freuet ſich der Bürger darüber. Es geſchieht um Eurer ſelbſt willen! Nicht den arbeitſamen, geduldigen, gehorſamen und unverſtändigen Bürger, der ſich aus angeborener Furcht und Scheu zu Euerm Knechte macht, nicht dieſen fürchtet Ihr, ſondern nur den Ehrenmann, der mit ſeinen Gedanken von wahrer chriſtlicher Freiheit, von wahrer Verbeſſerung bürgerlicher Wohlfahrt Euch zuwider iſt, und die Privilegien Eurer Stadtjunker gefährden könnte!"

Der Syndicus merkte nun wohl, daß die Hoffnung auf endliche Erreichung ſeines Geſuches immer weiter zurückwich und daß es nun hohe Zeit war, vom letzten Mittel, das ihm freilich ſchwer genug werden mochte, Gebrauch zu machen. Es war dem Rathe daran gelegen, um jeden Preis einen Waffenſtillſtand zu erkaufen, weil er, wie ſich ſpäter ergeben wird, nur durch Gewinn an Zeit ſeine eigentlichen Zwecke zu erreichen hoffen konnte.

„Gnädigſter Herr Herzog", ſagte nun der Abgeſandte im Tone demüthiger Bitte: „Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß Dero Worte mir über den wahren Zuſtand unſerer Stadt eine mir unerwartete Aufklärung gegeben haben. Konnte ich nun ſelbſt, der ich doch viel heller zu ſehen glaubte, als alle Andern, in ſolcher Verblendung beharren, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die ganze Bürgerſchaft ſich im gleichen Irrthum über ſich ſelbſt befindet. Gnädigſter Herr, weiſet unſere Bitte nicht zurück! Eurer Durchlaucht menſchenfreundliches Herz vermag Niemandem, auch dem geringſten Diener nicht, die Zeit, die ihm zur beſſern Erkenntniß nöthig iſt, zu verweigern. Wir haben die Gefahren, die uns treffen können, und die der edle Herr Graf uns ſo klar auseinandergeſetzt hat, nicht zum kleinſten Theile ſo ernſt erwogen; wir fühlen, daß unſere Stadt nicht nur vor ihrem gnädigſten Landesherrn, ſondern auch vor Kaiſerlicher Majeſtät eine ſchwere Schuld auf ſich geladen hat. Wir für unſere Perſon ſind willig und bereit, ſie nach beſtem

Vermögen abzutragen und wollen Euer Herzoglichen Gnaden fortan getreue Unterthanen ſein!"

„Wir", fuhr der Syndicus nach einer Pauſe fort, als er das zweideutig lächelnde Angeſicht des Herzogs erblickte: „Wir haben die gewiſſe Zuverſicht, daß unſer Wort bei dem geſammten Rathe und der Bürgerſchaft ſeine Wirkung nicht verfehlen wird; aber dazu bedürfen wir Zeit, theils um unſerer eigenen Sicherheit willen, theils um durch unvermittelte Vorſchläge die eiferſüchtige Bürgerſchaft nicht zum Mißtrauen zu reizen!"

„Nun gut," ſagte jetzt der Herzog beſänftigt, „thut das, und Wir werden ſehen, ob Ihr es ehrlich mit Uns meint!"

„Und will," ſetzte nun der Abgeſandte hinzu, „unſer gnädigſter Landesherr nicht nun auch die Noth von uns nehmen, und die Stadt auf einige Zeit frei geben?"

„Das ſcheint Uns nicht nöthig," entgegnete der Herzog. „Wenn Wir das Feuer von der Königsſchanze werden aufhören laſſen, ſo iſt die Noth zur Hälfte beſeitigt. Die Ocker möge unterdeß Eure Straßen und Märkte bewäſſern; ihr Anblick wird deſto ſchneller Euch und die Bürgerſchaft zur Beſinnung bringen!"

„Nicht doch, Ewr. Liebden," rief jetzt der König im freundlichſten Tone aus. „Laſſet nur die Sprache Eures chriſtlichen Herzens völlig laut werden. Es bleibt Ewr. Liebden doch immer die Macht in Händen, wenn ja die erwieſene Langmuth und Gnade an

Unwürdige verschwendet sein sollte. Mich dünkt aber, ein Gelübde der Treue, welches in Ewr. Liebden Gegenwart und in Gegenwart der edlen Abgesandten Kaiserlicher Majestät und auch Angesichts meiner eigenen Person abgelegt worden ist, könne doch nur aus treugesinntem, ehrlichen Herzen kommen!"

„Euer Königlichen Majestät Fürwort," antwortete der Herzog, „ist allerdings für mich ein Befehl; gebe Gott, daß dasselbe die erwarteten Früchte trage. Nun, so sei es denn," wandte er sich jetzt an die Abgesandten, „Wir bewilligen Euch zum letzten Male die erbetene Frist von drei Monaten, um Euch Zeit zur bessern Erkenntniß, zur endlichen Besinnung zu lassen. Wir werden noch heute die Schleußen öffnen lassen und den Strom wieder frei geben, auch Befehl ertheilen, daß das Feuer von der Königsschanze aufhöre. Denket an Euer Wort! Und nun gehet und thut, was zu thun ist!"

Und die Abgesandten verbeugten sich tief und verließen den Saal.

Noch am selben Tage hörte das Feuer auf der Königsschanze auf, und Tags darauf, den 7. Januar 1606, war die Stadt von Wasser frei und die Ocker floß wieder in ihrem natürlichen Bette.

Auf dem Neustadt-Rathhause aber saßen die

fünf Bürgermeiſter, die beiden Syndici und der ganze Rath zuſammen und berathſchlagten, was zu thun ſei.

Nach beendigter Berathung nahm der Syndicus Dr. Röerhand das Wort und ſagte:

„So ſind wir alſo einig, uns dem Herzoge in keiner Weiſe zu unterwerfen, und den männlichen Kampf um die Freiheit unſerer Stadt fortzuſetzen, ſo lange noch ein Mittel uns übrig bleibt. Die Päſſe ſind nun offen. Wir werden nun zunächſt an alle ſächſiſchen und markbrandenburgiſchen Hanſeſtädte Boten ſchicken und dringend und freundnachbarlich bitten, uns eiligſt Kriegsvolk zu ſenden, und zwar nur zur Nachtzeit, damit weder das Haupt des Krieges, der Herzog, noch die kaiſerlichen Brillenreißer ſie zu erſpüren vermögen. Für getreue Boten habe ich bereits geſorgt; ſie ſind im großen Gewölbzimmer verſammelt und ſind bereit, augenblicklich abzureiſen. Der rothe Löwe von Braunſchweig läßt ſich nicht ſo leicht in ſeinen Käfig ſperren! Sieg und Freiheit dem Löwen von Braunſchweig!“

Und noch am ſelben Tage trugen die Boten ihre Schreiben nach allen Himmelsgegenden aus.

Capitel 6.

Frühlingswanderung.

Wie lieblich ſind auf den Bergen die Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da ſagen zu Zion: Dein Gott iſt König!
Jeſ. 52, v. 7.

Die große norddeutſche Tiefebene wird im Süden des Fürſtenthums Wolfenbüttel von einzelnen waldreichen Hügelketten durchzogen, unter welchen die Aſſe, welche ſich bis zu achthundert Fuß über dem Meere erhebt, ganz beſonders zu nennen iſt.

Auf der höchſten Höhe dieſes romantiſchen Bergzuges liegen ſchon ſeit dem Jahre 1492 die Ruinen der Aſſeburg, eines vom Herzoge Otto von Sachſen um das Jahr 904 erbauten, von Heinrich dem Vierten aber wieder zerſtörten Schloſſes. Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurde dieſe Burg zwar wieder aufgebaut, aber der Herzog von Braun-

chweig selbst, der mit dieser Stadt, zu welcher später die Asseburg gehörte, schon im fünfzehnten Jahrhundert in Zwiespalt war, ließ sie in dem obengenannten Jahre wieder niederreißen; und seitdem trauern diese Ruinen über verschwundene ritterliche Zeiten und ziehen manchen Wandrer auf angenehmen, schattigen Wegen zu sich hinauf, um ihm den Verfall alles Irdischen an ihrer eigenen gestürzten Herrlichkeit zu zeigen.

Dieses Weges gingen an einem freundlichen Märztage, der früher, als in andern Jahren, die Lieblichkeit und Wärme des nahenden Frühlings über die Erde ausbreitete, zwei Männer im traulichen Gespräche mit einander.

„Wie wohl thut mir diese warme Frühlingsluft," sagte der Eine. „Nun erst fühle ich, daß der liebe Herr im Himmel mir volle Gesundheit wieder geschenkt hat, daß ich noch einige Zeit mich meines Gottes hier auf seiner schönen Erde freuen soll. Und wenn Ihr, mein theurer, junger Freund, es auch mehr, als manch' anderer Arzt, fühlen möget, daß der Arzt im Himmel Eure Sorge und Arbeit segnen muß, soll sie anders gedeihen, so muß es Euch selbst doch große Freude bereiten, einen Kranken wieder gesund zu sehen!"

„Gewiß, mein ehrwürdiger Herr," antwortete der Begleiter, „obgleich die Freude eines Arztes über die Wiedergenesung seines Kranken nur ein schwaches Abbild der Freude sein mag, welche der Seelenarzt

über die endliche Rettung eines verlornen Menschen empfindet!"

„Und doch," setzte der Erste hinzu, „wurzelt die Freude Beider in demselben Trostgedanken göttlicher Langmuth und Gnade, und treibt in dem Geretteten, mag er vom drohenden Tode des Leibes oder der Seele erstanden sein, zu demselben Ziele. Ich mag es nicht gern für möglich halten, daß Jemand, der von einer schweren Krankheit wieder zum neuen Leben aufsteht, nicht auch zugleich im Geiste seines Gemüthes sich erneuerte. Es predigen zwar alle Schicksale unseres Lebens und alle Trübsal die Weisheit und Liebe Gottes; aber in der Krankheit des Leibes liegt doch ganz vorzüglich das Saamenkorn der besseren Erkenntniß seiner selbst, und somit der bessern Erkenntniß göttlicher Gnade und Barmherzigkeit!"

„Stellet Euch, lieber Nebelthau," fuhr Jener fort, als er sah, wie sein Begleiter in stiller Betrachtung neben ihm herschritt und wahrscheinlich an seine eigene Zeit der Krankheit dachte, — „stellet Euch einen Kranken vor, der des Nachts nicht schlafen kann. Rings um ihn herrscht tiefe Ruhe; selbst Die, welche des Tages über seiner pflegen, ruhen ermüdet aus. Er erscheint augenblicklich von aller menschlichen Hilfe verlassen und muß nothwendig den Blick auf sich selber wenden und mit seinen eigenen Gedanken verkehren. Die Leidenschaften, die im gesunden Zustande seines Leibes ihn beherrschten, schweigen jetzt; er ist herausgerissen aus seiner Lebensordnung, entfernt von

seinen Sorgen und Arbeiten, entzogen seiner gewohnten Freude und Lust, entrissen allen Gefahren, welche eine freie Thätigkeit über uns bringt. Sein Lebensgang steht gleichsam eine Zeit lang still und er muß sich umschauen, um den Ort zu erkennen, wo er angekommen ist, und den Weg überblicken, welchen er zurückgelegt hat. Meinet Ihr nicht, lieber Rebelthau, daß nun alle Bilder seines vergangenen Lebens vor seine Seele treten müssen? Die Krankheit bricht allen natürlichen Stolz, alle Hoffart, und reißet dem Menschen alle Waffen aus der Hand, mit welchen er bisher sich gegen Alle und gegen Alles vertheidigt hat, was er bisher als einen Feind und Widersacher seiner Lebensansichten betrachtete. Ach, da reden gar viele, bisher durch das Geräusch des Lebens, durch Arbeit und Lust unterdrückte Stimmen des Herzens und Gewissens ihre kräftige Sprache; die zerstreuten Gedanken werden gesammelt, und die Seele wird mit krank; das heißt, sie fühlt die Armuth und das bisherige traurige Stückwerk ihres wahren Lebens. Wer durch eine schwere leibliche Krankheit nicht zur Besinnung gebracht wird, wer nicht von seinem Krankenlager als ein neuer, besserer Mensch aufsteht, Dem ist das segensreichste Zuchtmittel, welches der langmüthige, weise und gnädige Gott zu unserm Seelenheile anwendet, ungenützt vorüber gegangen!"

„Oft schon," setzte der ältere Begleiter, der Niemand anders, als der treue, liebe Johannes Arndt sein konnte, seine Rede fort, — „oft schon habe ich,

wenn ich einen Menſchen ſah, den alle übrigen, traurigen Erfahrungen ſeines Lebens nicht zur Selbſterkenntniß, zur Reue und Buße führen konnten, von ihm gedacht, es fehle ihm nur noch ein hartes und ſchweres Krankenlager, an welches die drohende Geſtalt des Todes tritt; es fehle ihm eine einzige einſame, ſtille Nacht, wo er, obgleich todesſchwach und matt, doch nicht ſchlafen kann, wo er dann Einkehr in ſich ſelber halten muß! Ach, rede mir Niemand Uebels von des Leibes Schmerz und Krankheit. Kommt nur erſt der leibliche. irdiſche Arzt in's Haus, ſo ſteht der himmliſche Arzt ſchon vor der Thüre und wartet nur auf das erſte Flehen des Kranken: Herr, hilf mir! Auch hier gilt des Herrn Wort: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken!"

„Ja, ja," ſagte Nebelthau ſtill vor ſich hin: „die Krankheit iſt nicht zum Tode, ſondern zur Ehre Gottes, und dem Kranken wird das Gebet des Glaubens helfen. Ach, mein ehrwürdiger Freund, ich kann es nicht begreifen, wie es Aerzte geben mag, welche ſich um ihrer Kunſt willen die Stütze des Glaubens, der Religion wankend machen, und über die Erforſchung und Kenntniß des Leibes das Leben der Seele vergeſſen und herabſetzen!"

„O doch!" entgegnete Arndt. „Wenn der Arzt den menſchlichen Leib in ſeine Theile zerlegt und mit gelehrten Mienen den Sitz der Seele im Herzen oder im Haupte, oder in den Nerven, oder ſonſt wo nachweiſet, und Euch vordocirt, daß im Blute allein alles

Leben sei, und daß die Bildung einzelner Knochen und Muskeln nicht allein das Temperament, sondern auch die ganze geistige Richtung bestimme, und er dann den todten Leib der Verwesung anheim fallen sieht, so ist die Gefahr nahe, auch an die todte Seele zu denken. Freilich ein trauriger Schluß, der aller Weisheit und Liebe Gottes, mit welcher er das Band zwischen Seele und Leib geknüpft hat, spottet!"

„Ich fühle es immer mehr," sagte Nebelthau, „wie gerade der Arzt ohne innigen herzlichen Glauben, seine Kunst selber herabsetzt und vernichtet und sich der kräftigsten Stärkungsmittel in Führung seines schweren Amtes beraubt. Wie viele Krankheiten gibt es, die nur dann weichen, wenn das Herz wieder zum Frieden mit Gott gekommen ist! Wie will nun der Arzt auch auf das mühselige und beladene Herz seines Kranken wirken, wenn er selber an die Hilfe von Oben nicht glaubt, wenn er weder durch Blick, noch durch Miene, noch durch Wort den Leidenden erkennen läßt, daß er mit ihm in dem Einen, was noth thut, Eins sei? Noch mehr! Wie will der Arzt seiner schweren Pflicht genügen, die ihn oft in Gefahr für seine eigene Gesundheit bringt, wie will er seinen Muth erhalten, wie will er Geduld lernen und mit den Schwachen und Kranken Nachsicht haben, wenn er dies nicht Alles aus dem Reichthum seines innigen Glaubens schöpft, wenn nicht das kindliche Vertrauen auf Gottes allmächtigen Schutz und gnädigen Beistand ihn stärkt und an Krankenbetten ruhig aus-

halten läßt? Wie will der Arzt aus Liebe zu seinen kranken Brüdern Mäßigkeit und Enthaltsamkeit üben, damit er jede Stunde des Tages und der Nacht fähig ist, zu rathen und zu helfen und immer liebreich und unverdrossen sein schweres Amt zu erfüllen, wie mag er solches thun aus Liebe zu den Brüdern, wenn er Gott nicht liebt? Und wiederum, wie mag der Kranke einem Arzte, der keinen Glauben hat, sein kostbarstes Erdengut, sein leiblich Leben anvertrauen?"

„Ach, wie erfreut mich dies Wort!" rief Arndt aus und blieb, weil der Weg etwas bergan führte, stehen. „So wie ein Gärtner mit stillem Vergnügen seine Flur überschaut, die er mühsam bearbeitet hat, und die nun da steht in blüthenreicher Pracht, so erquickt es einen Seelsorger, wenn er in seiner Gemeinde auf Seelen stößet, die den erworbenen Segen des gepredigten Gotteswortes in Wort und Werken offenbaren! Und wie dank' ich's Euch, mein theurer Freund, daß Ihr mich zu diesem Spaziergange nicht allein überredet, sondern auch begleitet habt!"

„Seht," fuhr er dann fort, „hier hat eine freundliche Hand eine Bank errichtet; ein wenig Ausruhen wird uns wohl thun. Wie lieblich liegt die Landschaft vor uns; wenn auch noch halb erstorben, so quillt doch überall das neue Leben hervor. Möchte man nicht sagen, der Winter sei eine Krankheit der Erde, und der Frühling die Zeit der Wiedergenesung des neuen Lebens? Seht nur," fuhr Arndt freudigen Tones fort, und zeigte mit seinem Wanderstabe links

und rechts auf die erwachende Erde, — ſeht nur, wie der Huflattich ſeine Knospen entwickelt, und dort der heimtückiſche Kellerhals ſein pfirſichfarbenes Antlitz aufthut! Auch die Erle und die Haſelnuß haben ihre Blüthen ausgehängt, und die Saalweide weidet ihre Blüthenkätzchen im Sonnenſchein. Dort ſchwatzt eine große Menge breitblätteriger Crocus miteinander und erzählen den lieben Veilchen, wie es doch ſo ſchön iſt auf Gottes Erde! Und dort unten in der Aue, die ſich in die Stadt zurückzieht, blickt der Blüthenhimmel der Cornelkirſche zu uns herauf! Ach, mein Freund, wie iſt doch der Herr ſo freundlich und gnädig! Ja, ſteiget nur zum Himmel auf, ihr Lerchen dort unten auf den Feldern, und ſinget euer Loblied! Auch ihr Bienlein möget mit ſummen und euch freuen, daß die Arbeit wieder anfängt. Iſt mir's doch, als hätte ich in meinem ganzen Leben mich niemals des Frühlings ſo erfreut, wie heute! Vielleicht weil er den Kalender Lügen ſtraft, und eher einzieht, als ihm der Kalendermann die Thore geöffnet hat!"

„Was iſt das für ein Geräuſch!" unterbrach hier Nebelthau ſeinen Begleiter. „Das klingt wie Hufſchlag! Ohne Zweifel; dort ſehe ich zwei Reiter quer durch den Buſch brechen; ſie haben gerade die Richtung nach uns!"

„Seid Ihr doch faſt furchtſam!" rief Arndt lächelnd aus. „Findet Ihr es ſo außerordentlich, daß außer uns Beiden auch Andere dieſe Anhöhe beſuchen, um

einen freien Blick in's Braunſcheiger Land zu gewinnen?"

„Nein, das nicht!" entgegnete der Arzt. „Aber das müſſen vornehme Herren ſein! Seht nur das reichgeſtickte Koller, das blinkende Baret mit den wehenden Federn, die prachtvoll gezäumten, edlen Roſſe. Jetzt haben ſie uns geſehen und kommen auf uns zu!"

Und die beiden Reiter waren in wenig Augenblicken ſo nahe, daß Arndt und ſein Begleiter ſich von der Bank erhoben, um ſie mit reſpectvoller Verbeugung zu begrüßen.

„Nein, ich irre mich nicht," rief plötzlich der eine Reiter aus, und fuhr zu dem Andern gewendet fort: „Gnädigſter Herr, das iſt der Pfarrer Arndt aus Braunſchweig!"

Wie der Herzog Heinrich Julius, denn dies war er, dieſen Namen hörte, hielt er ſchnell ſein Roß an, bog ſich nach den beiden Wanderern zurück und fragte: „Iſt es wahr, ſeid Ihr der Johannes Arndt?"

„Euer Fürſtlichen Gnaden zu dienen!" antwortete dieſer und wiederholte ſeine Verbeugung.

„Wißt Ihr was, Reitze," ſagte nun der Herzog, „wir haben auch nur zu gewinnen, wenn wir hier ein wenig bleiben!" Und damit ſchwang er ſich ſchnell vom Pferde, warf ſeinem Geheimſecretär, der daſſelbe that, den Zügel zu und trat dem Pfarrer näher.

„Seid mir gegrüßt, Ihr braver, biederer Mann!" ſprach der Herzog und reichte ihm freundlich die Hand.

„Mich hat es lange schon getrieben, Euch persönlich kennen zu lernen, um Euch für Euer Buch vom wahren Christenthum zu danken! Wie steht es mit den übrigen drei Büchern, die Ihr uns versprochen habt?"

„So Gott will, soll das zweite Buch bald erscheinen," antwortete Arndt.

„Sagt mir," fuhr der Herzog in etwas spitzigem Tone fort, „das wahre Christenthum, das Ihr uns so erbaulich beschreibt, habt Ihr doch wohl nicht in Braunschweig studiren können?"

„Mein gnädigster Herr," entgegnete Arndt mit schmerzlichem Lächeln, „es gibt allerdings nur einen Ort, nur eine Hoheschule, wo das wahre Christenthum gelehrt und gelernt wird, nämlich die heilige Schrift, und es gibt nur eine Gemeinde, in welcher es geübt wird, nämlich die Gemeinde der Heiligen, die unsichtbare Kirche!"

„Ich sehe, Ihr wollt nichts auf Braunschweig kommen lassen," sagte der Herzog lächelnd.

„Wenn Euer Fürstl. Gnaden mir erlauben," fuhr Arndt fort, „so habe ich dies allerdings nicht ausdrücken wollen. Ich könnte vielmehr, ohne Jemandem wehe zu thun, sagen, daß ich mich eben deshalb erdreistete, ein Buch vom wahren Christenthum zu schreiben, weil ich, es sei Gott geklagt, fast überall nur das falsche kennen lernte!"

„Nun, und ärntet Ihr die Früchte Eurer Arbeit?" fragte der Herzog weiter.

„Eben in diesem Augenblicke," antwortete Arndt, „ärnte ich eine köstliche Frucht!"

„Ei, Herr Pfarrer," rief der Herzog lächelnd aus, „könnt Ihr denn auch schmeicheln?"

„Ich dachte nicht daran," entgegnete Arndt mit flüchtiger Röthe. „Ich wollte nur die erfreuliche Wahrheit aussprechen, wie wohl es mir thut, aus dem Munde Euer Fürstl. Gnaden zu vernehmen, daß die Sorge um das wahre Christenthum auch Dero Herz erfüllt. Die Fürsten und Herren dieser Welt sind nicht immer gern Diener und Knechte im Reiche Gottes."

Der Herzog schien von diesen Worten ein wenig betroffen; als er aber in das edle milde Auge des freimüthigen Mannes schaute, nahm seine Miene wieder den Ausdruck herzlicher Zuneigung an. „Ich nehme," sagte er, „gern meinen Theil von diesem Vorwurfe auf mich, und ich darf Euch gestehen, daß Euer Buch nicht ohne Segen für mich gewesen ist und ferner sein wird. Aber wenn Ihr diesen Stadtherren da drinnen ein wenig wahres Christenthum beibringen könntet und ihre Hoffart beugen, es stände besser um sie und um die Ruhe im Lande!"

„Ist der junge Mann Euer Sohn?" fuhr der Herzog jetzt fort, als Arndt in bescheidenem Schweigen verharrte.

„Nein, mein gnädigster Herr!" antwortete dieser. „Gott hat mir keine Kinder gegeben. Es ist ein junger Arzt, Namens Nebelthau, aus Bremen hierher

gekommen, mir aber ein lieber Freund und Helfer geworden."

„Und was führt Euch Beide hierher in die Nähe dieſer Burg?" fragte der Herzog.

„Der warme Frühlingstag hat uns herausgelockt," antwortete der Pfarrer; „mir aber beſonders ſoll dieſer Spaziergang zur leiblichen Kräftigung dienen, da ich erſt unlängſt von einer ſchweren Krankheit mit Gottes Hilfe wieder erſtanden bin!"

„Nun, ſorget für Euer Wohlſein," ſetzte der Herzog freundlich hinzu. „Männer, wie Ihr, können nicht lange genug leben! Mich hat es herzlich erfreut, Eure Perſon kennen zu lernen, da Eure Schrift mir ſo lieb und werth geworden iſt. Gott ſchenke Euch Kraft und langes Leben und reichen Segen Eurer Arbeit; — zunächſt in Braunſchweig ſelbſt. Dort thut's am Meiſten noth!"

Darauf reichte er ihm nochmals freundlich die Hand, ſchwang ſich dann mit ritterlicher Gewandtheit auf ſein Roß und eilte langſam davon. Reitze aber, der Secretär, winkte traulich mit der Hand den beiden Männern zu und folgte ſeinem erlauchten Gebieter.

Während nun Arndt und Rebelthau ihren Weg weiter bis hinauf zur Burg fortſetzten, ſchlugen die beiden Reiter die Richtung nach dem großen Vahlberg ein. Sie ritten eine Zeit lang ſtillſchweigend neben einander; der Herzog ſchien mit ernſten Gedanken beſchäftigt, die, da ſein Blick zuweilen nach Braunſchweig hinſchweifte, wohl der Betrachtung

dieſer Stadt und ſeiner Bewohner gelten mochten. Von bewilligtem, dreimonatlichem Waffenſtillſtande war die Hälfte abgelaufen, und noch hatte ſich kein Zeichen kund gegeben, welches auf eine Unterwürfigkeit des ſtolzen Braunſchweiger Löwen ſchließen ließ.

„Ich fürchte," ſagte jetzt der Herzog, „ich habe meine Huld und Gnade an Undankbare und Unwürdige verſchwendet. Wenn das Gerücht wahr iſt, daß von mehrern Seiten fremdes Kriegsvolk zur Stadt gezogen iſt, ſo ſtehen dieſen Herren Bürgern da drinnen noch ſchreckliche Tage bevor. Bei meiner Seele, betrügt mich die ſtolze Stadt dies Mal wieder, dann ſoll keine Barmherzigkeit mehr in mein Herz kommen!"

„Irre ich nicht," ſagte der Secretär, „ſo kommt dort ein Trupp Reiter auf uns zu; und zwar in die Farben der Stadt gekleidet. Ja ja, ſie ſchwingen das Fähnlein mit dem rothen Löwen!"

„Ich will doch nicht fürchten, daß ſie ſich erkühnen, auf uns Jagd zu machen!" rief der Herzog aus, als er ſah, wie die Reiter, etwa dreißig Pferde ſtark, ſich plötzlich in wilden Galopp ſetzten, und die gerade Richtung nach ihm einſchlugen.

Noch ehe aber der Herzog nach ſeiner Piſtole greifen konnte, blitzten dort mehrere Feuer auf, und pfeifend flogen einige Kugeln rechts und links an ihm vorüber.

„Gott verdamme dieſe Räuber und Mörder!" rief der Herzog aus. „Hier wäre es Wahnſinn, ſich gegen

eine so starke Rotte von Wegelagerern zu vertheidigen. Auf, Neitze, laßt uns unser Leben retten!"

Und nun flogen die Beiden auf ihren flüchtigen Rossen über die Ebene dahin. Aber auch die andern Reiter stürmten in wilder Jagd ihnen nach und erfüllten mit rohem, weithintönendem Geschrei die Luft. Die kühnsten und flüchtigsten unter ihnen waren bis auf Pistolenschußweite den Fliehenden nahe gekommen, und drückten das mörderische Geschoß auf sie ab.

Da zuckte Paul Neitze, wie von elektrischem Schlage getroffen, zusammen, und als er die Hand an seine linke Seite legte, war sie mit warmem Blute gefärbt.

„Ich bin verwundet!" rief er dem Herzoge zu. „Aber eilet, mein gnädigster Herr, eilet! Um Gottes willen, rettet Euch!"

Der edle Herzog wollte aber doch sein Pferd anhalten, um dem verwundeten Mann Hülfe zu leisten. Wie Neitze dies merkte, rief er ihm aufs Neue zu: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet Euch, mein gnädigster Herr! Ich bin nur leicht verwundet! Ich folge Euch! Bald sind wir in Sicherheit, wenn wir dort den Busch gewonnen haben! Dann schlaget den Weg zur Rechten ein! Unsere Rosse setzen sicher über den schmalen Abgrund!"

Der treue Diener redete schon die letzten Worte abgebrochen und mit schwacher Stimme. Wohl flog sein edles Roß noch wie ein Pfeil dahin; aber der Reiter bog sich plötzlich auf die Seite und stürzte aftlos, leblos zur Erde nieder, und das Roß, sei-

nes Lenkers beraubt, raſete wie ein Sturmwind dahin und war bald im Dickicht verſchwunden.

„Halloh! halloh!“ erſcholl es nun aus dem Trupp; ein wildes Freudengeſchrei erfüllte die Luft. Bald hatten die Vorderſten die Stelle erreicht, wo Neitze in ſeinem Blute lag. Sie hielten an, ſprangen vom Pferde und fielen wie hungrige Geier über den Raub her.

„Das iſt der Wolfenbüttler!“ rief Einer aus.

„Der Herzog ſelber!“ verſicherte der Andere und kniete auf den Körper nieder. „Nun, der hat's überſtanden!“ fuhr er ruhig fort. „Das war ein Meiſterſchuß, Thomas! Seine hundert Gulden werth! Todt oder lebendig, der Preis iſt unſer!“

Unterdeß waren auch die Uebrigen herbeigekommen und ſprangen von ihren Pferden. „Wir haben das Haupt des Krieges!“ rief es ihnen entgegen. „Der Herzog iſt unſer!“

„Zum Teufel!“ ſchrie nun ein Anderer. „Das ſoll der Herzog ſein? Den kenne ich beſſer, der iſt es nicht; das iſt ſein Schreiber, der Neitze! Auf! das edle Wild iſt noch nicht erlegt! Hundert Gulden, wer den Herzog einliefert, todt oder lebendig!“

Und nun beſtieg der wilde Trupp wieder die ſchnaubenden Pferde und jagte dem entflohenen Fürſten nach. Aber dieſer hatte Zeit gewonnen, ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen. Eine halbe Stunde noch durchwühlten die Räuber das Gehölz und umkreiſeten es von allen Seiten; aber das edle Wild

das ſie erjagen wollten, war entſchwunden. Die Pferde verſagten den Dienſt, und die wilde Horde mußte nun langſam den Weg zurückreiten.

Als ſie wieder bei dem Leichnam Neitze's ankamen, ſtieg Einer ab, zog des Fürſten Siegelring von des Todten Hand, beſtieg ruhig und zufrieden ſein triefendes Thier und kehrte mit den Uebrigen triumphirend in die Stadt zurück.

Arndt und Nebelthau verweilten unterdeß immer noch in der Nähe der Affe, mühſam beſorgt, ob ſich von dem Geſteine, das ſie hier auffanden, etwas für ihren Schmelztiegel Brauchbares finden möge. Da drang nach und nach ein immer lauter werdendes Kniſtern, wie vom Bruche dürrer Aeſte, an ihr Ohr, und dazu ein ſtarker Fußtritt, der zu laut wiederhallte, als daß er von einem Menſchen herrühren könnte.

„Das iſt doch faſt, als ob ein wildes Thier ſich zu uns Bahn bräche!“ rief Nebelthau aus.

„Was könnte es ſein?“ fragte Arndt nicht ohne Beſorgniß. „Sollten wirklich die einzelnen Schüſſe, die wir unlängſt in der Ferne gehört haben, von einer großen Jagd herrühren?“

„Laßt uns dort hinter der Mauer Schutz ſuchen!“ ſagte der Arzt. „Wir ſind Beide ohne Waffen!

Mag's ein Eber oder ein Hirsch sein, ein gejagtes, vielleicht verwundetes Wild ist doppelt zu fürchten."

Die beiden Wanderer beeilten nun ihre Schritte, um hinter einer Mauer, durch welche ein schmales offenes Pförtchen führte, Schutz zu finden und harrten mit bangem Herzen des Ausgangs dieser ungewöhnlichen Erscheinung. Jetzt kam das räthselhafte Geräusch näher, und der schwere Tritt eines Thieres war nun deutlich zu unterscheiden.

„Das ist ja gerade, als ob es auf die Pforte zukäme!" rief Arndt aus. „Möge Gottes Hand uns schützen!"

Es war nun allerdings so. Die schweren Tritte näherten sich der Pforte und bald darauf wurde ein in reicher Tracht gekleideter Ritter sichtbar, der ein müdes Roß am Zügel hinter sich darein zog.

„Das ist der Herzog!" rief Arndt leise und in großer Verwunderung aus, trat aber dann aus seinem Versteck hervor und sagte: „Ew. Fürstliche Gnaden!"

Der Herzog fuhr bei dem Tone dieser Stimme zusammen und griff schnell nach seinem Schwerte; als er aber die beiden Wanderer wieder erkannte, erheiterte sich plötzlich die gewittervolle Nacht seines Antlitzes. „Ihr seid es?" rief er aus. „Ihr gehört doch wohl nicht zu der Bande Räuber und Mörder, welche das getreue und liebe Braunschweig gegen seinen Fürsten aussendet!"

„Um Gottes willen, gnädigster Herr, was ist geschehen?" fragte Arndt in höchster Besorgniß.

fenbüttel ein, und war bald den Beiden aus den Augen entſchwunden. Arndt aber und ſein junger Freund nahmen den Weg in die Stadt zurück.

„So freudig zogen wir aus,“ ſagte Arndt, „und ſo betrübt kehren wir heim! Wenn ich auch nicht glauben mag, daß der Rath ſelbſt dieſe verrätheriſche, mörderiſche Jagd angeordnet hat, ſo hat er ſie doch durch den Trotz verſchuldet, mit welchem er gegen den Herzog beharrt. Gott weiß es, wohin dieſer grauſame, blutige Streit noch führen wird! Wohin wir ſehen, nichts als wild entbrannte Partheien, Rüſtungen zu gegenſeitigem Verderben, Aufruhr und Verrath, Herrſchaft und Herrſchſucht im mörderiſchen Kampfe. Ach, und wäre es noch um ein beſſeres Gut, wäre es der Kampf des Glaubens gegen den Unglauben, der Tugend gegen das Laſter, der wahren chriſtlichen Freiheit gegen die Sclaverei der Welt, der chriſtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit gegen den Druck der Tyrannei und der Lüge, — ſo wäre doch ein edles Element in dieſen Kämpfen; und wie auch die Würfel fielen, die edle, theure Gottesſache hätte ihren Segen, ſelbſt in zeitweiliger Niederlage. Aber ſo iſt's der Mammon und die Hoffart, die Heuchelei und Falſchheit, welche über dies ſchöne, fruchtbare und geſegnete Land die Greuel des Krieges ausbreiten und Glauben und Gottesfurcht untergraben!“

„Und mitten drin,“ fuhr Arndt mit ſchmerzlicher Klage fort, „ſteht der Prediger des Wortes Gottes, und predigt das Wort von der Verſöhnung und vom

Frieden, von der Buße und vom Evangelio und von dem einen Hirten und der einen Heerde! Ist es nicht ein Spott für Kanzel und Altar? Ist nicht das Gotteshaus und die ganze Gemeinde eine Wüste, in der die Stimme des Predigers verhallt? Warum vollenden diese Bürger nicht ihr begonnenes Werk, und machen die Kirchen zu Arbeitsstätten und Waarenmagazinen, und jagen die Prediger zum Tempel und zur Stadt hinaus? Das ist das namenlos große und traurige Halb-Christenthum der Kinder dieser Welt. Um Glauben zu haben, sind sie bei all' ihrer Tagesweisheit zu unwissend, und um den Unglauben zu bekennen, sind sie zu feig! Um Gott zu dienen, zu hoffärtig, und wiederum zu unehrlich, um zu gestehen, daß sie sich nur selber dienen! Ich bin wohl zu alt dazu, aber Ihr, mein junger Freund, Ihr werdet es noch erleben, daß der Herr das Gericht über seine zerrissene, dem Mammon und der Lust dieser Welt anheimgefallene Kirche heraufkommen läßt! Es werden Ströme von Menschenblut fließen müssen, ehe die Menschheit aus ihrem Tode erwacht und im Geiste und in der Wahrheit sich zu Christo bekehrt."

„Du treuer Gott," fuhr Arndt weiter fort: „die Gemeinden brüsten sich, daß sie vom Papstthume abgefallen sind. Sechzig Jahre sind kaum verflossen, daß unser Luther seine Augen schloß, und wahrlich, es ist jetzt schlimmer, als zur Zeit des Papstthums. Was hilft die Verwerfung des heiligen Vaters in Rom,

wenn damit zugleich der heilige Vater im Himmel weggeworfen wird! Was hilft das Bücken mit der heiligen Schrift und dem Evangelio, das nun frei gegeben sei, wenn Niemand daran glaubt oder darnach lebt? Was hilft die Verwerfung der Messe und die Anbetung der Heiligen und des Fegefeuers und der Seligkeit aus den Werken, wenn der Mensch nicht sich selbst Gott zum Opfer bringt, und mit dem Kleide den Leib mit hinwegwirft, und das zwischen Himmel und Erde aufgerichtete Fegefeuer zu einem höllischen Feuer auf Erden herabzieht, und sich aus seinen Werken die Verdammniß bereitet? Unsers Luthers prophetisches Wort, daß, wenn die Gemeine in Deutschland das Evangelium zu mißbrauchen fortfahren werde, Gott sie auch verstoßen und von sich werfen und sich ein anderes Volk auslesen werde, welches ihm für solche große Gnade dankbar sei — dies prophetische Wort hat mich immer tief geschmerzt, um meines Volkes, meines Vaterlandes willen. Aber ich fühle es, der Mann Gottes hat nur geredet, was der Geist ihm gab auszusprechen. Es wird die Zeit kommen, wo Deutschland mitten in der Heiden Lande liegt! Wie soll und kann es auch anders kommen! Sie haben Ohren und hören nicht, und haben Augen und sehen nicht; sie dulden es wohl, daß man sie lehre, aber sie achten es nicht; und wenn alle Prediger des Wortes Gottes Tag und Nacht beteten und ermahnten, und mit Bitten und Flehen nicht abließen, es kommt doch kein Fünklein Demuth in das hoffär-

tige Herz, kein Tröpflein Geduld in den schäumenden Becher der Luft! Gott der Herr selbst mag drohen, und Zeichen und Wunder thun, es hilft Alles nichts! Dies verkehrte Geschlecht läßt sich auf seinem Wege nicht hemmen! Ach, Gott erbarme sich doch!"

Hierauf wurde der betrübte Seelsorger still, und schritt mit gesenktem Haupte der Stadt zu. Nebelthau wagte den Begleiter nicht zu stören; auch war er selber der ernstesten Gedanken voll, die seine Seele bewegten.

Kaum war Arndt in sein Wohnhaus zurückgekehrt, und hatte die freudige Begrüßung seines treuen Weibes und Odiliens empfangen, als sie Alle durch einen gewaltigen Straßenlärm an's Fenster gezogen wurden. Eine große Menge Volks, Weiber und Kinder in überwiegender Anzahl, wogte lachend und schreiend durch einander. Größere Buben schrieen wild durch einander: „Der Bischof von Dettum, der Bischof von Dettum!" Und dabei warfen sie mit Sand und Steinen und Erdklößen nach einem Manne, der auf einem lahmen Pferde ritt.

Welch eine seltsame Gestalt! Ein schäbiger, zerrissener, grüner Mantel hüllte den Reiter vom Halse bis auf die Füße herab ein; die langen Haare des entblößten Hauptes schlug ein leichter Wind auf und nieder, als wolle er den Reiter zu eiligem Schritte antreiben. Aber der Mann war nicht frei; ein brei-

ter, lederner Gut ging über ſeinen Schoos hinweg und band ihn an den Rücken des Thieres veſt.

War dies ein Poſſenreißer, der dem Volke ein Faſtnachtsſpiel bereiten wollte? Nein, dazu fehlte dem Mann das Narrenantlitz und das Narrenlächeln. Seine Stirn drückte vielmehr die ernſteſte, tiefſte und ſchmerzlichſte Trauer aus; ſein Haupt war geſenkt und ſeine Augen zur Hälfte geſchloſſen. Vorne ritten zwei Kriegsknechte, zwei andere folgten; aber alle Vier brachen in wildes, ſchreiendes Lachen aus und reizten das Volk, das ſich aus allen Straßen und Winkeln her immer mehr anſammelte, zu noch größerm und lauterm Spott. Der Mann aber auf dem lahmen Pferde rührte ſich nicht; ſtill und geduldig trug er Spott und Hohn, und hielt die Hände über des Pferdes Mähnen gefaltet.

„Das iſt der König von Zion!“ rief eine Stimme und tauſendſtimmiges Gelächter belohnte das Witzwort.

„Machet die Thore weit,“ ſchrie nun ein Anderer, „daß der König der Ehren einziehe!“

„Nun, Herr Pfaffe,“ ſagte ein Dritter und fiel dem lahmen Pferde in die Zügel: „Predigt uns doch Etwas! Ihr ſeid ja in Eurem beſten Prieſterſtaate und ſitzet bequem auf Eurer lebendigen Kanzel!“

Da hob der gefeſſelte Reiter ſeine rechte Hand empor und ſprach ruhig: „Meiner möget Ihr ſpotten! Aber der im Himmel wohnet, läßt ſich nicht ſpotten!“

„Amen! Amen!“ ſchrie das rohe Volk. „Eine

kurze Predigt, aber erbaulich!" Und nun erhob sich auf's Neue das schauerlich wilde Gelächter eines wahnsinnigen Pöbels, und Staub und Erde flogen gegen den Reiter.

„Also hier wollt Ihr absteigen?" fragte nun einer der Landesknechte den gefesselten Mann, als dieser gerade unter Arndt's Fenster angekommen war.

„Nun," sagte ein Zweiter, „wir halten Wache am Hause! Ihr entrinnet uns nicht! Fünfzig Thaler, ein Fuder Heu, und einen Wispel Hafer! Habt Ihr's verstanden?"

Die Kriegsknechte banden nun den Reiter los und ließen ihn in das Arndt'sche Wohnhaus eintreten, während sie selbst wie Wachposten auf und nieder gingen und mit dem versammelten Volkshaufen ihren Spott forttrieben.

Arndt, der mit den Seinen dies Alles mit angesehen und angehört hatte, mußte alle seine Trostworte anwenden, um die bis zum Tode erschrockenen Frauen zu beruhigen. Zuletzt nöthigte er sie in's Nebenzimmer und bat den jungen Nebelthau, sie dahin zu begleiten; er selber wollte allein der Dinge warten, die da kommen sollten.

Bald öffnete sich nun die Thüre und der Reitersmann mit dem grünen Mantel, der ihm auf dem Rücken zugebunden war, trat herein.

„Um Gottes willen," rief jetzt Arndt aus, „seid ihr nicht der Pfarrer zu Dettum, Herr Ebert?"

„Ja," antwortete er, „ich bin's. Der Diener Gottes ſteht im Kleide des Narren vor Euch!"

„Das iſt eine That der Gewalt, der ſchändlichſten, roheſten Gewalt!" fuhr Arndt in tiefſter Erbitterung fort. „Ich bitte Euch, mein armer, theurer Amtsbruder, wie hat Solches geſchehen können?"

„Die Braunſchweiger Reiter haben es gethan!" antwortete Chriſtoph Ebert. „Wie eine wilde Räuberhorde fielen ſie in mein friedliches Dorf, riſſen den Schaafſtall nieder und ſchleppten mit ſich fort, was ſie nur tragen konnten. Sie drangen in die Hütten der Armen und tobten wie Wütheriche. Ich wollte mich der armen Leute annehmen, aber da ergriffen ſie mich, warfen mir dies Narrenkleid über, banden mich auf ein hinkendes Roß, und trieben mich unter Schmach und Spott hierher!"

„Und warum belagern dieſe rohen Männer noch mein Haus?" fragte Arndt. „Seid Ihr nicht frei?"

„Noch nicht!" entgegnete der Pfarrer. „Aber ich kann es werden! Und das iſt's, was mir den Muth gegeben hat, bei Euch einzutreten. Dieſe Leute verlangen für meine Freiheit fünfzig Thaler, ein Fuder Heu und einen Wispel Hafer!"

„Nun," ſagte Arndt, mit ſchmerzlichem, faſt ſpöttiſchem Lächeln, „das Kriegsvolk unſerer Zeit verſteht den Handel doch noch etwas beſſer, als Judas. Ihm war der Herr nur dreißig Silberlinge werth; wenn Ihr nun, als ein Diener des Herrn, um das Fünf-

oder Sechsſache mehr werth gehalten werdet, ſo iſt das doch ein Fortſchritt im Chriſtenthum!"

„O Herr, mein Gott," fuhr er dann im ernſten Tone fort, „vergieb mir dies ſündliche Wort! Welch ein armes, gottverlaſſenes Volk! Da iſt nicht, der gerecht ſei, auch nicht Einer. Da iſt nicht, der verſtändig ſei; da iſt nicht, der nach Gott frage. Sie ſind Alle abgewichen und alleſammt untüchtig geworden; da iſt nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer. Ihr Schlund iſt ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln ſie trüglich; Otterngift iſt unter ihren Lippen. Ihr Mund iſt voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße ſind eilend, Blut zu vergießen; in ihren Wegen iſt eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens wiſſen ſie nicht; es iſt keine Furcht Gottes vor ihren Augen! Ach Herr, willſt du dich dieſes armen Volkes nicht erbarmen."

„Erbarmet Euch auch mein" bat der arme Pfarrer Ebert. „In etwa acht Tagen werde ich das Heu und den Hafer zuſammengebracht haben, und ich werde den Soldaten darauf einen Schuldſchein ausſtellen; aber mit dem Gelde weiß ich mir keine Hilfe. Ich beſitze nicht fünfzig Groſchen, wie viel weniger fünfzig Thaler. Binnen heut und einem Jahre hoffe ich mit Gottes Hilfe das Geld zurück zu zahlen. Könnt und wollt Ihr mir in meiner Noth helfen?"

„Ob ich will?" fragte Arndt im Tone herzlichſten Mitleides. „Ach muß ich denn nicht? Wäre

ich nicht ſchlechter, als die Kriegsknechte da unten, wenn ich Euch in ihrer Gewalt ließe!“

Und damit holte er einen Schlüſſel herbei, um einen Wandſchrank aufzuſchließen. Daraus nahm er ein Kiſtchen, ſtellte es klirrend auf den Tiſch und ſagte, fröhlich wie ein Kind: „Hier iſt Euer Löſegeld!“

Dann ſchloß er auf und ſchüttete den ganzen Inhalt auf den Tiſch und begann zu zählen. Nicht lange aber dauerte es, ſo legte ſich über ſein fröhliches Angeſicht eine trübe Wolke. Als er das ganze Geld überzählt hatte, nahm er das Kiſtchen wieder zur Hand und ſchaute in alle vier Winkel, ob nicht irgend wo noch ein Stück verborgen ſei; dann durchſuchte er den ganzen Wandſchrank, mit demſelben ungünſtigen Erfolge.

„Mein Bruder,“ ſagte er nun, „ich hielt mich für reicher, als ich bin; das ſind nur neunzehn Thaler und einige Groſchen! Aber geduldet Euch nur, das Geld muß herbei!“

Er klopfte nun an die Thüre, die in's Nebenzimmer führte und ſagte: „Anna, komm nur heraus; es iſt ein guter, lieber Freund, der Dir nichts zu Leide thut. Bring aber Deine Caſſe mit!“

Und nach kurzen Augenblicken trat die Hausfrau ſchüchtern und in Begleitung Odiliens und Nebelthau's wieder in's verlaſſene Zimmer zurück: „Fürchtet Euch nicht,“ rief ihnen Arndt zu, als er ſah, daß die Frauen vor der ſeltſamen Mannsgeſtalt erſchra-

ken. — „Die Kriegsknechte der Stadt Braunſchweig haben dem lieben Pfarrer Ebert von Dettum einen grünen Spottmantel umgehangen. Unſer Herr Jeſus Chriſtus mußte einen rothen tragen! Ja, — das wollte ich Dir ſagen, liebe Anna," — unterbrach er ſich plötzlich, „ſchütte doch einmal Deinen ganzen Reichthum hier aus. Herr Ebert braucht fünfzig Thaler Löſegeld, und mein Vorrath will nicht reichen."

Frau Anna nahm aus einem Tiſchkaſten ein kleines Beutelchen, ſtülpte es um und ließ den ganzen Inhalt auf den Tiſch fallen.

„Das iſt Alles, was Du haſt?" ſagte Arndt verwundert und traurig, als er ſah, daß die Summe kaum zwei Thaler betrug.

„Gewiß, lieber Herr," antwortete die Hausfrau.

„Ich habe auch noch Etwas," fiel Odilia ſchüchtern und vor Scham glühend ein, und legte ein Beutelchen auf den Tiſch.

„Nun ich auch," ſetzte Rebelthau hinzu und that ein Gleiches. „Es mag freilich nur ein Weniges ſein, aber ein Scherflein giebt mehr, als er hat."

„Das iſt freilich nicht zureichend," ſagte Arndt traurig, als er ſah, daß der geſammte Reichthum der vier Beitragenden ſich auf einige Groſchen über fünf und zwanzig Thaler belief. „Wenn doch diesmal," ſetzte er lächelnd hinzu, „die Leute recht hätten, wenn ſie von mir ſagen, ich könnte Gold machen. Was meint Ihr, lieber Rebelthau, wollen wir denn dieſe fünf und zwanzig Thaler in den Schmelztiegel wer-

fen, um etwa zwanzig Thaler wieder herauszunehmen?"

„Ach wie ſchmerzt mich das!" rief der Pfarrer Ebert aus. „Ich kann von Euch, Ihr lieben guten Leute, nicht einen Pfennig dieſes Geldes annehmen. Mögen mich die Landsknechte noch eine Zeit lang in dieſem Narrenkleide herumführen! Was ſchadet es, da ich nun einmal ein Spott der Leute geworden bin!"

Und als ob die Leute auf der Straße dieſen Entſchluß des armen Pfarrers gehört hätten, und ſich über die Fortſetzung des Schauſpiels freuten, ſie erhoben mit einem Male wieder ein wildes Jubelgeſchrei und auf der Treppe wurden ſchwere Reiterſchritte laut und eine Stimme ſprach: „Pfäfflein, Pfäfflein, wo bleibſt Du? Dein Röſlein wird ungeduldig!" Und dabei wuchs der Lärm in der Hausflur und auf der Treppe immer mehr an, als machte ſich das Volk daran, das Haus zu ſtürmen.

Die erſchreckten Frauen ſchrieen laut auf und flüchteten ſich wieder in ihr Kämmerlein. Arndt aber, das edle Angeſicht voll heiligem Zorn, trat muthig heraus und ſprach zu der andringenden Volksmaſſe: „Was ſucht Ihr hier? Euerm Begehr wird Genüge geleiſtet werden! Könnt Ihr nicht wenige Minuten Euch gedulden? Habt Ihr denn alle Scheu und Achtung verloren? Wenn es Euch ſo etwas Leichtes und Geringes iſt, über die Diener der Kirche zu ſpotten, ſo habt doch wenigſtens Schonung gegen einen un-

ſchuldigen, alten Mann, der Euch nichts zu Leide gethan hat, und der Euch ja geben will, was Ihr verlangt!"

„Wir warten nur!" entgegnete ein Kriegsknecht ganz ruhig und im Tone roher Fühlloſigkeit. „Steht Euch unſere Wache nicht an, ſo werft uns Euer Gold und Silber heraus, da ſind wir ſchon zufrieden! Wer mit den Feinden unſerer Stadt Kameradſchaft macht, iſt ein Verräther an der Stadt!"

„Ihr könnt ja Gold machen!" ſchrie ein Anderer. „Gebt's doch heraus! Geiſtlich Gold iſt auch nicht zu verachten, wenn auch der Teufel dabei den Blaſebalg getreten hat!"

Ein ſchauerliches Beifallsgelächter begleitete dieſen Zuruf, und die Buben auf der Straße ſchrien dazu: „Pfäfflein heraus! Pfäfflein heraus!" und warfen ihre Mützen hoch in die Luft.

Arndt, der hier die Unmöglichkeit einſah, eine wahnſinnige Volksmenge zur Beſinnung zu bringen, wollte eben wieder in ſein Zimmer zurücktreten, als auf einmal eine Stimme in der Hausflur laut wurde: „Was wollt ihr, Rotte Korah, in dem Hauſe des Prieſters! Hinaus, ihr Raubgeſindel, wenn ihr nicht augenblicklich zur Hölle fahren wollt, der ihr entlaufen ſeid! Hinaus! Hinaus!" — Und dallei erſchallte es wie Geißelhiebe, und im wilden Gepolter ſtürzte die Menge von der Treppe hinab und zur Thüre hinaus.

„Den Ersten," fuhr die Stimme fort, „der es wieder wagt, hier einzudringen, schieße ich nieder!" Und dann kam es festen Trittes die Treppe hinauf und der alte Schulenburg stand da, in der einen Hand ein langes, blinkendes Pistol, in der andern ein gewaltiges Reiterschwert.

„Nehmt's nicht übel, alter Freund," sprach er zu dem erstaunten Arndt, „ich habe wohl in einer Sprache geredet, welche in einem geistlichen Hause unerhört ist. Aber Ihr möget es glauben, mit dem Raubgesindel da unten ist nicht anders fertig zu werden. Und nun sagt, was giebt's hier? Hat etwa das jüngste Gericht seinen Anfang genommen und das Mördervolk zum Wahnsinn getrieben? Und hat der hochweise und hochedle Rath unserer lieben Stadt sein Regiment niedergelegt? Oder sind dies seine Trabanten, die seine Befehle ausrichten? Schmach über eine Stadt, in welcher solcher Greuel möglich ist!"

„Kommt herein, edler, lieber Herr," bat nun Arndt. „Gott selbst hat Euch zu uns gesendet. Ihr seid in einem belagerten Hause, zwar nicht um meinetwillen, aber um dieses armen Amtsbruders willen, den sie, wie Räuber es thun, gebunden und in's Narrenkleid gesteckt, und von Dettum hierher geschleppt haben, und der sich mit schwerem Gelde auslösen soll. Der arme Mann hat das Geld nicht und wir — wir haben es noch nicht zusammen!"

„Nicht einen Pfennig soll das Raubgesindel be-

kommen," ſagte Schulenburg. „Ueberlaßt's nur mir, ich will ihnen ſchon das Löſegeld bezahlen!"

„Nein mein edler Herr," entgegnete der Pfarrer Ebert. „Hier würde ich dann wohl ſicher ſein, aber morgen kämen die Reiter wieder in mein abgelegenes Dorf und brandſchatzten mich mit doppelten Streichen. Sie ſollen haben, was ſie von mir fordern, und ſoll ich auch Jahre lang daran ſammeln. Erlaubt, daß ich Euch nun verlaſſe. Ich habe in der Stadt einen reichen und mächtigen Gönner; er wird mir gewiß aushelfen!"

„Nehmt's nicht übel," fiel Schulenburg ſchnell ein — „aber das iſt dummes Zeug. Wenn Ihr einmal dem wilden Thiere einen Biſſen in den Hals werfen wollt, ſo kann ich Euch aushelfen. Wie viel braucht Ihr?"

„Wir haben nur fünf und zwanzig Thaler, und fünfzig beträgt das Löſegeld," antwortete Arndt.

„Hier wird ſein, was fehlt!" ſagte Schulenburg und legte ſeine Börſe zu dem übrigen. Dieſe war allerdings ſo reichlich gefüllt, daß die Geſammtſumme der Beiſteuer das geforderte Löſegeld noch um Etwas überſtieg.

Darauf erbat ſich Pfarrer Ebert Papier und Feder und Dinte, und ſetzte ſich und ſchrieb zwei Zettel. Den einen, auf welchem er verſprach, binnen acht Tagen ein Fuder Heu und einen Wiſpel Hafer abzuliefern, und den andern, auf welchem er ſich als Schuldner von fünfzig Thalern bekannte und ange-

lobte, binnen Jahresfrist die Schuld sammt Interessen zurückzubezahlen. Den letzten Zettel überreichte er den beiden Herren und wollte mit dem andern, sowie mit dem Gelde das Zimmer verlassen.

„Was ist das?“ fragte Schulenburg, indem er das Papier überblickte. „Erlaubt,“ fuhr er dann fort, „die Schrift ist noch naß und muß getrocknet werden.“ Und ohne Weiteres steckte er den Schuldschein in den Ofen, wo die helle Flamme denselben im Augenblick vernichtete.

„Geht weiter, mein Freund,“ sagte er dann zu dem Pfarrer.

Dieser aber zerdrückte eine Thräne in seinen Augen und ging stumm zur Thüre hinaus. Auf der Straße überreichte er den Kriegsknechten Geld und Papier, das sie mit Jubelgeschrei empfingen. Dann zogen sie ihm den grünen Mantel aus, ergriffen einen stämmigen Buben, bekleideten denselben damit, warfen ihn auf's lahme Pferd und trieben dasselbe fort. Und die ganze Volksmasse zog schreiend und lachend hinterdrein.

Auf dem Neustadt-Rathhause aber saßen die Herren und sprachen: „Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Wir sind noch nicht stark genug und müssen Zeit gewinnen!“

Dann schrieben sie einen Brief an den Herzog von Wolfenbüttel: „Sie hätten so eben zu ihrem gro-

kommen," ſagte Schulenburg. „Ueberlaßt's nur mir, ich will ihnen ſchon das Löſegeld bezahlen!"

„Nein mein edler Herr," entgegnete der Pfarrer Ebert. „Hier würde ich dann wohl ſicher ſein, aber morgen kämen die Reiter wieder in mein abgelegenes Dorf und brandſchatzten mich mit doppelten Streichen. Sie ſollen haben, was ſie von mir fordern, und ſoll ich auch Jahre lang daran ſammeln. Erlaubt, daß ich Euch nun verlaſſe. Ich habe in der Stadt einen reichen und mächtigen Gönner; er wird mir gewiß aushelfen!"

„Nehmt's nicht übel," fiel Schulenburg ſchnell ein — „aber das iſt dummes Zeug. Wenn Ihr einmal dem wilden Thiere einen Biſſen in den Hals werfen wollt, ſo kann ich Euch aushelfen. Wie viel braucht Ihr?"

„Wir haben nur fünf und zwanzig Thaler, und fünfzig beträgt das Löſegeld," antwortete Arndt.

„Hier wird ſein, was fehlt!" ſagte Schulenburg und legte ſeine Börſe zu dem übrigen. Dieſe war allerdings ſo reichlich gefüllt, daß die Geſammtſumme der Beiſteuer das geforderte Löſegeld noch um Etwas überſtieg.

Darauf erbat ſich Pfarrer Ebert Papier und Feder und Dinte, und ſetzte ſich und ſchrieb zwei Zettel. Den einen, auf welchem er verſprach, binnen acht Tagen ein Fuder Heu und einen Wiſpel Haſer abzuliefern, und den andern, auf welchem er ſich als Schuldner von fünfzig Thalern bekannte und ange-

Capitel 7.

Die größte Noth.

Wehe der mörderiſchen Stadt, die voll Lügen und Räuberei iſt, und von ihrem Rauben nicht laſſen will!
Nahum 3, v. 1.

Der Tag der größten Noth war über Braunſchweig hereingebrochen. Herzog Heinrich Julius, in ſeinem Vertrauen auf das von den Abgeſandten der Stadt ſo feierlich gegebene Verſprechen bitter und ſchmerzlich getäuſcht, hatte nun erkannt, daß nur die ſtärkſte Gewalt den ſtolzen Löwen Braunſchweigs demüthigen könne. Hätte der Meuchelmord ſeines treuen Paul Reitze und die mörderiſche, auf ſeine eigene Perſon angeſtellte Jagd ihn noch nicht völlig von der wahren Geſinnung der Bürgerſchaft überzeugen können, ſo hätten es einige Briefe thun müſſen, welche noch am ſelben Tage einigen heimlichen Boten der Stadt ab-

genommen wurden, und in welchen der Rath unter Schmähungen gegen den Herzog und die kaiserlichen Abgesandten die benachbarten Hansestädte auf's Neue und dringend um Zusendung von Kriegsvolk bat. Er erkannte, daß er durch die Aufhebung der Belagerung seinen Zweck selbst vereitelt hatte und beschloß, nun die Stadt mit Scorpionen zu geißeln, da sich dieselbe der Züchtigung mit Ruthen durch Falschheit und Hinterlist zu entziehen gewußt hatte.

Gleich Tags darauf, am 13. März, gab er Befehl, die Ocker auf's Neue zu stauen, und verstärkte das grobe Geschütz auf der Königsschanze, um mit Wasser und Feuer zugleich das Verderben der Stadt zu beschleunigen. Auch schien es, als ob die Langmuth Gottes selbst über Braunschweig zu Ende gekommen sei. Denn nicht allein waren durch die ungewöhnlich warmen, vorzeitigen Frühlingstage die auf dem Harze lagernden ungeheuren Schneemassen mit einem Male geschmolzen, sondern ein vier und zwanzig Stunden lang anhaltender Regenguß hatte die Ocker zu einem gewaltigen Strome angeschwollen, der brausend die Tiefebene von Braunschweig durchtobte, sich brandend an dem aufgeführten Riesenwalle brach, und seine Fluthen in die Stadt zurückwarf.

Binnen wenig Stunden war die Fluth in dem niedern Theile der Stadt bis zur Manneshöhe angewachsen; die drei Kirchen St. Andreas, St. Magni und St. Catharinä waren fünf Schuh hoch mit Wasser gefüllt; die sie umgebenden Kirchhöfe glichen

einer wogenden See und die Kirchen darin ſtanden wie Felſen im Meere, gegen welche die Fluth brandet. Die beiden Stadttheile, der Hagen und die alte Wieck, ragten mit ihren Gebäuden, wie ein zweites Venedig, aus der Tiefe des Waſſers heraus; Kähne fuhren in den Straßen auf und nieder, theils um Alte und Kranke, deren Betten im Waſſer ſchwammen, vom Tode zu erretten, theils um Denen, welche von den Waſſerfluthen in ihren eigenen Häuſern belagert waren, Nahrungsmittel zu bringen.

Der größte Theil der Bevölkerung hatte ſich auf den höher gelegenen Stadttheil, auf den Kohlmarkt in der Altſtadt geflüchtet, der nur an ſeinem äußerſten Ende von der Fluth beſpült wurde. Welch ein Toben, Drängen und Treiben! Welch ein Jammergeſchrei der Weiber und Kinder, die von einem doppelten Tode bedroht wurden, vom Tode in den Waſſerfluthen und vom Hunger! Und dazu ſauſten die glühenden Kugeln über die geängſtete Stadt, ſchlugen da und dort in die Giebel der Häuſer, oder ſtürzten in die wilden Wogen nieder mit Pfeifen und Ziſchen.

Drei volle Tage und Nächte dauerte ſchon dies grauſige Elend, und immer höher ſchwoll die Fluth. An eine Ruhe war nicht zu denken; auf den noch leer gebliebenen Straßen und Märkten der Stadt lagerte das Volk am Tage und in der Nacht unter freiem Himmel, halb erſtarrt von der kalten Nordluft, und gepeinigt vom Hunger, todesmatt.

Da drängte ſich durch die wild wogende Volks-

menge ein Mann, Meiſter Henning Boſſen, der Hutmacher. Er trug einen großen Stab, der oben mit einem Querholze beveſtigt, die Form des Kreuzes hatte. Ein langer, ſchwarzer Flor hing an demſelben herab, und der Wind trieb ſein Spiel damit. Und aus den Augen des Mannes blitzte eine heilige, ſchwärmeriſche, faſt wahnſinnige Gluth!

„Hierher, Freunde," rief er dem Volke mit lauter Stimme zu. „Gott hat uns in ſeinem Zorne die Kirchen verſchloſſen! Wir wollen hier Gottesdienſt halten. Ihr meint, das habe der Herzog gethan? O ihr Blinden, und verhärteten und verſtockten Herzens! Seht ihr nicht die Hand Gottes, die ſich über uns ausgeſtreckt hat? Ruft es euch nicht aus der Woge zu: Uns ſchickt der zornige Gott! Seht ihr nicht, wie die Racheengel die Waſſerfluthen peitſchen! Hört ihr nicht die Stimme des Sturmwindes, die da ruft: Wehe euch! Ha, wie ihr weinet und jammert und die Hände ringt! Ihr meinet, eure Kinder und Säuglinge ſchreien vor Hunger und Durſt, — aber hört nur, was ſie ſagen. Sie ſchreien über euch und eure Sünden! Sie verklagen euch vor Gott, daß ihr ſie in Sünden auferzogen habt. Sie erzählen den Engeln des Gerichtes euern Unglauben, euern Frevel, eure Miſſethaten! Sie predigen es laut in den Himmel hinauf: Es iſt eurer Bosheit Schuld, daß wir ſo gezüchtiget werden und eures Ungehorſams, daß wir ſo geſtäupet werden!"

„Schweigt!“ rief dem Strafredner jetzt Einer aus dem Volke zu. „Schweigt und gebt uns lieber Brot!“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete Meister Bossen mit grausigem Lachen: „Ich könnte schweigen, denn die Steine schreien, die Wogen predigen, der Sturmwind redet, und wer Ohren hat, der höret. Brot wollt ihr haben! Nun so nehmet es! Ihr habt ja Kornspeicher thurmhoch aufgeschüttet, ihr habt ja Bäcker in der Stadt, und viel Goldes und Silber! Herbei mit euern goldenen Ketten und Spangen, mit euerm Brust- und Armschmuck! Jubelt doch, wie sonst! Seid fröhlich und getrost, führet euern Reigen auf, und tanzet wie die Meerjungfern in den sprudelnden Wogen! Wenn Alles hier ruhig ist, und die Sonne am Himmel ruhig zusieht, und die Lusthäuser ihre Thore geöffnet haben, und ihr nur Gold und Silber zählt, da ist's leicht, lustig zu sein. Ihr esset, wenn ihr hungrig seid, ihr trinket, wenn ihr Durst habt, nun, warum thut ihr jetzt das nicht? Seid ihr so mächtig, als ihr euch rühmet, so gebietet doch dem Sturmwind, daß er sich lege! Seid ihr so reich, so schließet doch mit der Wasserfluth einen Contract und bezahlt jede Woge, die aus der Stadt hinaus fließt! Seid ihr so heiteren, fröhlichen Herzens, so lachet doch und springet und tanzet!“

„Treibet ihn aus!“ riefen jetzt mehrere Stimmen. „Er ist wahnsinnig!“

„Werfet ihn in die Fluthen!“ schrieen Andere. „Wir brauchen Brot, aber keine Schmähung!“

„Brot!“ wiederholte Bossen mit lächelnder Ruhe! „Ihr habt Brot gehabt, schönes, herrliches, kräftiges Brot! Ein wahres Manna, vom Himmel gekommen! Freilich nicht für den Leib, sondern für die hungrige Seele; darum habt ihr es verschmäht, mit Füßen getreten! Ihr armen, blinden Leute! Ihr wundert euch, daß eine Theurung gekommen ist, und habt sie doch selber gemacht! Ihr habt die Theurung des Wortes Gottes, des lebendigen Brotes, fröhlich und leicht ertragen, nun so traget auch die Theurung des irdischen Brotes! Ihr seid an der Quelle des lebendigen Wassers stolz und hoffärtig vorüber gegangen, wie wollt ihr auf einmal eure Hoffart vergessen und diesen irdischen Wasserquell so hoch erachten! Was hat der Leib für einen Vorzug vor der Seele! Und meine Worte nennt ihr Schmähung! Ganz recht! Es ist die Schmach, die ihr euch selbst angethan habt, indem ihr Gott den Herrn verleugnet habt. Es ist die Schmach, welche der Mammon, der Augen Lust, des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben über eure Seelen gebracht hat. Ihr habt sie lange schon getragen und seid lustig und guter Dinge dabei geblieben! Jetzt erst fühlt ihr sie, weil die Ocker einen Besuch in euern Kellern gemacht und euern Wein und euer Bier verdorben hat! Seid ihr nicht liebe Leute, die erst fühlen, daß sie auch eine Seele haben, wenn der Leib ein wenig kasteiet wird! Ist es nicht spaßhaft, euch, ihr reichen Bürger Braunschweigs, die ihr einher stolzirt, als hättet ihr dem lieben

Herrgott bei Erschaffung der Welt beigestanden, auch jetzt zittern zu sehen vor Hunger, Frost und Todesnoth? Als der Herzog den Damm erbauen ließ, triebt ihr in eurer Hoffart euren Spott und meintet, das Wasser würde euch in die Pantoffel laufen oder würde die Mäuse in ihren Löchern ertränken! Warum spottet ihr denn jetzt nicht mehr? Sehet, dort schauen Kühe und Schweine aus euren Prachtstuben, und zum Giebelfenster eurer stolzen Häuser heraus! Wie möget ihr solche Verunreinigung dulden? Treibt doch das Vieh auf die Weide!"

„In's Wasser mit dem Wahnsinnigen!" ertönte nun der Ruf auf's Neue, und eine große Anzahl Bürger stürmten auf Meister Bossen ein, um den Befehl auszuführen.

Aber siehe, von der andern Seite erhoben sich bewaffnete Hände; eine große Menge Männer umstellten im Augenblicke den kühnen Strafprediger, ihn deckend mit ihren Leibern.

„Wehe Dem, der ihm ein Leides thun will!" riefen sie und schwangen ihre Schwerter. „Er hat Recht, es ist Gottes Strafgericht, das über uns kommt. Redet, Meister Bossen, wir schützen Euch. Eure Gemeinde muß Euch Stand halten, wenn sie nicht in den Fluthen umkommen will!"

„Ihr nennt mich einen Wahnsinnigen," fuhr nun Bossen mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Ihr armen, armen Leute! Wer die Sünde Sünde nennt, und euer hoffärtiges, von Gott verlassenes Gemüth offen-

hart, der iſt ein Wahnſinniger! Ihr Thoren, es iſt euer eigenes Bild, das ihr ſchauet, und vor dem ihr plötzlich erſchreckt, weil es euch nicht als Spiegel eures Hochmuthes, ſondern des Wortes Gottes vorgehalten wird. Seht hier den Stab! Erinnert euch nicht ſeine Kreuzesgeſtalt an Den, welchen ſie einſt an's Kreuz geſchlagen haben? Seht, wie der Wind mit dem Flore ſpielt! Er ſpottet über eure Trauer; denn ihr trauert über die Noth und nicht über euch! Wo iſt der Herr, der euch hilft, wenn euch das Waſſer bis an die Seele geht; wenn ihr verſinket im tiefen Schlamm, da kein Grund iſt, wenn die Fluth euch erſäufen will! Ihr habt euch müde geſchrieen, euer Hals iſt heißer, euer Geſicht vergehet, daß ihr ſo lange warten müßt! Ja, wartet nur, eher mögen dieſe Wellen ſich nicht legen, als bis die ſtolzen Wellen eurer Hoffart gebrochen ſind. Den Demüthigen gibt Gott Gnade, aber den Hoffärtigen widerſteht er!"

„Auf nun, ihr Freunde," rief Boſſen nach der andern Seite hin. „Wir haben noch anderswo Gottesdienſt zu halten! Auf und folget mir!"

Und nun ſetzte ſich ein großer Zug von Männern und Frauen in Bewegung, und machte ſich Bahn durch die tobende Menge. Voran ſchritt Meiſter Boſſen mit dem Kreuzeszeichen, und ihm zur Seite wohlbewaffnete Männer. So kamen ſie an dem Petriwall an, wo das Waſſer eine ſchmale Landzunge gebildet hatte. Hier, wo viele der vornehmen Rathsverwandten wohnten, hielt der Zug an, und kehrte

sich nach der Patricier-Häuser, an deren Fenster theils die Neugier, theils die Furcht die Bewohner versammelt hatte! Und so viel der enge Raum nur fassen konnte, war von dem nachströmenden Volke überfüllt.

„Schaut her!“ rief Bossen. „Wir wollen Gottesdienst halten! Zwar ohne Glockenklang von der Kirche her, aber von der Königsschanze her läuten sie ein, und die brandenden Wogen und die Stimme des Sturmwindes verrichten uns diesen Liebesdienst. Kennt ihr das Wort: Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle? Es steht freilich in einem Buche, das ihr mit goldenen und silbernen Schlössern auf eurem Tische liegen habt, aber ihr habt zugleich das Verständniß mit eingeschlossen. Nun seht, Gottes Brünnlein hat sich richtig geöffnet! Der Herr hat Wasserströme in der Einöde, und Wasserwogen in der Wüste gemacht. Darum freuet euch und seid fröhlich, ihr werdet nun nimmermehr dürsten! Ihr großen, mächtigen Herrn, steigt doch herunter zu dem armen Volke und sprecht zu diesen Fluthen: Bis hierher und nicht weiter! Seht doch, wie die Wasserzunge gierig an euern Häusern leckt; ihr habt ja sonst so viel Gnade für den armen Bürger und beschützet ihn mit eurer Macht. Helft doch, ihr gnädigen Herrn, unsere Noth ist groß. Als ihr den Henning Brabant auf die Folterbank legtet, da bespritzte sein Blut euer seidenes Gewand; aber ihr legtet andere und bessere Kleider an, die Feierkleider des siebenten Tages. Heute ist es anders, da werdet ihr wohl in Sack und Asche

Buße thun, um des armen, sündigen Volkes willen. Denn eure eigenen Sünden hat der Herr zugedecket, um eures Ansehens und eurer Macht willen!"

„Höret ihr's?" unterbrach sich Bossen selbst, als auf einmal der Sturmwind sich zum wildesten Orcan erhob, und die Wasserwogen gegen die Wallmauer mit solcher Gewalt trieb, daß der weiße Schaum mehrere Fuß hoch in die Höhe sprühte.

„Höret ihr's, wie der Herr redet! Höret des Herrn Wort, ihr Spötter, die ihr herrschet über dies Volk. Denn ihr sprechet: Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Pactum geschlossen; wenn eine Fluth daher ziehet, wird sie uns nicht treffen; denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht, und die Heuchelei zu unserem Schirm gemacht. Aber der Hagel hat eure falsche Zuflucht hinweggetrieben, und die Wasser euern Schirm hinweggeschwemmet. Euer Bund mit dem Tode ist los, und die Fluth wird auch euch zertreten!"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" schrieen auf einmal hunderte von Stimmen in wilder, entsetzlicher Angst, und alles Volk drängte sich nach der höheren Seite am Walle hin.

Und was geschah! Die Wallmauer that sich auf und gierige Fluthen brachen herein und rissen die gewaltigen Felsstücke mit sich fort und schleuderten sie gegen die Häuser. Angst und Nothschrei erfüllte die Luft, und der Orcan peitschte die Wogen mit rasen

der Luft und trieb ſie, wie Spreu vor dem Winde, in die Straßen und Märkte der Stadt.

Boſſen allein erhielt ſich noch auf ſeinem Platze, obgleich das Waſſer weit über ſeine Knöchel reichte. Mit beiden Händen hielt er den Kreuzesſtock veſt und betrachtete die wogende Trauerfahne mit ernſter Freude.

„Ihr Berge," rief er aus, „bedecket uns! Ihr Hügel fallet über uns! Fallet auf uns und verberget uns vor dem Angeſichte Deſſen, der auf dem Stuhle ſitzet, und vor dem Zorn des Lammes. Denn es iſt gekommen der große Tag ſeines Zornes, und wer kann beſtehen? Niemand, denn ihr Alle habt muthwillig geſündigt, nachdem ihr die Erkenntniß der Wahrheit empfangen hattet. Ihr habt nun kein anderes Opfer mehr für eure Sünde, ſondern ein ſchreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird. Wie wollt ihr entfliehen, die ihr eine ſolche Seligkeit nicht geachtet habt? Hört ihr die Stimme des Sturmes, es iſt der ſtrafende Gott, der mit euch redet. Habt ihr bisher in eurer Hoffart Gottes Rath verachtet und ſeine Strafe verlacht, ſeht, ſo lacht nun der Herr in eurem Unfalle und ſpottet eurer. Ihr rufet, aber der Herr wird nicht antworten; ihr ſuchet den Herrn, aber er läßt ſich nicht finden!"

Die Wogen drangen immer höher und ſtiegen dem kühnen Prediger über die Kniee hinauf. Er wollte noch nicht weichen, aber ſeine Freunde erfaßten ihn mit kräftiger Hand und zogen ihn vorwärts.

Nun wogte die unübersehbare Menschenmenge dem Propheten auf's Neue nach; Männer schlossen sich an mit Waffe und Gewehr, und einzelne Stimmen riefen schon: „Tod dem Patriciergeschlecht! Tod dem Rathe und seinen Verwandten! Um seinetwillen müssen wir Solches Alles leiden! Wir wollen lieber dem Herzog unterthan sein, als solchen Bürgertyrannen!"

Jetzt war die Menge in der Nähe der Stiftskirche St. Blasii angekommen, in welcher die Gräber des herzoglichen Hauses sich befanden. Auch hier hatte die Fluth furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die Gewalt des Gewässers hatte die Leichensteine von den Gräbern hinweggehoben und war in die Tiefe der Gräber hinabgedrungen und hatte die Särge entblößt.

„Glaubt ihr's nun," rief Bossen in das Toben des Sturmwindes hinein, „glaubt ihr's nun, daß der jüngste Tag gekommen ist? Seht, die Gräber haben sich aufgethan und die Todten gehen hervor aus ihren Kammern!"

Da spritzte auf einmal ein gewaltiger Wasserstrahl gegen das Kirchenfenster, daß es klirrend zersprang.

„Allmächtiger Gott, sei uns gnädig!" schrie die Menge und sank auf die Kniee nieder.

Bossen aber kehrte aus der Kirche zurück und sagte: „Des Herzogs Aeltervaters Grab ist in die Erde hinabgesunken und die Wasserfluth spielt nun über seinem Sarge! Gott hält Gericht über die Für-

stan und weint ihre Augen in den Staub! Auf, ihr Jünger des Herrn, auf nach dem Hagenmarkte! Und müssen wir auch durch die Fluthen unsern Weg nehmen, es wird uns doch kein Uebel treffen."

„Auf, ihr Jünger," rief plötzlich eine andere Stimme, Meister Giesecke, einer der bewaffneten Begleiter des Propheten: „auf, nach dem Hagenmarkte, wo Henning Braband sein edles Blut für unsere Freiheit verspritzte. Wir wollen ihm ein Todtenopfer bringen!"

Ein jubelndes Beifallsgeschrei beantwortete den Aufruf, und nun wälzte sich der Menschenstrom nach dem Hagen zu. Als sie in die Nähe des Marktes kamen, wurde aber die Tiefe des Wassers so bedeutend, daß selbst die Kühnsten nicht weiter vorzudringen wagten.

„Schafft Kähne herbei!" rief es nun von allen Seiten. „Wir wollen den Todten ein Opfer bringen!"

Und bald war es auch Einzelnen gelungen, die in der alten Wiek und andern Straßen des Hagen herumfahrenden Kähne herbeizuschaffen. So viele der Raum fassen konnte, so viele drängten sich hinein, voran Meister Bassen mit dem Kreuzesstabe und dem flatternden Flor. Dann die übrigen Kähne, gefüllt mit Männern und Frauen und Kindern! Sie steuerten auf den Platz zu, wo das Schaffot gestanden hatte. Als sie näher kamen, schraken sie zurück. Denn genau auf der Stelle, wo Brabands und seines Genossen Blut die Erde getränkt hatte, war ein

gewaltiges Brausen; das Wasser, das darüber stand und darüber hinging, zischte und kochte, als laufe es über einen glühenden Brand. Luftblasen stiegen auf und zersprangen im Augenblick ihres Entstehens wieder.

„Seht," rief Meister Giesecke, „Blut und Wasser sind im Streite! Das edle Blut empört sich gegen die schmutzige Woge. Steigt herauf, ihr Märtyrer der Freiheit! Autor Eimke, Aegidius Spitzer, Zwiebrecht Bertram, Berthold Haberland, Werner Kosalken, Nicolaus Emmeholz, Autor Düvell, Hans Giebels, Heinrich Depenau, und vor Allen Du, Henning Braband, steigt herauf aus eurem Grabe. Eure Häupter, die hier gefallen sind, haben mit blutiger Saat diese Erde bestellt. Heut gehet sie auf und bringt tausendfältige Frucht. Wisset ihr, Bürger von Braunschweig, was hier geschehen ist? Habt ihr die zehnte Morgenstunde des sechzehnten Septembers so bald vergessen? Seht, sechs Henkersknechte tragen einen Karren; ein Mann sitzt darin, der halb zerissenen Leibes von der Marterbank kommt; den schleppen sie auf das Gerüst. Seht hin, was sie dem armen Manne thun! Sie schlagen ihm zwei Finger ab, dieselben, mit welchen er für die Freiheit zu sterben geschworen hatte. Sie zwicken ihn vier Mal mit langen glühenden Zangen! Sie schänden seinen Leib, sie ritzen ihm den Bauch bis zur Brust auf, sie reißen dem Lebenden das Herz und die Eingeweide heraus und werfen Beides in's Feuer! Ihr schauert? Ach,

habt Geduld, ſeht ihr nicht, wie die lieben Rathsherrn nun Mitleid haben und dem Meiſter Thomas Degener zuwinken, daß er dem todten Manne das edle Haupt abſchlage? Was ſchleppen dort die Henkersknechte für ein Faß herbei! Was wollen ſie beginnen? Nun ſeht, ſie ſchneiden, wie ein Metzger das Lamm zerſchneidet, den todten hauptloſen Leib in vier Theile, fein zierlich und ordentlich, daß jeder Theil ſein Bein oder ſeinen Arm hat; nun tragen ſie den zerſtückelten Leib zu den Freunden und Genoſſen des Mannes, die im Diebeskeller noch ihres Todes harren, daß ſie an dem Anblicke des zerſtückelten Märtyrers ihre Seelen weiden ſollen! Nun iſt die Gerechtigkeit geſühnt! Meint ihr? Schaut hin auf das Michaelisthor! Seht ihr die eiſerne Stange und den nackten Schädel darauf? Seht ihr die eiſernen Körbe auf dem Petrizwinger und am Fallersleberthor, und am Magnithor und am Neuſtadtthor? Sind das nicht die Gebeine des Mannes Braband, deſſen Blut hier die Steine röthete? Und warum? Weil er die Macht der Patricier brechen und dem armen Bürger zu ſeinem Rechte verhelfen wollte! Fluch! tauſendfacher Fluch ſeinen Mördern!"

Und das Volk ſchrie aus tauſend Kehlen das ſchauerliche Wort in grauſem Echo nach.

Aber plötzlich entſtand ein anderer Lärm.

„Die Häſcher kommen!" ſchrie das Volk! „Die Landsknechte rücken an! Auf, ihr Bürger, zur Wehr!"

Da erhob aber Meiſter Boſſen ſein Kreuz hoch

in die Luft und winkte mit der Rechten dem tobenden Volke zu.

„Keine Gewalt!“ rief er laut. „Kein Tropfen Blutes soll hier fließen! Was wollt ihr?“ rief er nun den einher rückenden Kriegsknechten zu, die nur mit Widerstreben in den Fluthen sich Bahn brachen.

„Im Namen Eines Edlen Rathes, weichet von hier!“ sagte der Anführer mit lauter Stimme.

„Stürzt die Söldner in die Fluthen!“ antwortete eine Stimme. „Soll fremdes Kriegsvolk sich am Bürgerblute laben dürfen?“

„Schweiget!“ gebot Boffen mit kraftvoller Stimme und schwang seinen Stab. „Der Herr, dessen Zeichen dies Kreuz ist, hat uns geboten, daß wir keine Gewalt üben sollen. Ja, Freunde, Brüder, Mitbürger, wir wollen weichen; aber wir wollen vor's Neustadt-Rathhaus ziehen und mit Einem Edlen Rathe ein Wörtlein reden! Auf, zum Neustadt-Rathhaus!“

Die Söldner und Schergen des Raths versuchten zwar, die Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern; aber die andrängende Volksmasse war so mächtig, daß sie völlig davon erdrückt wurden und aus Furcht vor eigner Gefahr und Schaden sich zurückzogen. Als die Menge vor dem Rathhause angekommen war, stellte sie sich in unübersehbaren Reihen vor demselben auf und begann ein wildes, lautes Murren und Schreien. Boffen jedoch beschwichtigte sie mit seinem Stabe und sprach: „Nicht also, lieben

Brüder! Wartet ab, was Ein Edler Rath uns antworten! Thut keine Gewalt, keinen Frevel. Wir erscheinen als Bittende, nicht als Aufrührer und Empörer. Wir bitten um Gerechtigkeit! Gott verhüte, daß unsere Stimme überhört und verworfen werde!"

Darauf rief er die ihm zunächst stehenden Bürger auf, ihn auf das Rathhaus zu begleiten. Mit dem umflorten Kreuzesstab schritt er voran; ihm folgte Meister Giesecke und fünf andere Bürger, die ihre Waffen an dem Eingange auf Bossens Befehl niederlegten, um auch hierin selbst den Schein einer Gewalt zu vermeiden.

Die Rathsherrn, in großer Zahl versammelt, nebst den Gildenmeistern und Zehnmännern, hatten mit Angst und Besorgniß dem andrängenden Volkshaufen entgegen gesehen und das Schlimmste für ihr Leben gefürchtet. Als sie aber sahen, daß das Volk sich ruhig verhielt und die eintretende Gesandtschaft unbewaffnet war, faßten sie wieder Muth und empfingen die Abgesandten in dem großen Audienzsaale.

„Was wollt Ihr?" rief der Syndicus Rörhand ihnen entgegen, in einem von Freundlichkeit und Strenge gemischten Tone.

„Edle Herrn," antwortete Bossen," uns treibt die äußere Noth hierher, wo wir Abhilfe zu finden hoffen. Sehet hernieder auf die Stadt; eine zweite Sündfluth ist über sie gekommen. Wir sind aus unsern Häusern vertrieben, weil die Fluthen darin wohnen; wir haben kein Brot, weil es die Wogen ver-

zehnte haben. Unsere Kranken, Alten und Schwachen liegen unter freiem Himmel, unsere Kinder und Säuglinge weinen vor Hunger und Krankheit, die armen Bürger irren vertrieben und verlassen umher, bedrohet von des Feuers und des Wassers Gewalt! Wir bitten Euch, machet unserer Noth ein Ende!"

„Und wie vermögen wir dies?" fragte der Syndicus.

„Ihr eilet nach Wolfenbüttel," sagte Bossen, „und unterwerfet Euch und die Stadt dem Herzoge, wie es sich nach Gottes und Menschenrechte geziemet."

„Gilt Euch denn Eure Freiheit so wenig?" fragte der Syndicus. „Ist es nicht auch Eure Ehre, in der Gefahr den Muth zu erhalten? Wollt Ihr dem Herzoge die Freude machen, daß er Euch endlich doch besiegt hat?"

„Meine Freiheit!" rief Bossen aus und lächelte bitter dazu. „Um wessen willen dulden wir dies Alles? —"

„Wollet Ihr," fiel Meister Gösecke schnell ein, „uns etwa überreden, daß Ihr mit dem Herzoge nur um unsertwegen im Streite liegt? Ist es wirklich die Sorge für den armen Bürger, für die Freiheit der Gemeinen, welche Einem Edlen Rathe so zu Herzen liegt? So thut doch zunächst Eure eignen Keller auf und tränket das durstige Volk mit Eurem Weine und speiset es mit Eurem köstlichen Wissow! Bekleidet mit Eurem seidenen Gewändern den Nackten, nehmet die Alten und Kranken in Eure weichen Betten an

redet freundlich mit ihnen. Um unserer Freiheit willen meinet Ihr, trügen wir solches Elend? Wo ist unsre Freiheit? Etwa in der Laune und Willkür Eures Gerichtes? Etwa in der Herrschsucht Eurer Verwandten? Etwa in der Hoffart und Habsucht der Gildenmeister? Etwa in dem Blutbade unserer Mitbürger?"

„Mäßiget Euch!" rief der Syndicus den Bürgern zu. „Vergesset nicht, wo Ihr seid, und mit wem Ihr redet!"

„Mäßiget Euch?" wiederholte Giesecke lächelnd. „Ist Euer Wort so mächtig, so sprechet doch zu den Fluthen, die unsere Stadt durchwühlen: Mäßiget Euch! Sprechet zu dem Sturmwinde, der unsere Mauern zu Boden wirft: Mäßige Dich! Sprechet zu den Feuerkugeln, die unsere Häuser in Brand stecken: Mäßigt Euch! Sprechet zu dem Hunger in unseren Eingeweiden: Mäßige Dich! Herr," fuhr er in wilden spöttischen Mienen fort, „Ihr habt ohne Zweifel ein treffliches Frühstück gemacht, und in der vergangenen Nacht in Euerm Gemache wohl und herrlich geschlafen! Da läßt sich's trefflich von Mäßigung reden!"

„Ihr vergesset die Achtung, die Ihr Einem Edlen Rathe, Eurer Euch von Gott gesetzten Obrigkeit schuldig seid," fuhr der Syndicus fort. „Ihr vergesset, daß Ihr an des Gerichtes Stätte steht!"

„Ich stehe vor meiner Obrigkeit," entgegnete Giesecke ernst und unerschrocken, die, nach der Schrift,

der Stadt Beſtes zu ſorgen hat. Iſt etwa Hunger und Elend und tauſendfache Angſt und Gefahr der Stadt Beſtes? Wir wollen nichts, als Ruhe, wir wollen unſer Brot in Frieden eſſen, wir wollen in unſern Häuſern wohnen! Sagt es nur frei heraus, edle Herren! Nicht um unſertwillen dulden wir dies, ſondern um Euretwillen. Eure Macht, Eure Hoffart, Eure Herrſchſucht iſt es, um deretwillen wir leiden! In der Zeit der Noth ſeid Ihr dem armen Bürger freundlich, damit er Euch nicht verlaſſe. Da ſoll er aus Liebe zur Freiheit, aus Ehre zu ſich ſelber, aus tapferm, männlichem Sinne für Euch hungern und dürſten, für Euch ſein Blut vergießen, für Euch in Noth und Elend umkommen; aber wenn die Noth vorüber iſt, ſo ſitzet Ihr auf Euerm Stuhle und ſehet auf den armen Bürger hoffärtig herab und lebet von ſeinem Schweiße und Arbeit und pfleget Euch unter ſeinem Schutze; und Eure Junker ſtolziren umher und kennen Den nicht mehr, der für ſie gehungert und gelitten hat. Und das nennt Ihr unſere Freiheit, unſere Ehre!"

Der Syndicus, im Gefühle ſeiner Amtswürde auf das Tiefſte empört, wollte eben ſeinem Zorn Raum geben, als von dem Markte aus ein gewitterhaftes Murren heraufdrang; ein tauſendſtimmiges Rufen und Schreien; die Ungeduld des harrenden Volkes hatte eine bedenkliche Stufe erreicht. Wie der Syndicus das wilde, ſchauerliche Getöſe hörte, ſchrak er zuſammen und erbleichte, und mit ihm der ganze

Muth. Aber er ſammelte ſich bald wieder und ſprach ſcheinbar ruhig: „Iſt das etwa der Ton der Bitte, mit welcher Ihr vor uns zu erſcheinen vorgebt?“

„Es iſt,“ antwortete Meiſter Boſſen, „der Klagelaut des Hungers, der Angſtruf des Elendes! Wehe Euch vor Gott,“ fuhr er mit leuchtendem Zornesblicke fort, — „Wehe Euch vor dem allgerechten Gott, wenn Ihr das Schreien des Volkes überhöret! Irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Meint Ihr, daß der Herzog von ſich ſelber ſolche Macht habe? O täuſchet Euch nicht! Sie iſt ihm gegeben von dem ſtrafenden Gott! Wir leiden um unſerer Sünde willen, aber auch um Eurer Bosheit, um Eures Ungehorſams willen! Höret die Stimme des Herrn! Die tobende Waſſerfluth, der raſende Sturmwind, ſie rufen Euch zu: Thut Buße! Höret, wie das hungernde Volk aufſchreiet! Es verklaget Euch vor Gott, es ladet Euch vor des Herrn Gericht, daß Ihr Rechenſchaft thut von Eurem Haushalten! Demüthiget Euch unter die gewaltige Hand Gottes!“

Unterdeß war der Lärm immer lauter geworden; wildes, verworrenes Schreien, Weinen und Klagen erfüllte die Luft; in der Flur des Rathhauſes wurden Schritte laut, als dränge das Volk in feſtgeſchloſſenen Gliedern vor.

Da entfiel dem Syndicus der erheuchelte Muth und er ſprach: „Sprechet, was wollt Ihr, daß wir thun ſollen? Zuvor aber gebietet dem Volke Ruhe!“

Meiſter Boſſen trat nun an das Fenſter, öffnete

es, und winkte mit der Hand, daß er reden wollte. Da ward es ruhig und still: „Lieben Brüder," rief er hinab, „in wenig Augenblicken ist die Noth geendet! Thut keine Gewalt! Greifet nicht in Gottes Gericht! Sein Feuereifer ist's, der die Widerwärtigen verzehren wird! Wehe Dem, der die Stadt mit Blut bauet und zurichtet die Stadt mit Unrechte! Denn die Erde wird voll werden von Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser, das das Meer bedecket!"

Dann wandte er sich an die Glieder des Rathes und sprach: „Was Ihr thun sollt? Euern stolzen Nacken beugen und dem Herzoge Treue und Gehorsam geloben!"

„Es wird geschehen!" sagte der Syndicus, dem die hergestellte Ruhe im Volke wieder neuen Muth gegeben hatte. „Gehet nun, lieben Freunde, und verkündigt's dem Volke!"

„Nicht einen Schritt von hier!" rief Meister Giesecke entschlossen aus. „Was die Augen sehen, glaubt das Herz! Eines Edlen Raths Versprechen sind eine schlechte Speise für hungrige Leiber und eine morsche Brücke über den Abgrund. Wir weichen nicht eher von hier, als bis geschehen ist, was wir bitten!"

„Wollt Ihr," warf der Syndicus ausweichend ein, „Einem Edlen Rathe nicht einige Stunden Zeit geben, zu berathen, wie Solches am Besten geschehen kann?!"

„Dazu bedarf es keiner Berathung!" entgegnete Giesecke fest. „Schreibet nur ganz einfach, daß Ihr

Der Herzog, dem Worte nachkommend, that dasselbe. Er musterte das bei Schöningen aufgestellte Kriegsvolk, zahlte ihm den rückständigen Sold und entließ Reiter und Knechte bis auf zwei Compagnien, die er zu seiner Leibgarde behielt.

Im Wolfenbüttler Lande aber sang das Volk:

Roth Löw' in seinem Gatter
Treibt großen Uebermuth,
Brüllt, grunzet, kratzt und gnattert
Veracht' das Rößlein gut.
Das Rößlein wird ergrimmet
Ob solchem Uebermuth:
Groß Feuer d'raus erglimmet,
Verachtung thut nicht gut.

Ein Krieg, der ward gestillet,
Ein anderer fing sich an;
Der rothe Löwe brüllet
Und reizt das Rößlein an.
Darüber ward verloren,
Manch' kühner Held und Mann,
Der Ockerstrom erhoben,
Den Löwen machet zahm.

Als roth Löw' begunt zu fühlen
Die große Wassersnoth,
Begunte er zu hülen (heulen)
Und bat um Gnad' durch Gott.
Das Rößlein und sein Herre,
Der edle Fürst so gut,
Abwandte Kriegsgewehre
Und auch die Wasserfluth.

Capitel 8.

Der Wahlkampf.

Auswendig Streit, inwendig Furcht.
2. Cor. 7, v. 5.

Am fünften December des Jahres 1606 finden wir abermals in dem großen Audienzzimmer des Neustadt-Rathhauses die sämmtlichen Geistlichen der Stadt Braunschweig unter dem Vorsitze des Syndicus primarius Dr. Röerhand versammelt, der diese ehrwürdigen Herren also anredete:

„Die Ursache, aus welcher Ein Edler Rath heute das gesammte ehrwürdige Stadtministerium anher hat vorladen lassen, ist, obwohl eine sehr ernste und für das ganze kirchliche Leben eine sehr bedeutsame, doch Gott sei Dank keine traurige. Ihr wißt, ehrwürdige Herren, daß am 29. November des Jahres 1599,

als vor mehr denn sieben ganzen Jahren, durch den Tod des hochwürdigen, hochgelehrten, nun seligen Mannes, des Herrn Magister Lucas Martini, das Superintendentenamt hiesiger Stadt erledigt worden ist. Es mag nun Manchem wunderlich erschienen sein, daß dieses so wichtige Amt sieben Jahre lang unbesetzt bleiben konnte. Ein Edler Rath verhofft jedoch, daß Alle, die daran Anstoß genommen haben, ihm diesen Verzug nicht als ein Zeichen einer Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit gegen das geistliche Wohl der Bürgerschaft und gegen der Kirche heilsames Regiment auslegen werde. Vielmehr kann der Rath die Versicherung geben, daß derselbe diese ernste und schwere Angelegenheit nicht aus den Augen verloren hat. Es hat nämlich derselbe sich nach verschiedenen Orten hin und an verschiedene gelehrte und fromme Theologen gewendet, um wegen Annahme des vacanten Amtes Einleitung zu treffen; aber derselbe ist überall auf Schwierigkeiten gestoßen und hat die ganze Sache zu keinem erwünschten Ende bringen können. Es mag nun wohl sein, daß der unruhige, gefahrvolle Zustand in unserer Stadt viel dazu beigetragen hat, einzelne der Männer mit allzugroßem Bedenken gegen uns zu erfüllen. Wie Dem auch sei, Ein Edler Rath ist nunmehr, da mit Gottes Hilfe die Ruhe in unserer Stadt wieder hergestellt ist, vest entschlossen, die Wiederbesetzung des Superintendentenamtes nicht länger zu verschieben, und zwar die Sache so ernst zu betreiben, daß wir

ſchon auf nächſtem heiligen Weihnachtsfeſte einen Superintendenten auf unſerer Kanzel ſtehen haben. Auch iſt es des Raths veſter und ernſter Wille, dieſe wichtige Sache alſo zu behandeln, daß wir es ſowohl in unſerm Gewiſſen, wie vor dem Richterſtuhle Gottes verantworten können!“

„Ich eröffne,“ fuhr der Syndicus in einem etwas geänderten Tone fort, „zunächſt Eines Edeln Raths Beſchluß dahin, daß für diesmal von der Berufung eines fremden Theologen abgeſehen, und vielmehr aus der Mitte des Miniſterii unſerer Stadt ſelbſt der künftige Superintendent gewählt werden ſolle. Ich begehre deßhalb von einem ehrwürdigen Miniſterio, daß ein Jeder zuvor ſeine Meinung ordentlich kundgebe, ob er auf ſolche Weiſe den aus ſeiner Mitte erwählten Amtsbruder und Collegen als ſeinen Superintendenten anerkennen, annehmen und ihm die gebührende Ehrerbietung erweiſen wolle!“

Dieſe Mittheilung machte auf alle anweſenden Geiſtlichen einen befremdlichen und erſchütternden Eindruck. Nicht Einer von ihnen hatte an eine ſolche Eröffnung gedacht, und der Rath hatte dies ſein Abſehen ſo geheim gehalten, daß ſelbſt die Vettern und Mühmen der Rathsgeſchlechter darin unwiſſend geblieben waren und die Gelegenheit verloren hatten, das Siegel des Geheimniſſes unverletzt zu erhalten.

Der neugewählte Coadjutor, M. Friedrich Petri, dem als erſter Geiſtlicher und ſtellvertretender Super-

intendent das erſte Wort zukam, erhob ſich nun und ſprach: „Ein ehrwürdiges Miniſterium muß allerdings durch mich ſein größtes Befremden darüber ausſprechen, daß eine ſo wichtige, ernſte und heilige Sache nicht vorher ſchon demſelben kund gethan worden iſt, ſondern ſo plötzlich über uns hereinkommt. Es wird aus unſerer Mitte Keiner im Stande ſein, auf die an uns gerichtete Frage ſogleich eine beſtimmte und entſcheidende Antwort zu geben, und muß ich im Namen des ganzen Miniſterii an Einen Edlen Rath die Bitte bringen, derſelbe wolle uns einige Tage Zeit ſetzen, damit wir unter uns erſt über dieſe Angelegenheit berathen können!“

„Dem Rathe,“ entgegnete der Syndicus ſchnell, „hat Solches nicht nöthig geſchienen. Das Miniſterium iſt ſich unter einander nicht fremd und kennet ſich ſeit vielen Jahren her. Auch mag Niemand ſein Pfund, das ihm Gott verliehen hat, ſo geheim halten können, daß man nicht daſſelbe an ſeinen Worten und Werken erſchaue. Es muß doch ein Jeder ohne weitere Prüfung wiſſen, ob er ſeine übrigen Herrn Amtsbrüder einer ſolchen Würde für werth halte und ob er ſich entſchließen könne, dem Gewählten, möge es nun Dieſer oder Jener ſein, die ſchuldige Ehrerbietung zu erweiſen. Mehr verlangt der Rath nicht zu wiſſen, und dazu bedarf es wohl keiner Bedenkzeit!“

„Es iſt,“ fuhr nun der Coadjutor unerſchüttert fort, „nicht allein die erforderliche Bedenkzeit, um die

es ſich handelt, ſondern auch um das wohl zu bewahrende Recht des Miniſterii. Es hat bisher Ein Edler Rath in allen Kirchenangelegenheiten, ehe dieſelben allhier verhandelt wurden, dem Miniſterio zuvor Mittheilung darüber gemacht; die Colloquia ſind eigens dazu errichtet worden, um Einſtimmigkeit und Verſtändigung unter den ſämmtlichen Geiſtlichen der Stadt zu ermitteln, und es dürfte doch bedenklich ſein, dem wohl verbrieften Rechte des Miniſterii auch nur einen einzigen Paragraphen zu ſtreichen!"

„Wir denken nicht daran," erwiderte der Syndicus etwas empfindlich, „die Rechte der Geiſtlichkeit anzutaſten. Daß es ſich hier um eine ganz ungewöhnliche Sache handelt, ſteht ein ehrwürdiges Miniſterium gewiß ein. Ueberdies dürfte eine Berufung auf die Einhelligkeit und Verſtändigung der einzelnen Glieder des Miniſterii im Colloquio kein ſo ſchlagender Grund ſein, da die Geſchichte unſerer ſtädtiſchen Kirche lehrt, daß in der Sanct Martinscapelle nicht immer Einigkeit geherrſcht hat. Eben aber, weil Ein Edler Rath in dieſer wichtigen Angelegenheit die auseinander gehenden Anſichten und Meinungen ſo viel als möglich vermeiden will, und wie ich bereits geſagt habe, es keines großen Bedenkens bedarf, um zu wiſſen, ob die einzelnen Glieder des Miniſterii ſich unter einander ehren und achten können, hat der Rath die Sache ohne vorherige Prüfung dem Miniſteri vorzulegen beſchloſſen!"

„So wäre alſo," wandte der Coadjutor ein, „das

Ministerium gehalten, heute und augenblicklich seine Ansichten zu eröffnen?"

„Allerdings," antwortete der Syndicus im Tone der Bestimmtheit. „Ich habe Auftrag, das Ministerium nicht eher zu verlassen, als bis es sich, und zwar ein Jeder einzeln, über die fraglichen Punkte ausgesprochen hat!"

„Gvor. Edlen," sagte nun der Coadjutor, fast im trotzigen Tone, „eine solche plötzliche Erklärung ist eben so neu und ungewöhnlich, als beschwerlich; noch dazu, als, da die Stadt über sieben Jahre lang ohne einen Superintendenten gewesen ist, und die Kirche dabei sich erhalten hat, eine so plötzliche Wiederbesetzung des vacanten Amtes nicht gut erklärlich ist!"

„Wollet Ihr damit sagen," fragte der Syndicus, „daß Ihr überhaupt die Wiederbesetzung des fraglichen Amtes für unnöthig erachtet?"

„Das nicht!" erwiderte Petri mit sichtbarer Verlegenheit. „Ein tüchtiger, gelehrter und streitbarer Superintendent mag der Kirche Braunschweigs allerdings noth thun."

„Ja gewiß," fiel hier der Pfarrer Sebastian Magius ein, in welchem, wie wir bereits gesehen haben, eine muthige, streitbare Seele lebte. „Es ist ein großer Jammer, wie schlecht es um die Gemeinde in unserer Stadt steht. Wenn Sanct Paulus zu uns käme, er fände nicht einmal, wie bei den heidnischen Athenern, den Altar mit der Inschrift: Dem unbekannten Gott! Denn Die in unsern Gemeinden

nach Gott und seinem heiligen Worte fragen, sind an Zahl so gering, daß sie in das kleinste Kirchlein hineingehen!"

„Herr Pfarrer," rief der Syndicus verwundert und betroffen aus, „wie möget Ihr solche harte Worte erweisen? Stünde es wirklich so schlimm um das Christenthum in unserer Gemeinde?"

„Ja, Herr Syndicus!" antwortete der unerschrockene Mann. „Gleich das erste Gebot für jede christliche Gemeinde: Du sollst den Feiertag heiligen! wird von Hohen und Niedern auf das Schnödeste verletzt. Was hilft's, daß die Glocken zur Kirche läuten? Die Armen, die aufgewachten Sünder, die Alten und Schwachen, die ihr Ende für nahe halten, Diese kommen; aber die große Zahl Derer, die sich selbst rechtfertigen und sich für die Starken halten, gehen an dem Gotteshause vorüber, ziehen zur Jagd und zum Spiele und allerlei Lustbarkeit, und die edlen Junker unserer Stadt, die vor dem bewaffneten Feinde einen überaus großen Respect haben, sind die ersten, welche auch dem zweischneidigen Schwerte des Wortes Gottes ausweichen!"

Der Syndicus fühlte den Stich wohl, der in diesem gut geführten Stoße lag; aber er hielt es für klug, sich als unverwundet darzustellen und sagte mit ruhiger Freundlichkeit: „Ihr habt allerdings Recht, Herr Magius, daß Muth und Tapferkeit leider nicht Aller Tugend ist, und was Ihr bei der Belagerung unserer Stadt gethan habt, wird Euch so leicht keiner

Eurer Herrn Amtsbrüder nachthun. Aber, wenn Ihr mir den Einwurf erlaubt, darin liegt wohl noch kein gültiger Beweis von dem ſchlechten, kirchlichen Zuſtande unſerer guten Stadt!"

„Wenn Ewr. Edeln erlaubt, ſo kann ich mit Mehrerem dienen," entgegnete muthig der Pfarrer. „Seit einiger Zeit machet der verderbliche, ketzeriſche Calvinismus in unſerer Gemeinde vielen Fortſchritt. Man ſtößt hier und da auf Aeußerungen, welche ein lutheriſches Ohr verletzen. Das kommt von der großen Freiheit der Bücherhändler, welche dergleichen ärgerliche calviniſtiſche Bücher ungeſcheut an Jeden verkaufen, der ſein Geld dafür bietet. Ein wachſamer Superintendent würde in Gemeinſchaft mit des Raths Gericht dieſem Unweſen ſteuern und die Gemeinde vor dem Ketzergifte wahren. Dann iſt's auch ein heilloſer Jammer mit unſerer Jugend! Während des Gottesdienſtes und der Predigt ſammeln ſich dieſe Buben im feinen Röcklein, wie in der ärmlichen Kappe, auf den Kirchhöfen und verführen ein Toben und Schreien, daß man meinen möchte, der Türke ſei im Anzuge. Wie iſt da eine Frucht der Predigt zu hoffen? Und wo ſind des Raths Diener und Schergen, daß ſie ſolchem Unfuge wehren?"

„Da einmal," ſetzte hier Magiſter Denecke in erkünſtelter Ruhe und Leutſeligkeit hinzu, „von dieſen Aergerniſſen die Rede iſt, ſo möge es auch mir vergönnt ſein, auf einen Uebelſtand aufmerkſam zu machen, den ſchon unſer Herr Coadjutor berührt hat

Es ſind in neuerer Zeit von Einem Edeln Rathe mehrfache Vocationen an Diener der Kirche wie an Schulherrn ergangen, ohne daß das Miniſterium auch nur im Geringſten davon wäre unterrichtet und um ſeine Meinung befragt worden. Solches iſt vordem in keiner Weiſe geſchehen, und mag allerdings die mehr denn ſiebenjährige Vacanz des Superintendentenamtes daran ſchuld ſein, weshalb es wohl zu wünſchen iſt, daß der zu erwählende Ephorus die Rechte und Privilegien des Miniſterii beſſer wahrete. So ſind auch die beiden Pfarreien bei Unſern lieben Frauen und im Eichgerichte längere Zeit, als ſich's ziemen mag, unbeſetzt geblieben und hat ſolche unziemliche Vacanz der Kirchenzucht eben nicht genützet! Auch kann ich es nicht leugnen, daß die Abendſtunden, welche in unſerer Sanct Martinskirche, und zwar einzig und allein nur auf Befehl meines lieben Herrn Collegen Arndt abgehalten werden, vielfach Aergerniß veranlaſſen und von Einem Edeln Rathe möchten abgeſchafft werden. Wenn Herr Arndt in ſeinem apoſtoliſchen Eifer an dem gewöhnlichen Gottesdienſte nicht genug hat, ſo möge Ein Edler Rath ihm doch lieber geſtatten, dafür einen beſondern Morgengottesdienſt anzuſetzen!"

Der angegriffene Arndt lächelte ſtill und faſt mitleidig über die unermüdliche Rachſucht ſeines Feindes, und begnügte ſich mit der ruhigen Antwort: „Mir ſind zwar die Störungen nicht ſo gar groß erſchienen, und ſie dürften von dem Segen, welchen eine Bet-

ſtunde nach vollendeter Tagesarbeit über die erbauungsbedürftigen Seelen bringt, völlig und doppelt aufgewogen werden. Wenn indeß Ein Edler Rath dieſe Abendbetſtunden aufheben will, ſo habe ich mich nur meiner Obrigkeit zu unterwerfen."

„Fürchtet darum nichts!" entgegnete der Syndicus. „Bei der Unruhe, welche zum Theil doch noch unter der Bürgerſchaft herrſchet, und bei ihrer Neigung, ſich in das weltliche Regiment zu miſchen, dürfte es nicht gerathen ſein, der Gemeinde die Gelegenheit, ſich zu erbauen und zur ruhigen Einſicht zu bringen, ſo ohne Weiteres zu nehmen. Vielleicht aber läßt ſich die Zahl derſelben beſchränken. Doch darüber mag der neue Herr Superintendent dem Rathe Bericht erſtatten!"

„Ich muß noch einmal um das Wort bitten," fiel hier der Pfarrer Magius ein: „Ich habe noch nicht völlig meine Anklage erwieſen, und da es ſich um Inſtruction des neuen Herrn Inſpectors über Kirche und Schule handelt, dürfte es gut ſein, wenn derſelbe die Gebrechen unſerer Kirchenzucht und Gewalt zugleich mit kennen lerne. Die Bürgerſchaft unſerer Stadt neiget ſich ſeit mehreren Jahren zu Aufruhr und Empörung hin, und ſuchet der Obrigkeit Regiment zu ſchwächen. Mit dem Blute Brabands und ſeiner Genoſſen iſt das Feuer der Unzufriedenheit nicht gedämpft; und welche gefährliche Kohlen noch glimmen, habe ich nicht allein bei der erſten Belagerung unſerer Stadt erfahren, ſondern es iſt mir glaubwürdig davon

berichtet worden, was ſich in letzter Waſſersnoth zugetragen hat. Ich kann und mag mich nicht rühmen, daß ich einer drohenden Gefahr, welche über unſere Stadt gekommen war, nur durch einige kräftige Worte abgewehrt habe, mit welchen ich die murrenden Bürger endlich zur Ruhe brachte. Aber ich gab damals mein Verſprechen, zu ſeiner Zeit die Anliegen der Bürger vor Einen Edeln Rath zu bringen."

Der Syndicus mochte wohl fühlen, daß Das, was der Pfarrer Magius im Begriff war, vorzubringen, für ihn ſelbſt und den ganzen Rath nicht beſonders erfreulich ſein mochte; denn er blickte mit Verdruß und Unwillen auf den muthigen Sprecher und ſagte: „Könnte dies nicht vielleicht zu einer andern Zeit geſchehen?"

„Nein, Ew. Edeln!" entgegnete Magius ſchnell und unerſchrocken: „Es iſt eben die rechte Zeit dazu. Ich wollte ſagen, daß man es der Bürgerſchaft nicht wohl verdenken kann, wenn ſie murret und klaget. Es herrſcht keine Gleichheit, keine ſtrenge Zucht des Geſetzes in unſerer Stadt. Das fünfte Gebot verbietet den Todtſchlag, das ſechste den Ehebruch, das ſiebente den Diebſtahl, und auf die Uebertretungen dieſer Gebote iſt die Todesſtrafe geſetzt. Dieſe wird auch wohl ausgeübt, aber nur gegen den Bürger und armen Hausvater. Wie oft ereignet es ſich, daß die vornehmen Stadtjunker, die Söhne unſerer Patricier in ihren wilden Händeln und Raufereien Geſundheit und Leben des niedern Bürgers gefährden, aber die

Schuldigen gehen frei aus. Die Hurer und Ehebrecher werden am Leben bestraft, aber nur wenn der ärmere Bürger der Schuldige ist; die Patricier und Stadtjunker scheinen ein Privilegium zu solchen todeswürdigen Sünden zu haben, denn sie bringen ungescheut Schmach und Schande in die Häuser der Bürger. Der arme Handwerker und Tagelöhner wird, und mit Recht, an Freiheit und Leben gestraft, wenn er seine Hand nach fremdem Gut ausstreckt; aber von den Vormündern, die unter den Kastenherren und Rathsverwandten sitzen, wird niemals Rechenschaft erfordert, und kommt der arme Bürger gar übel an, wenn er darauf dringen wollte. Dies ist weder christliche Gleichheit, noch Gerechtigkeit; und wenn wir Prediger auf Kanzel und Altar die Gebote Gottes lehren und die Sünder strafen, so ist das eitel Komödienspiel und möchte man sagen, daß das Gesetz nur für die Armen und Geringen ist. Hier ist das Feld, wo der neue Herr Superintendent seinen Pflug einsetzen und ackern mag, daß eine bessere Frucht der Gerechtigkeit aufgehe; sonst haben wir noch viel schlimmere Zeiten zu erwarten, als bereits vergangen sind!"

„Ihr möget im Einzelnen nicht unrecht haben," entgegnete der Syndicus mit erzwungener Ruhe und Freundlichkeit: „obgleich es möglich gewesen wäre, dies Alles in einer mildern und würdigern Sprache vorzubringen!"

„Ich bin noch nicht fertig, hochedler Herr Syndi-

euch," fuhr der Pfarrer Magius unerschütterlich fort, „werde mich aber eines mildern Ausdruckes befleißigen. Die Hoffart in unserer Stadt hat ihre höchste Stufe erreicht. Die hohen Standespersonen gehen einher in Purpur und köstlicher Leinwand und leben alle Tage herrlich und in Freuden; sie sind wie Fürsten und Fürstenkinder und wissen in ihrer Verachtung gegen die Armen und Niedrigen kein Maaß und Ziel, und bringen unter die wohlhabenden Bürger denselben Hochmuthsteufel, der aller Kraft des Wortes Gottes spottet. Bei den Hochzeiten der Bürgersleute herrscht deßhalb ein Uebermuth, eine Verschwendung, dergleichen in fürstlichen Häusern nicht größer sein kann. Auch wird es gut sein, auf die vermeintlichen Jungfrauen der Vornehmen wie der Geringen ein scharfes Auge zu haben, damit sie das Ehrenkränzlein nicht ferner mit Schmach und Schande vor der Kirche und dem Altar tragen, an welchem sie treten. Die unehlichen Kinder, deren Väter zum größten Theile in hohen Aemtern und Würden sitzen und dem Stadtadel zugehören, werden aus den mühsam erjungenen Currendengeldern bezahlt, und diese, damit sie deste reichlicher helfen können, auf Wucher ausgetheilt, statt daß sie den Armen und Schwachen und Alten gegeben werden sollten. Dazu kommt, daß die Bettelei unter Müßiggängern und Tagedieben immer ärger wird und die verdienten und unschuldigen Armen dadurch gedrückt werden; eine Bettelordnung würde vieles Gute haben, wenn sich ein Hochedler Rath

mit der Sorge für die Armen belaſten wollte; auch dürften die Brauer angehalten werden, daß ſie den einzigen Labetrunk der Armen, das Bier, beſſer und billiger braueten. Iſt's nun ein Wunder, wenn die Leute unzufrieden ſind und murren? Hält es denn ſo ſchwer, das arme Volk zu Aufruhr und Empörung zu reizen? Ich habe nun mein Wort gehalten und befehle die Sache der armen Bürger dem Gott und Herrn, der der Menſchen Herzen lenket!"

„Ich werde," entgegnete der Syndicus mit verbiſſenem Aerger, „die Klagepunkte Einem Edlen Rathe vortragen und ſelber genau prüfen, was Wahres und Falſches daran iſt. Wenn aber Ihr, ehrwürdiger Herr Pfarrer, und vielleicht mit Euch noch ein Theil des Miniſterii meinen ſolltet, daß nicht auch der Rath mancherlei Veranlaſſung und Klagen und Beſchwerden gegen die Herren Geiſtlichen habe, ſo irrt Ihr Euch. Da einmal, obſchon gegen mein Wiſſen und Willen, dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht worden iſt und ſie allerdings für den neu zu erwählenden Superintendenten eine lehrreiche Inſtruktion ſein kann, ſo mag ich's Einem ehrwürdigen Miniſterio nicht verhehlen, daß der Rath und die Kaſtenherren mit mancherlei Anklage gegen daſſelbe aufgetreten ſind. Es iſt Sache des Miniſterii, die Schulen und Examina fleißig zu beſuchen, den Gottesdienſt in rechter Art und Ordnung abzuhalten, die Rectoren der Schulen zur ſtrengſter Gerechtigkeit und Billigkeit und Freundlichkeit anzuhalten. Aber dafür geſchieht leider

wenig! Es vergehen Wochen und Monate, ehe eine richtige Schulvisitation gehalten wird, die Cantores auf den Chören fangen nach geendigter Predigt die Lieder nicht an, die Rectoren der Schulen befördern nur solche Schüler, deren Aeltern es mit einer Hand voll Silber oder Gold nicht so genau nehmen, viele der Prediger halten die Ablesung der Beichte nach der Predigt für ein unnöthiges Stück, lesen auch die Präfation nicht vor dem Altare, ersparen sich's, die Collecte pro pace zu singen und gestatten in der Schule ein so scharfes Regiment, daß die Jugend einen Abscheu vor der Schule bekommt. Das Alles ist nicht geeignet, die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten und das Ansehen und die Würde der Geistlichen zu erhöhen. Darum wird es allerdings gut sein, wenn der neue Herr Superintendent allen Fleiß zur Besserung in allen diesen Stücken verwendet!"

„Damit jedoch," fuhr er sogleich und ohne Zeit zur Verantwortung zu lassen, fort: „unsre heutige Conferenz ihres Zweckes nicht verfehle, so fordere ich die sämmtlichen Glieder des ehrwürdigen Ministerii hiermit auf, sich unverzüglich darüber zu erklären, ob es einen aus seiner Mitte zu erwählenden Superintendenten als solchen anerkennen und ihm die gebührende Achtung erweisen wolle?"

Der Coadjutor erhob sich nun und sprach: „Weil es denn nicht anders sein kann, und wir nicht vorher gemeinschaftlich darüber berathen können, so erkläre ich hiermit, daß ich wohl wünschen möchte, daß

zu dieſem Superintendentenamt von einem andern Orte her eine ſolche Perſon berufen werde, welche mit Ruhm und Anſehen ſolches Amt verwalten könne. Die Kirchenordnung erfordert, daß der Superintendent mächtig ſei der heiligen Schrift, und mächtig, die Widerſprecher zu ſtrafen. Die Stadt Braunſchweig hat auch bisher das Glück und die Ehre gehabt, ſolche Superintendenten erwählet zu haben. Die Namen der großen Männer Mörlin, Chemnitius und Leyſer werden der Kirche unvergeßlich bleiben, denn ſie waren nicht nur Lichter dieſer Stadt, ſondern des ganzen Deutſchlands, und haben unſerer Kirche mit großem Ruhme und Nutzen vorgeſtanden. Wollte nun Ein Edler Rath einen ſolchen Mann berufen, der würdig in die Fußſtapfen dieſer Männer tritt, der die Kirche mit Nutzen und Lob regiert und erfüllt, der die faſt verfallenen Schulen wieder aufrichtet und die andern zu dieſem Amte gehörigen Stücke rechtmäßig verwaltet, ſo wollen wir denſelben, als ein beſonderes Gnadengeſchenk Gottes, mit beiden Armen umfaſſen und willig und bereit mit gebührender Ehrerbietigkeit ihm begegnen. Denn da wir unſere Schwachheit am Beßten wiſſen, ſehen wir es ein, daß in unſerer eigenen Mitte ein Solcher ſich nicht findet. Doch will ich damit durchaus keinem meiner Herrn Collegen zu nahe getreten ſein, fordere vielmehr dieſelben hiermit auf, ſich frei und offen darüber zu erklären!"

Es war nicht zu verkennen, daß der Coadjutor Petri, in wohlerwogenem Bedenken, daß, im Falle die Wahl nicht auf ihn fallen sollte, auf diese Weise am Besten seine eigene Ehre gerettet hatte; deßhalb stimmte ihm auch fast das ganze Ministerium bei, theils aus gleichen Ursachen, theils auch wohl aus wirklicher Bescheidenheit.

Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, das heißt in der menschlichen Schwachheit, da, wo man sich beugen muß, es lieber vor dem Fremden, als vor dem Bruder zu thun; und auch in dieser Beziehung gilt des Herrn Wort, daß der Prophet in seinem Vaterlande am Wenigsten gilt.

Als der Syndicus sah, daß fast das ganze Ministerium der Ansicht des Coadjutors beistimmte, legte sich über sein Angesicht Aerger und Verdruß; ehe er aber noch denselben aussprechen konnte, erhob sich Johannes Arndt und sprach:

„Es thut mir leid, daß ich der Meinung des Herrn Coadjutors nicht beistimmen kann. Auch ich billige zwar die Satzung der Kirchenordnung, daß ein Superintendent müsse mächtig sein der Schrift und des eigenen Wortes, um sein wichtiges und verantwortungsvolles Amt mit Ehren und Nutzen zu verwalten. Aber das Zeugniß der Armuth, welches der Herr Coadjutor von dem gesammten Ministerio ausgestellt hat, erscheint mir als ein Zeichen der Schwachheit, zu einer Zeit, wo es gilt, stark zu sein. Ich habe von jedem Gliede des

Freundlichkeit, nur das Wort unseres großen Luthers, der da sagt: „Ein Prediger soll also geschickt sein, daß er sein einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernen und Ungelehrten. Wer mit hohen und prächtigen Worten einher fähret, ärgert und zerbricht mehr, denn er bauet. Ist doch die ganze Heilslehre in ihrem einfachsten Wortlaute schwer und unbegreiflich genug, als daß es erst nöthig wäre, sie noch in gelehrte und dunkle Worte zu fassen, und der ist nur ein tüchtiger Pfarrer und Superintendent, der die Wiedergeburt und die Gnade Gottes in Christo so eindringlich, so deutlich, so erweecklich darzustellen weiß daß auch der Schwache sie versteht. Nicht darauf kommt es an, daß man unsere Predigt lobe als eine kunstreiche und gelehrte, sondern daß wir mit unserer Predigt dem Herrn Christo Seelen gewinnen! Wo aber Jemand nicht solcher Kraft mächtig ist und mächtig werden kann, der taugt weder zum Pfarrer noch zum Superintendent!“

Dies kühne Wort war allerdings nicht darauf berechnet, sich Freunde unter dem Ministerio zu gewinnen, und brachte auch nicht diesen Gewinn. Denn obgleich es Arndt nicht ausgesprochen hatte, so lag doch darin eine Anklage gegen die meisten seiner Amtsbrüder, welche ihr Predigtamt recht rühmlich zu üben meinten, wenn sie mit großer Kunst und Gelehrsamkeit und in vielerlei Sprachen das Strafamt verwalteten und wohl auf Buße und Besserung drangen, aber den Weg dazu, und die Barmherzig-

heit und den Glauben nicht zu lehren wußten, weil sie selber dieser Stücke baar und ledig waren.

„Ich habe," sagte jetzt Deneke sprudelnd mit allem Gifte seiner neidischen Seele: „ich habe bisher immer großes Mitleiden gehabt, wenn ich hören und sehen mußte, wie unser lieber Herr College Arndt in seiner Gemeinde gehasset und verachtet wird, weil ich demselben, trotz seinen oft ketzerhaft klingenden Aeußerungen, doch die rechte Hirtenliebe und Hirtentreue zutraute; nun aber sehe ich's, daß es gar nicht anders sein kann! Hoffart und Eigendünkel werden sich niemals Freunde machen!"

„Mein lieber Herr College," entgegnete Arndt, schmerzlich bewegt, „Ihr thut nicht recht, so ohne Weiteres ein strenges und liebloses Gericht über mich zu halten. Habe ich doch nichts gethan, als meine Ansicht über die wahre Würdigkeit und Macht eines geistlichen Inspectors ausgesprochen, und Ihr wendet Solches zur Entwürdigung meiner Person an! Wüßte ich nicht, daß eben die Schmach, welche der Prediger um seiner Predigt von Christo willen auf sich ladet, das beste Kennzeichen ist, daß er recht prediget, und daß die Prediger ihrer Amtstreue wegen keinen bessern Trost haben können, als den Haß der Welt, so könnten mich Eure bittern Worte bis zum Tode betrüben! Aber vielleicht habt Ihr selbst es nicht so böse gemeint! Um aber in dieser ernsten Angelegenheit nach Pflicht und Gewissen meine Meinung auszusprechen, so ist es in Summa diese: Die Wahl

eines Superintendenten geschieht wohl äußerlich durch Menschen, aber der Herr der Kirche selbst ist es, der die Arbeiter in seinen Weinberg ruset. Welchen nun der Herr uns senden wird, den wird er auch geschickt machen. Und welchen der Herr sendet, der ist mir, als ein Apostel des Herrn, lieb und theuer und willkommen, und werde ich ihn von ganzem Herzen ehren und achten und ihm gehorsam sein!"

„Das ist auch meine Meinung!" rief der Pfarrer Magius schnell aus. „Wen der Herr braucht, den hat er auch würdig befunden, und wer auf Gottes Befehl die Heerde weiden soll, dem giebt Gott auch den rechten Hirtenstab und den rechten Hirtenverstand!"

Der Syndicus nickte beifällig dieser Rede zu und sprach: „Dies ist auch des Raths Meinung und zuversichtliche Hoffnung, und wird der Rath allerdings für dies Mal sein Augenmerk auf die Glieder des hiesigen Ministerii richten!"

„Und wenn denn," fiel der M. Denecke ein, „Ein Hochedler Rath nun einmal der Ansicht und Meinung von nur Zweien aus dem Ministerio, im Gegensatze aller übrigen, seinen Beifall zu schenken gesonnen ist, und solcher Gestalt nach auch dieses Recht des Ministerii unbeachtet bleibt, so dürfte es doch wenigstens nothwendig sein, daß Ein Hochedler Rath mehrere Personen aus unserer Mitte, auf welche er sein Augenmerk gerichtet hat, auf einen Zettel schreibe, denselben nach löblicher Gewohnheit dem Ministerio zur

ſtelle, damit dasſelbe den Würdigſten daraus wähle. Denn nur alſo würde die Wahl rechtmäßig geſchehen!"

„Es hat," erwiderte der Syndicus im Tone der Entſchloſſenheit, „Ein Edler Rath ſeine wichtigen Urſachen, warum es für dies Mal nicht alſo geſchehen kann. Es iſt voraus zu ſehen, daß die Anſichten im Miniſterio ſich theilen und ſpalten und Unfrieden bringen, und wenn ein Jeder auf ſeiner Meinung beharrte, könnte leicht der ganze Zweck verfehlt werden. Und ſo lade ich denn das geſammte ehrwürdige Miniſterium auf morgen um dieſelbe Stunde, wie heute, hiermit vor, um von der Wahl Kenntniß zu nehmen, welche der Rath und die Kirchenvorſteher morgen früh unter Gottes Beiſtand treffen werden. Möge ein Jeder bitten und beten, daß der Herr die Herzen dazu erleuchte und uns den Mann anzeige, der in ſolcher ſchwierigen und ernſten Zeit unſerer Kirche und der Gemeinde wieder aufhelfen kann!"

Und ſomit wurde die Verſammlung entlaſſen.

Capitel 9.

Der neue Superintendent.

> Habt ihr bittern Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit; denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.
>
> Jacob. 3, v. 14. 16.

Zur bezeichneten Stunde war das Ministerium im Audienzsaale des Neustadt-Rathhauses versammelt und anfangs sich selbst überlassen. Denn in einem der Nebenzimmer saßen die Kirchenvorsteher und Kastenherrn unter dem Präsidio des Syndicus Dr. Röerhand und des Bürgermeisters Statius Kale, um die Wahl des neuen Superintendenten zu treffen.

Die Erwartung drückte sich in Aller Mienen aus, und da auch Keiner eine sichere Vermuthung über den Ausgang der Wahl hatte und haben konnte, weil der Rath das unverletzteste Stillschweigen dar-

über beobachtet hatte, und auch wohl der einzelne Rathsherr selber nichts mehr, als seine eigene Abstimmung wußte, so theilte sich die Erwartung in den Herzen der Geistlichen in eine ängstliche und unruhige und still-besorgliche.

Eine ängstliche Erwartung war in den Mienen Derer zu lesen, welche in ihrem Herzen weniger an Den dachten, den sie gewählt wünschten, als vielmehr an Den, dessen Wahl ihnen peinlich war. „Nur dieser, oder Jener nicht, sonst Alle.“ Das war der Grundgedanke ihrer Angst, und das Motiv dazu Neid und Mißgunst, und dazu zählte besonders Denecke.

Unruhig erwiesen sich Jene, welche nicht allein den Wunsch, sondern auch die stille Hoffnung hatten, gewählt zu werden, die sich selbst die Gründe auseinandersetzten, welche zur Bevorzugung ihrer Person die Rathsherrn haben könnten. „Wird nicht bald dein Schicksal entschieden sein?“ Das war die unruhige Frage, die sie sich unaufhörlich thaten, und das Motiv dazu war Ehrgeiz und Herrschsucht; und dazu zählte besonders der Coadjutor, der als der bisherige Erste im Ministerio allerdings wohl mehr, als die übrigen Alle, für sich hoffen konnte. Nebst ihm prägte sich diese unruhige, selbstsüchtige Erwartung in Mienen und Geberden des M. Rudolph Hildebrandt, Pfarrer zu St. Katharinä aus, der unter den Patriciern und Rathsverwandten die größere Zahl von Gönnern und Freunden zu haben wähnte.

In stiller besorglicher Erwartung harrten des

Ausgangs Diejenigen, welche weder ihre eigene Wahl hofften und wünschten, noch die Wahl Anderer fürchteten, sondern vielmehr Anfang, Mittel und Ende der ganzen ernsten Angelegenheit in die Hand des Herrn gelegt hatten, der die Gedanken und die Sinne des Raths leiten und, wie immer, Alles wohl hinausführen werde. Still-besorglich war ihre Erwartung nur deshalb, weil sie fürchteten, daß die Wahl selbst, wie sie auch ausfallen möge, Veranlassung zu Streit und Unfrieden im Ministerio geben möchte. Diese Parthei bestand eigentlich nur aus zwei Gliedern, dem Pfarrer an der Sanct Martins-Kirche, Johannes Arndt, und dem Pfarrer zu Sanct Michaelis, Sebastian Magius.

Während alle Uebrigen mit unruhigen Schritten im großen Saale auf- und abgingen, und ängstlich nach der Thüre sahen, durch welche die Rathsherrn eintreten mußten, und entweder sich nur ihren eigenen Gedanken überließen, oder einzelne abgerissene Worte bald an Diese, bald an Jene richteten, waren es eben nur jene Beiden, die in einer Fensterbrüstung standen und ein stilles Gespräch mit einander führten.

„Wisset Ihr, wer unser Superintendent sein wird?“ fragte Magius seinen Amtsbruder.

„Nein!“ antwortete Arndt ernst lächelnd. „Ich habe mich auch nicht im Geringsten mit dieser Frage gequält!“

„Ich will's Euch sagen, mein lieber Freund,“ fuhr

Magius fort. „Der neue Superintendent wird Herr Johannes Arndt heißen!“

„Das ist sicher eine Täuschung,“ entgegnete Arndt mit Lächeln den Kopf schüttelnd: „wenn Ihr nicht etwa mit einem scherzhaften Lob mir schmeicheln wollt!“

„Das sei ferne von mir!“ erwiederte Magius. „Ich bin ungeschickt zu jeder Schmeichelei und gehe, wie ein tüchtiger Kriegsmann, immer gerade auf mein Ziel los. Aber ich bitte Euch, wen anders wollen denn die Herrn wählen? Wir brauchen einen Mann, der seine Theologie nicht allein gründlich erlernt hat, sondern sie auch in seinem Herzen trägt und sie in allen seinen Worten und Werken zeigt; wir brauchen einen Mann, dem es Ernst ist um das Reich Gottes, und der ein reiches Maaß der Rede empfangen hat; wir brauchen einen Mann, der keine Menschenfurcht kennt, der dem Patriciersohn wie dem ärmsten Tagelöhner das Schwert der Wahrheit auf die Brust setzet, und dessen Name schon durch's ganze Deutschland genannt wird. Wer ist das anders, als Ihr?“

„Ihr irret Euch, lieber Freund!“ entgegnete Arndt. „Ich weiß am Besten, daß ich nicht zum Superintendenten tauge, am Wenigsten hier in Braunschweig, wo weit mehr ein Mann von Eurem Muthe an seinem Platze ist. Wenn ich auch im Sinne des Evangeliums keine Menschenfurcht in mir finde, so fehlt mir doch jener zuversichtliche Muth, jene unerschütterliche Kraft und Kühnheit, welche bei Hindernissen nur desto größer wird. Mit einem Worte, mein

Freund, ich tauge nicht zum Regieren; ich kann nur dienen und gehorchen, nur ausführen, was mir aufgetragen ist. In dieser Beziehung wäre mein College Denecke weit eher der Mann, den Braunschweig brauchen kann; und würde er gewählt, ich würde mit Freuden ihm gehorsam sein!"

Eben als Magius seine Verwunderung über diese Rede aussprechen wollte, öffnete sich die Thüre des kleinen Conferenzzimmers und der Syndicus Dr. Röerhand, der Bürgermeister Statius Kale und der Secretär Paul Wagner traten ein. Eine tiefe Stille beherrschte im Augenblick die ganze Versammlung; es war, als hätte sich das päpstliche Conclave geöffnet, nur mit dem Unterschiede, daß die darin Versammelten nicht aus ihrer eigenen Mitte das Oberhaupt der braunschweigischen Kirche wählen konnten; die Harrenden aber, welchen die Botschaft zuerst verkündigt wurde, konnten auf sich wohl das auf die Papstwahl bezügliche Sprichwort anwenden: „Wer als Superintendent in das Neustadt-Rathhaus eingetreten ist, tritt als einfacher Pfarrer wieder heraus."

Der Syndicus bat nun die versammelten Geistlichen zum Sitzen ein, nahm dann mit dem Bürgermeister den Vorsitz und sagte: „Ein ehrwürdiges Ministerium möge jetzt das Protocoll der eben geendigten Sitzung und Abstimmung über die Wahl des neuen Herrn Superintendenten der Stadt Braunschweig sich vorlesen lassen."

Der Secretär Paul Wagner schlug nun ein Actenstück auf und las:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit!

Am heutigen sechsten December des laufenden Jahres Eintausend Sechshundert und Sechs haben sich die ad marginem verzeichneten Vorsteher der Kirche und Kastenherrn unter dem Vorsitze des Herrn Syndicus primarius Dr. Röerhand und des Herrn Bürgermeisters Statius Kale versammelt, um nach dem Einem Edlen Rathe hiesiger Stadt zustehenden jus patronatus und in aller Form Rechtens den Nachfolger des bereits am 24. November des Jahres 1599 selig verstorbenen Herrn Superintenden, Magister Lucas Martini, zu ernennen. Nachdem der Herr Syndicus primarius, Dr. Röerhand, zuvörderst dem Wahlcollegio die Nothwendigkeit auseinander gesetzet, daß mit der Erwählung eines Superintendens der braunschweigischen Kirchen und Schulen nicht länger anzustehen sei, auch zu wünschen stehe, daß am nächsten heiligen Weihnachtsfeste der neue Herr Superintendent schon fungire, nachdem ferner derselbe Herr Syndicus primarius die Ansicht und Meinung, daß für dies Mal von der Berufung eines fremden Theologen abgesehen und das Augenmerk lediglich auf die Glieder des ehrwürdigen Ministerii unserer Stadt gerichtet werden möge, ausführlich und überzeugend dargethan, auch der hochedle Herr Bürgermeister die völlige Beistimmung des gesammten

Rathes erklärt hatte, und nachdem den versammelten Kirchenvorstehern die Frage: ob dieselben solcher gestalten Sache nach mit Gott Willens wären, ihre Stimmen anjetzo abzugeben, vorgelegt worden, hat das ganze Wahlcollegium nicht allein den gethanen Vorschlägen seine volle Zustimmung gegeben, sondern auch sich, unter Gottes Beistand, bereit erklärt, die Wahl vorzunehmen. Als es hierauf zur einzelnen Abstimmung kam, hat das gesammte Wahlcollegium sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß es zum Superintendens und geistlichen Inspector der Kirchen und Schulen der Stadt Braunschweig im Namen des dreieinigen Gottes ernenne: den Pfarrer zu Sanct Katharinä, Herrn Magister Johann Wagner. Als hierauf der Herr Syndicus primarius nochmals die Glieder des Wahlcollegiums gefragt, ob sie alle bei der getroffenen Wahl beharren wollten, und alle einmüthig ihr Ja ausgesprochen, erklärte derselbe die geschehene Wahl für rechtmäßig und gültig, und haben sämmtliche Wahlherrn dies Protocell mit ihren Namen eigenhändig unterzeichnet!"

So wie in einer stillen Nacht ein plötzlicher Donnerschlag die friedlichen Schläfer aus ihrer Ruhe aufstört und Angst, Verwirrung und Entsetzen über sie bringt, so war es auch hier, als der Secretär den Namen: Johann Wagner nannte. Ein lautes Gewirr von Stimmen durchschallte den Saal, so daß die letzten Worte, welche der Secretär aus dem Protocoll verlas, kaum gehört werden konnten. Als die-

ser aber schwieg, wurde das Geräusch doppelt laut, und der Syndicus sah sich genöthigt, um Ruhe und Stillschweigen zu bitten.

„Ein ehrwürdiges Ministerium," fuhr er nun fort, „hat so eben gehört, daß der Rath und die Kirchenvorsteher einmüthig ihr Vertrauen auf den Herrn Pfarrer Wagner gesetzet und denselben zum Superintendenten erwählt haben. Ehe nun in dieser ernsten und wichtigen Angelegenheit weitere Schritte gethan werden können, wird es zunächst an Euch sein, ehrwürdiger Herr Magister Wagner, Euch darüber auszusprechen, ob Ihr die auf Eure Person gefallene Wahl anzunehmen gesonnen seid!"

Hierauf erhob sich der Pfarrer Wagner und sprach: „Die Ehre, welche mir so unerwartet widerfahren ist, hat mich in ihrer Größe und Schwere so niedergebeugt, daß ich keiner rechten Antwort fähig bin. Ich konnte weder meines Alters, noch meiner Gaben wegen eine solche Bevorzugung vor meinen Herrn Collegen erwarten, da diese Alle, theils durch ihre Jahre, theils durch ihre große Amtserfahrung, theils und ganz besonders durch ihre Gelehrsamkeit eines solchen wichtigen und ehrenvollen Amtes weit würdiger sind, als ich. Ich kann für jetzt keine andere Antwort geben, als daß ich Einem Edlen Rathe und Kirchenvorstehern für solche Ehre und so großes Vertrauen zeit meines Lebens zum herzlichsten und demüthigsten Danke verbunden bin."

„Und Ihr könnet weder Ja, noch Nein antworten?“ fragte der Bürgermeister Kale.

Wagner blickte eine Zeit lang mit gesenktem Haupte vor sich hin, dann sprach er: „Ehe ich eine bestimmte Antwort zu geben vermag, muß ich zuvörderst wissen, was meine Herrn Collegen über die ganze Sache denken. Ich richte demnach an meine Herrn Amtsbrüder die drei Fragen: Erstens: Halten meine ehrwürdigen Herrn Collegen die geschehene Wahl für rechtmäßig? Zweitens: Rathen dieselben mir, das mir angetragene hohe Amt anzunehmen? und Drittens: Wollen dieselben mich als ihren Superintendenten anerkennen?“

Hierauf erhob sich nun der Coadjutor, M. Petri, dem es schlecht gelang, die ihm widerfahrene Kränkung zu verbergen, und sprach im bittern Tone des Vorwurfs: „Ich muß zwar nochmals im Namen des gesammten Ministerii die Verwunderung aussprechen, daß Ein Edler Rath von der bestehenden Ordnung und den privilegirten Gewohnheiten des Ministerii in soweit abgegangen ist, daß derselbe diese ernste und heilige Sache nicht zuvor dem Ministerio zur Berathung im Colloquio mitgetheilt hat. Da aber Ein Edler Rath, wie er sagte, seine guten Gründe gehabt hat, für dies Mal die Rechte und Gewahrsame des Ministerii unbeachtet zu lassen, und es uns Geistlichen zusteht, sich auch mit schwerem Herzen in die Anordnungen der Obrigkeit zu fügen, auch wohl zu hoffen steht, daß nicht allein Ein Edler Rath künf-

tighin die Rechte und Gebräuche der Kirchenordnung mehr aufrecht erhalten werde, ſondern auch, daß der neue Herr Superintendet, möge er nun ein Fremder oder ein Einheimiſcher ſein, die Rechte des Miniſterii beſſer und tüchtiger vertreten werde, als ich es vermag, ſo will das Miniſterium es mit der Rechtmäßigkeit der geſchehenen Wahl für dies Mal an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen und darauf weder mit Ja, noch mit Nein antworten. Was aber die beiden andern Fragen des Herrn Pfarrer Wagner betrifft, ſo habe ich darauf dieſe Antwort: daß derſelbe wohl zuſehen möge, daß er Gott nicht verſuche, ſondern daß er ſich wohl prüfe, ob er ſolchem Amte gewachſen ſei, oder nicht."

Ehe noch Wagner antworten konnte, erhob ſich M. Denecke und ſprach: „Indem ich allen Dem zuſtimme, was unſer ehrwürdiger und hochverdienter Herr Coadjutor ausgeſprochen hat, muß ich meinerſeits noch ein beſonderes Bedenken über die getroffene Wahl ausſprechen. Es thut mir zwar in der Seele weh, als Ankläger eines verehrten und geliebten Amtsbruders aufzutreten, aber der Ernſt und die Heiligkeit der Sache zwingt mich, die Perſon nicht anzuſehen, ſondern nur der Wahrheit zu dienen. Ich fürchte nämlich, daß der Herr Pfarrer Wagner nicht ganz rein in der Lehre iſt!"

Der angegriffene Pfarrer fuhr erſchrocken auf und ſagte: „Lieber Herr Amtsbruder, das iſt eine ſchwere Beſchuldigung, die zu erweiſen ich Euch doch bitten muß!" —

„Sehr gerne!“ antwortete Deneke mit höhnischem, triumphirendem Lächeln, und fuhr nun also fort: „Das ehrwürdige Ministerium weiß, daß Herr M. Wagner vor etwa zwanzig Jahren das Amt eines Conrectors an der Schule zu Soest bekleidet und dasselbe mit großem Fleiße verwaltet hat. Derselbe aber hat sich dabei auch fleißig im Predigen geübt und vielen Beifall gefunden. Einstmals aber, auf dem vierten Sonntage nach Trinitatis hat derselbe die Lection aus dem achten Capitel im Briefe an die Römer, wo von dem Sehnen und Seufzen der Creatur die Rede ist, diese Worte dahin erklärt, daß er gesagt hat, die Creatur werde von der Unterwerfung unter den Menschen, in welcher sie nach Gottes Gebot bei der Schöpfung stehen soll, und welche von gottlosen Menschen in diesem Leben gemißbraucht werde, dermaleinst frei gemacht werden. Aus dieser Erklärung haben treugesinnte Wächter der Kirchenlehre den richtigen Schluß gezogen, daß Herr M. Wagner den Thieren und andern unvernünftigen Creaturen, selbst den Pflanzen und Steinen, ein ewiges Leben zugesprochen habe. Und ist diese Ueberzeugung in der Gemeinde so allgemein geworden, daß dieselbe ihn bei der Obrigkeit als einen Ketzer angeklagt hat. Das will nun nicht zu einem Superintendenten passen, der die Reinheit der Kirchenlehre zu beschützen und zu bewahren berufen ist.“

Wagner athmete leichter auf, als er diese Beschuldigung vernommen hatte und entgegnete: „Ich

kann es allerdings nicht leugnen, daß ich während meines Conrectorats zu Soest einmal, und zwar über die aus dem Briefe an die Römer angezogene Lection bei dem Rathe verklagt worden bin; aber es hat sich gar bald erwiesen, daß man meine Worte falsch verstanden hat, und daß die ganze Anklage nur von einigen unruhigen Köpfen ausgegangen ist, welche streit- und zanksüchtig waren, und meiner Person, ich weiß nicht warum, nicht wohl wollten. Auch wird der Herr M. Denecke, da er den Anfang der Sache weiß, gewiß auch das Ende derselben wissen, nämlich daß die hochwürdige theologische Facultät zu Rostock, an welche die Sache geschickt worden war, das Urtheil gefällt hat, daß man mir unrecht thue, und daß meine Gegner haben von mir ablassen müssen!"

„Ich will die Sache nicht weiter erörtern," sagte Denecke mit falscher Freundlichkeit. „Die rostocker Facultät ist nicht Ohrenzeuge gewesen, sondern kann nur aus den eingesandten Acten urtheilen; und die Verkläger sollen Alle eifrige und getreue Zuhörer gewesen sein. Doch, wie gesagt, ich stehe von meiner Beschuldigung ab, weil ich weiß, daß die Gewissenhaftigkeit unseres ehrwürdigen Herrn Amtsbruders Alles selber wohl erwägen und bedenken wird, daß ein Superintendent nothwendig das Vertrauen seiner Amtsbrüder und der ganzen Stadt haben müsse."

Hierauf erhob sich M. Hildebrandt, Wagners älterer College an der Catharinenkirche, dem es gewaltig am Herzen nagte, daß er nun seinem jüngeren

Amtsbruder, über welchen er bisher den Vorsitz geführt hatte, untergeben sein sollte.

„Ich bin weit davon entfernt," sagte er mit erheuchelter Ruhe, „meinem lieben Herrn Collegen die hohe Ehre zu mißgönnen, die ihm Ein Edler Rath in seiner weisen Ermessung zuzutheilen gesonnen ist; aber indem ich dem Herrn M. Denecke darin beistimme, daß ein Superintendent nicht blos in seiner Pfarrkirche, sondern auch in allen andern Kirchgemeinden der Stadt volles Vertrauen besitzen müsse, wollte ich mir etwas Weniges zu bemerken erlauben, was vielleicht auf den Entschluß meines Herrn Collegen von Einfluß sein könnte. Derselbe wird nämlich selber bezeugen, daß er, bevor er hierorts angestellt wurde, an verschiedenen andern Orten das Predigtamt verwaltet hat, freilich aber nirgends lange Zeit. Unser Herr College M. Wagner hat bereits als Hofprediger zu Werl und im Schlosse Arnsberg, ferner im Schlosse Jevern zu Oldenburg in Friesland, dann auch als Pastor zu Minden im Dienste der Kirche gestanden, ehe derselbe allhier ordinirt worden ist. Auch ist es bekannt, daß derselbe vom Schlosse Jevern weggewiesen worden ist, eben so, daß derselbe an verschiedenen Orten herumgereiset ist, um in ein Predigtamt zu kommen, und daß es demselben nur mit vieler Mühe und besonderer Gunst hat gelingen wollen, allhier in Braunschweig unterzukommen. Wenn mir nun auch in diesem Allen etwas Besonderes nicht weiter bekannt ist, so will doch in diesen verschiedenen und kurzen

Aemtern, so wie in dem Herumziehen von Land zu Lande irgend ein Bedenken liegen, das wohl verdient, erwogen zu werden!"

„Ich will dem ehrwürdigen Ministerio, so wie Einem Edeln Rathe darin gern Rede stehen," entgegnete der Pfarrer Wagner. „Und ich kann Solches um so mehr, da in allen diesen Stücken mir keinerlei Vorwurf gemacht werden kann, auch aller Orten noch Zeugen genug leben, die die Wahrheit meiner Aussage bestätigen müssen. Es ist wahr, ich habe das Amt eines Hofpredigers zu Werl und Arnsberg nur kurze Zeit, nicht ein volles Jahr, verwaltet; aber daß ich dasselbe verließ, oder vielmehr verlassen mußte, gereicht mir nicht zur Unehre. Ich war Hofprediger des Herrn Gebhardt Truchseß von Waldburg, der, wie allbekannt, vorher Churfürst und Erzbischof zu Cöln war, aber von dem Papstthum abgefallen und zur reinen evangelischen Lehre übergetreten, auch sich bald darauf in den heiligen Ehestand begeben hatte. Derselbe wurde deshalb von dem Papst zu Rom in den Bann gethan, und von seinem Nachfolger im Cölner Erzbisthum, von Ernestus Bavarus mit gewappneter Hand überfallen und verjagt. Da nun der Herr, dem ich diente, seines Bleibens nicht haben konnte, wie mochte ich, der Diener, mich halten?"

„Es ist ferner wahr, daß ich von dem Grafen zu Oldenburg, meiner Vaterstadt, in seinem Schlosse Jevern zum Hofprediger ernannt gewesen bin. Solches Amt aber habe ich sechs volle Jahre verwaltet, und

daß ich zuletzt von dort ausgetrieben worden bin, ist nur durch heimliche und gehässige Machination und Practiken der Calvinisten geschehen, deren Irrlehren ich mit Eifer und Fleiß angriff, und die nicht eher Ruhe hatten, als bis es ihnen gelungen war, mich vom Amte zu bringen."

„Ich bezeuge," fiel hier der Syndicus ein, „die Wahrheit beider Aussagen. Der Rath hat bei der, vor nun dreizehn Jahren geschehenen Berufung des Herrn M. Wagner dies Alles wohl erwogen und denselben einstimmig des Pfarramts zu St. Catharinä allhier für würdig gehalten."

„Zu Minden," fuhr nun Wagner fort, „habe ich zwar ebenfalls kaum zwei volle Jahre im Dienste der Kirche gestanden, aber nur, weil Ein Edler Rath der Stadt Braunschweig mich hierher berief. Auch ist es wahr, daß ich vor funfzehn Jahren bereits einmal um das Pfarramt zu St. Magnus allhier mich beworben, dasselbe aber nicht erhalten habe. Ein ehrwürdiges Ministerium wird es zum großen Theile noch wissen, daß nicht allein der damalige Herr Superintendent Dr. Leyser, sondern auch die Gemeinde sich beifällig über meine Probepredigt ausgesprochen hat, und daß Herr Rennebock, unser jetziger theurer Herr Amtsbruder, damals über mich obsiegte, weil ihm die meisten Stimmen unter den Kirchenvorstehern zufielen. Daß aber sowohl Ein Edler Rath, wie meine Gemeinde, als ich zwei Jahre später dennoch hierher berufen wurde, mich des Amtes nicht für ganz

anwerth gehalten hat, beweiſet, daß Ein Edler Rath allhier, als ich im Jahre 1596 als Superintendent nach Peina berufen worden war, mich nicht ziehen ließ. Ich hoffe demnach, dem ehrwürdigen Miniſterio bewieſen zu haben, daß mein öfterer Wechſel und mein herumziehendes Leben keinerlei böſen Leumund mir bereiten kann!"

„Wir müſſen," ſagte nun der Coadjutor mit erzwungener Ruhe, „Eure Rechtfertigung allerdings annehmen, da Ein Edler Rath ſolches Alles, als der Wahrheit gemäß bezeugt. Aber trotzdem halte ich es, als bisheriger Vorſtand des Miniſterii, für meine Schuldigkeit, Euch nochmals auf die hohe Bedeutung des Euch angetragenen Amtes hinzuweiſen. Wenn wir an Männer denken, wie Mörlin, Chemnitius und Leyſer, welche hierorts Superintendenten waren und die durch ihre Gelehrſamkeit als Kirchenlichter der geſammten evangeliſchen Chriſtenheit heute noch leuchten, ſo mag es einem Prediger wohl anſtehen, ſich zu prüfen, ob er auch wohl würdig ſei, ein Nachfolger ſolcher weltberühmten Doctoren zu werden!"

„Nun denn," antwortete Wagner mit erwachendem Muthe: „da es ſcheint, als ob mein ehrwürdiger Herr Amtsbruder an meiner Würdigkeit zweifele und zwar hinſichtlich meiner theologiſchen Kenntniſſe, ſo muß ich Dieſelben mit allem Fleiße und Wohlgewogenheit bitten, mich nicht für einen gar ſo ungeſchickten und ungelehrten Mann anzuſehen, als ob ich niemals auf Univerſitäten geweſen wäre. Wir ſollen uns zwar

nicht selber rühmen, aber hier thut es Noth, ein wenig von mir selber zu reden. Ich bin allhier in Braunschweig kein so großer Fremdling, obgleich ich meine ersten 14 Lebensjahre in meiner Vaterstadt Oldenburg zugebracht habe. Ich habe allhier auf der Catharinenschule drei Jahre lang mit allem Fleiß und Eifer meine Studien betrieben, und der selige Herr Rector, M. Matthäus Bergius, hat zu wiederholten Malen mich desselben laut und öffentlich gerühmet. Ich habe auf der Universität Wittenberg ein Jahr lang theologica und philosophica getrieben, und wäre von dort nicht sobald fortgegangen, wenn ich nicht wegen der dort eingeschlichenen Calvinisterei, der ich allezeit kräftiglich widerstanden, allzusehr wäre turbiret worden. Ich habe darauf fast vier Jahre lang auf der neuen Julius-Universität zu Helmstädt die berühmten Theologen Heßhusius, Timotheus Kirchner, Daniel Hofmann, Johannes Olearius mit allem Fleiß gehöret, also daß ich Anno 1581, im zwei und zwanzigsten Jahre meines Alters, den Gradum Magisterii von Herrn M. Pancratius Crüger nicht ohne Ruhm erlangt habe. Auch habe ich bald darauf zu Helmstädt nicht nur die griechische Sprache, sondern auch andere freie Künste privatim gelehrt, und ich war noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, als ich zum Conrector in Soest ernannt wurde. Das Rühmen ist mir zwar nichts nütze, aber weil ich dazu gedrängt worden, mag es mir wohl entschuldigt werden!"

Der arme Wagner! Bisher hatte sich fast Niemand

um ihn bekümmert; er lebte unter seinen Amtsbrüdern unangefochten, scheinbar als ein Freund Aller, von Allen wohl gelitten, weil er keines äußern Vorzuges vor ihnen genoß. Sobald er aber aus seiner Reihe und Ordnung heraustrat, sahen Aller Augen scheel auf ihn und fanden nur Uebels und Tadelnswerthes an ihm. O wie klein und eng und schwach ist doch des Menschen Herz! Er verzeiht es einem Andern allenfalls noch, daß er an Kenntniß reicher, an sittlicher Kraft stärker ist, aber nur so lange er von diesen Eigenschaften keinen Gebrauch macht, oder so lange er keine besondere Anerkennung findet. In seinem Geiste und Herzen mag Einer immerhin ein ausgezeichneter Mensch sein; gewinnt er aber damit einen Einfluß nach Außen an Macht und Ehre, so ist er ein Gegenstand des Neides, des Hasses, des Angriffes, der Verdächtigung. Vorzüge Anderer werden nur für edle Seelen Vorbild der Nacheiferung; für niedrige, hoffärtige und selbstgerechte Seelen aber Gegenstand der Mißgunst und Verfolgung. Nur die Demuth wird Christo nachfolgen; die Hoffart geht ihm aus dem Wege!

Als Wagner sich mit Aufzählung seiner rühmlichen Eigenschaften gerechtfertigt zu haben glaubte, hätte er an den Mienen und Geberden seiner Amtsbrüder leicht sehen können, daß er damit nicht das Geringste ausgerichtet hatte. Diese ehrwürdigen Herren wollten eines Andern gar nicht überzeugt sein, weil sie es dem armen Manne nicht vergeben konnten, daß er

thätlich mehr gelten sollte, als sie. Sie hätten lieber den unbekanntesten Dorfpfarrer als ihren Vorgesetzten anerkannt, wenn er nur ein Fremder gewesen wäre!

Da erhob sich aber Johann Arndt und sprach: „Mein theurer Herr Amtsbruder! Um meinetwillen hattet Ihr nicht nöthig, Euch hinsichtlich Eurer Würdigkeit zu dem angetragenen hohen Amte zu rechtfertigen. Die Einmüthigkeit Eurer Wahl ist für mich ein völlig giltiger Beweis, daß der Herr der Kirche die Herzen Eines Edlen Rathes regiert hat. Ich weiß nun, es ist des Herrn Wille, daß Ihr unser Herr Superintendent sein und den Kirchen und Schulen dieser Stadt vorstehen sollt. Empfanget von mir zu solcher hohen Ehre meinen herzlichsten Glückswunsch und das Gelübde meiner aufrichtigsten Ergebenheit. Der Herr segne und erleuchte und stärke Euch in Eurem Amte, und lasse den Hirtenstab recht lange in Eurer Hand!"

„Auch ich gratulire Euch von Herzen," setzte Pfarrer Magius schnell hinzu. „Ergreifet nur muthig und getrost den Harnisch Gottes, auf daß Ihr allezeit, wenn das böse Stündlein kommt, Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Stehet vest, umgürtet Eure Lenden mit Wahrheit, ziehet an den Krebs der Gerechtigkeit, seid wie ein rechter Kriegsmann im Heere Gottes, an Beinen gestiefelt, ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem Ihr auslöschen könnt alle feuri-

gen Pfeile des Böſewichts! Nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes, und treibt das Evangelium, zu welchem Ihr berufen ſeid!"

„Ich mag," fiel jetzt M. Denecke ſüßlächelnd ein, „dem Vorbilde meines Herrn Kollegen Arndt nicht nachſtehen, beſonders da ich ſehe, daß derſelbe unſerm Herrn Amtsbruder Wagner zweifelsohne nur deßhalb ſo herzlich gratulirt, weil dieſer ſich als ein unermüdlicher Streiter gegen alle Calviniſten erwieſen hat, woraus hervorgeht, daß auch unſer Herr Amtsbruder Arndt ein Widerſacher aller Calviniſten iſt. Nur will es mir freilich dabei etwas ſonderbar ſcheinen, daß deſſen ungeachtet derſelbe doch mit Calviniſten heimlichen und vertraulichen Umgang hat; vielleicht aber nur, weil der Herr gebietet: liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen!"

Als Arndt dieſe anklagenden und verdächtigenden Worte hörte, ging ein Schreck durch ſeine Seele. „Mein lieber Herr Kollege," ſagte er, „Euer Lob iſt für mich ein bitterer, ſchmerzlicher Vorwurf, und ich begreife in Wahrheit nicht, wie Ihr einen ſo verwundenden Pfeil gegen mich richten konntet. Ihr klagt mich des heimlichen und vertraulichen Umgangs mit Calviniſten an, und wollt damit wohl ſagen, daß ich der calviniſtiſchen Irrlehre heimlich zugethan ſei. Gott aber iſt mein Zeuge, daß Ihr mir Unrecht thut!"

„Das thut mir leid," entgegnete Denecke mit fal-

ſcher Freundlichkeit, „daß Ihr für diesmal weniger auf der Seite der Wahrheit ſteht, als es wohl ſonſt ſein mag, und ſo ungern ich dieſe ärgerliche Sache weiter verfolge, ſo erfordert es doch die Sorge für die Reinheit der Lehre, beſonders an den Lehrern ſelbſt, daß ich davon weiter reden muß. Es hält ſich in unſerer Stadt ein junger Mann auf, ein Arzt ſeiner Kunſt nach, Namens Nebelthau, aus Bremen gebürtig. Derſelbe iſt ein täglicher Hausfreund unſers Herrn Amtsbruders Arndt, und wie ich dem Miniſterio verſichern kann, ein Calviniſt! Ich weiß nun freilich nicht, wie Herr Arndt dies mit ſeiner Betheurung vereinigen will!“

„Herr Kollege,“ fragte Arndt, „woher wollt Ihr wiſſen, daß ich deßwegen calviniſtiſch geſinnt bin?“

„Es iſt nicht meine Art,“ entgegnete Denecke, „auch nur das geringſte Wörtlein vorzubringen, wenn es nicht auf Wahrheit begründet iſt!“

„Nun,“ fuhr Arndt fort, „ich habe zu einem ehrwürdigen Miniſterio, wie zu Einem Edlen Rathe das gute Zutrauen, daß auch ich als ein Freund der Wahrheit erkannt worden bin. Ich bezeuge nun vor Gott, daß ich nicht allein erſt ſpäter, als mir Herr Nebelthau ſchon als Hausfreund lieb und werth geworden war, erfahren habe, daß er ein Calviniſt iſt, ſondern auch, daß wir niemals über die ſtreitigen Lehren zwiſchen unſerer Kirche mit einander geredet haben. Herr Nebelthau vermied es wohl abſichtlich, und ich hatte nicht den Muth, davon zu beginnen,

da wir Beide Keiner den Andern zu seiner Kirche bekehren wollten. Sollte ich nun einen jungen Mann, der mir um seines Herzens willen lieb und werth geworden war, deßhalb von mir austreiben, weil er ein Calviniſt iſt? Da ich aber ſehe, daß ich mit meinen Worten nicht allenthalben Glauben finde, ſo muß ich darauf antragen, daß die Sache näher unterſucht werde."

„Es freut mich," ſagte Denecke, „daß ich meine Behilflichkeit dazu Euch beweiſen kann. Ein Edler Rath wird mir bezeugen, daß ich vor einigen Tagen in dieſer bedenklichen Sache Anzeige gemacht und um Erörterung gebeten habe!"

„Es iſt allerdings ſo," verſicherte der Syndicus. „Herr M. Denecke hat vor etwa acht Tagen bei uns zur Anzeige gebracht, daß ſich ein heimlicher Calviniſt, und zwar der Arzt Nebelthau, in unſerer Stadt aufhalte, und ſich des beſondern Schutzes des Herrn Johannes Arndt erfreue. Es wird eine der erſten Angelegenheiten ſein, welche der neue Herr Superintendent zu erörtern hat!"

Arndt ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt und ſagte: „Lieber Herr Kollege, ich kann und mag Euch nicht tadeln, daß Ihr dieſe Sache Einem Edlen Rathe zur Anzeige gebracht habt; aber warum habt Ihr mir nicht zuvor ein Wörtlein davon mitgetheilt? Warum habt Ihr denn Alles hinter meinem Rücken gethan?"

„Ich glaube doch nicht," erwiderte Denecke bit-

ter, „daß ich Euch meiner Handlungen wegen Rechenschaft schuldig bin. Ich habe gethan, was mir als treuem Wächter über die Kirchenlehre und als gehorsamen Unterthan meiner Obrigkeit zukommt!“

„Es steht doch zu wünschen,“ fiel hier der Syndicus ein, „daß diese Angelegenheit für heute bei Seite bleibe. In der nächsten Zeit werden wir weiter darüber verhandeln. Für jetzt aber lasset uns zu unserer Sache zurückkehren. Es hat sich das ehrwürdige Ministerium über die getroffene Wahl des neuen Herrn Superintendenten ausgesprochen. So leid es dem Rathe thun muß, daß sich einzelne Stimmen dagegen erklärt, so erfreulich ist es doch auch, daß einzelne andere ihre herzliche Zustimmung ausgesprochen haben. Ich erlaube mir deßhalb, die von Herrn M. Wagner an das Ministerium gestellte Frage in Summa zu wiederholen und frage demnach: „Will das ehrwürdige Ministerium den Herrn M. Wagner als seinen Superintendenten anerkennen und demselben in aller schuldigen Ehrerbietung zugethan sei?“

„Ja,“ antworteten Arndt und Magius, während noch einzelne Andere durch stummes Kopfneigen ihre Zustimmung erklärten; der Coadjutor jedoch, Denecke und Hildebrandt und die meisten Andern beharrten in finsterm Stillschweigen. Ein Ja konnten und wollten sie nicht sprechen und zum offenen und wiederholten Nein schien ihnen der Muth zu fehlen; denn sie sahen, daß ihre Weigerung ihnen doch nichts helfen würde.

Der Syndicus nahm dies allgemeine Stillschweigen klüglicher Weise für eine allgemeine Bejahung und wandte sich nun an M. Wagner und sprach: „Ihr seht nun, ehrwürdiger Herr, daß Eure Wahl im Ministerio selbst auf keinen Widerspruch mehr stößt und daß, falls ja der Eine oder der Andere noch ein Bedenken habe, Ihr mit Gottes Hülfe bald im Stande sein werdet, dasselbe glücklich zu beseitigen. Ich richte demnach an Euch die Frage: Seid Ihr entschlossen, das Euch einmüthig übertragene hohe Amt zu übernehmen?"

Wagner erhob sich und sprach: „Sind mir auch wohl etliche Tage nöthig, die Hochwichtigkeit und Schwierigkeit des mir angetragenen Amtes in der Furcht des Herrn zu erwägen, ehe ich meine rechte Meinung von mir geben kann; so habe ich doch bereits so viel gefunden, daß dies hohe Amt zwar eine Handvoll nichtiger und flüchtiger Ehre, dagegen aber einen ganz großen Haufen von Haß, Neid und Verfolgung einbringt; in Summa: geringe Gunst und großer Verdruß. Und halte ich nun noch gegen die Last dieses Amtes meine Geschicklichkeit oder vielmehr, wie meine Herrn Amtsbrüder nicht mit Unrecht sagen, mein Unvermögen, so muß ich mit Sanct Paulus sagen: Wer ist hiezu tüchtig! Denn es ist nicht Jedermann gegeben, alle Tage und Stunden ohne Rast und Ruhe zu arbeiten, mit eitel Mühe und Sorge zu kämpfen, um damit nur Spott und Hohn und Undank zu verdienen, nur Haß und Feindschaft

auf ſich zu laden, und ſich mit Verläumdungen erdrücken zu laſſen. Denn, wie Salomo ſagt, Verläumdung friſſet auch einem weiſen Menſchen das Herz ab. Die Worte des Verläumders ſind wie Schläge und gehen Einem durch's Herz. Und es iſt beſſer ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemäſteter Ochſe mit Haß.*) Wenn ich deßhalb," fuhr Wagner faſt, wie es ſchien, mit ein wenig abſichtlich gelehrtem Prunke, fort: „Wenn ich meine Vernunft zu Rathe nehmen ſoll, ſo müßte ich wohl betrachten, was Horatius ſagt: Versate diu, quid valeant humeri, quid ferre recusent.**) Da kommen mir in den Sinn die Sprüche der weiſen Leute: In parvis quies est! Item: Mediis tranquilla triumphant! Item: Si sapis, affectes mediocria, summa periclis obvia.***) Ich möchte daher dies hohe und beſchwerliche Amt lieber einem Andern gönnen, möge er nun ein Einheimiſcher oder ein Fremder ſein. Und iſt es für Einen Edlen Rath noch Zeit, dies Amt mit einer andern gelehrten und tüchtigen Perſon zu beſtellen, ſo will ich das von Herzen wünſchen! Im Falle aber Ein Edler Rath ſich nicht zu verbeſſern wüßte

---

*) Sprüchw. Sal. 15, v. 17. Cap. 18, v. 8.

**) Erwäget wohl, was die Schultern tragen können und was für ſie zu ſchwer iſt!

***) Im Kleinen und Geringen iſt Ruhe! — Ruhe und Frieden wohnt auf der Mittelſtraße! — Biſt du klug, ſo ſtrebe nur nach mäßigen Dingen, das Höchſte iſt den meiſten Gefahren ausgeſetzt.

und bei seiner Wahl verbleiben wollte, müßte ich freilich derselben, als einem Ausdrucke des Willens Gottes, nicht zuwider sein, und darin mehr Gottes, Beruf, als meine Gedanken gelten lassen!"

„Und so ist es gewiß!" sagte der Bürgermeister Kale. „Ihr könnet, ehrwürdiger Herr Magister, die getroffene Wahl nicht anders, als für Gottes Willen und Wohlgefallen erkennen. Ist auch, was nicht zu leugnen und wohl zu bedenken ist, die Arbeit in solchem Amte schwer, so wird Euch doch Gott Weisheit und Stärke dazu geben. Erkennet Ihr Eure Wahl als Gottes Ruf, so müsset Ihr dieselbe annehmen, wenn Ihr anders Gottes Zorn nicht auf Euch laden wollt. Denket an Moses: Gott zürnte ihm, weil er seinen Beruf nicht annehmen wollte. Denket an Jonas, der sogar in's Meer geworfen wurde, weil er sich weigerte, den Ninivitern zu predigen. Auch Euch könnte in Euerm jetzigen geringern Amte eine schwere Krankheit treffen, wolltet Ihr dem Rufe Gottes nicht Folge leisten!"

Wagner blickte noch einige Zeit gedankenvoll vor sich hin, ausweichend dem Blicke seiner Amtsbrüder, von welchen die meisten in gar zu deutlicher Sprache ihres Herzens Meinung dahin aussprachen, daß er sich des Amtes weigern sollte. Endlich hob Wagner seine Augen wieder auf und sagte: Vox amici, vox Dei!*) Wenn Ein Edler Rath mir mein geistliches

*) Die Stimme eines (wahren) Freundes ist Gottes Stimme.

Strafamt freilaſſen und ſowohl zwiſchen mir, wie dem Miniſterio eine ſolche Recapitulation aufrichten will, in welcher die Auctorität des Miniſterii unverletzt und wohl bewahrt bleibt; wenn ferner Ein Edler Rath die Hand über mich halten will, ſo oft ich künftig in meinem Amte unbillig ſollte angegriffen und angeſehen werden, ſo will ich das mir angetragene hohe und ſchwere Amt in Gottes Namen annehmen!"

„Eure Bedingungen ſollen Euch erfüllt werden," nagte nun der Syndicus: „und Ein Edler Rath wird nicht allein Euch, ſondern dem ganzen Miniſterio das geiſtliche Strafamt freilaſſen, da ſich derſelbe zu Euch und dem ganzen Miniſterio der Hoffnung verſieht, daß das Beiſpiel des vormaligen Coadjutors Kaufmann keinerlei Nachahmung finden werde. Auch verſprechen wir, Euch jederzeit in allen billigen Schutz zu nehmen, und die Recapitulation ſoll alſo geſtellt werden, daß ſowohl Ihr ſelbſt, wie das ganze Miniſterium damit zufrieden ſein werdet!"

„Und ich gelobe noch," ſetzte Wagner mit leichterem Herzen hinzu, „daß ich mit allem Vermögen und Kräften für die Rechte des Miniſterii, und was dem anhängig iſt, ſprechen werde. Wenn nur meine lieben Herrn Amtsbrüder ein gutes Vertrauen auf mich ſetzen, ſo verhoffe ich, mit Hilfe Gottes die bedrängte Kirche einiger Maßen wieder in guten Stand zu bringen. Wird mir nur die nöthige Zeit dazu eben ſo gegönnt, wie meinen Vorgängern in

dieſem Amte, ſo gedenke ich durch Gottes Gnade daſſelbe ſo zu verwalten, daß ich daſſelbe, wenn auch vielleicht nicht zieren, aber doch in ſeiner Würde erhalten und beſchützen werde!“

„So ſei denn,“ ſchloß nun der Syndicus, „dieſe ernſte Sache mit Dank zu Gott geendet und beſiegelt. In den nächſten Tagen wird Ein Edler Rath alle andern nöthigen Schritte thun, und Euch, ehrwürdiger Herr, in Euer neues Amt einweihen. Waget es nur mit Gott, und es wird Euch wohl gelingen!“

Hierauf wurde die Verſammlung entlaſſen.

Die Partheien unter den Geiſtlichen traten ſchnell zuſammen, um ſich gegenſeitig zu tröſten und zu ſtärken. Nur Magius näherte ſich dem neuen Superintendenten, um ſeine Gratulation nochmals zu wiederholen, und reichte ihm freundlichſt und herzlichſt die Hand. Die Bruſt voll von Aerger, Neid und Haß verließen die Uebrigen mit finſterm Blick das Sitzungszimmer; ſelbſt Arndt vergaß, ſeine Glückwünſche zu erneuern und ging geſenkten Hauptes und ernſter Gedanken voll von hinnen.

Seine Seele war betrübt, und beladen; er ſehnte ſich nach einem treuen Freundesherzen.

Capitel 10.

Der Calvinist.

Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.
1. Joh. 4, 1.

Das Verdächtigungswerk des Pfarrers M. Denecke hatte seine erwünschten Früchte getragen. Der Arzt Nebelthau, des Calvinismus angeklagt, war auf Anordnung des Rathes vor eine Commission von Geistlichen gefordert worden, um über seinen Glauben Rechenschaft zu geben.

Die Commission bestand aus dem neu gewählten Superintendenten M. Wagner, dem Coadjutor M. Petri, dem Pfarrer M. Denecke und dem Pfarrer Johannes Arndt, welcher letzterer nur durch besondere Vergünstigung des Superintendenten an dem Examen Theil nahm, weil es ihm daran lag, den auf ihn

geworfenen Verdacht des heimlichen Calvinismus von ſich abzuthun.

Dieſe Vier waren bereits in der Sacriſtei der Sanct Petrikirche verſammelt, als Nebelthau zu ihnen eintrat.

„Ihr ſeid," hub nun Wagner, zu dem jungen Manne gewendet, an: „auf Anordnung Eines Edlen Rathes allhier vor uns erſchienen, um hinſichtlich Eures Glaubens Antwort zu geben auf die Fragen, die wir Euch vorlegen werden. Wir haben zu Euch, obſchon Ihr ein Fremder ſeid, doch das gute Zutrauen, daß Ihr frei und offen Eure Meinung ſagen werdet; eben ſo möget Ihr zu uns das gute Zutrauen haben, daß wir ohne alle vorgefaßte Meinungen mit Euch verfahren werden. Wir haben zwar noch durch andere glaubwürdige Zeugen in Erfahrung gebracht, daß Ihr bei dem letzten Aufruhr der Bürger bei der Vertheidigung der Stadt eine zweifelhafte Rolle geſpielt habt; auch ſollen Eure häufigen Beſuche bei dem gefangenen, ehemaligen Bürgermeiſter, Simon Lüdecke, ſich nicht blos auf leibliche Pflege und Heilung bezogen haben. Indeſſen, da es auch durch andere Zeugen erwieſen iſt, daß Ihr durch Euern Muth und Tapferkeit der belagerten Stadt gute Dienſte geleiſtet habt, und Ihr durch den beſondern Schutz, welchen Ihr in dem Hauſe des Herrn Pfarrers Arndt gefunden habt, und ſonſt wohl empfohlen ſeid, ſo will Ein Edler Rath von ſolchen Dingen ganz abſehen, und die gegenwärtige Prüfung

nur auf Euer Glaubensbekenntniß beſchränkt wiſſen! Seid Ihr nun bereit, auf unſere Fragen eine offene, freie, und ehrliche Antwort zu geben?"

„Ja!" antwortete der junge Mann muthig und unerſchrocken. „Ich habe mit Wiſſen und Willen in meinem Leben noch mit keiner Lüge mein leibliches Wohlſein erkauft, und werde es in ſolchen Dingen, die mein geiſtiges und ewiges Wohl oder Wehe betreffen, noch viel weniger thun!"

„Iſt es mir erlaubt, hochwürdiger Herr Amtsbruder," fiel hier Arndt ſchnell ein „zuvor noch eine Frage an den Herrn Medicus Rebelthau zu richten?"

„Thut es," mein würdiger Freund!" ſagte Wagner.

„Mein theurer, junger Freund!" fuhr nun Arndt zu Rebelthau gewendet fort: „daß Ihr mich hier unter Euern Richtern findet, wird Euch verwundern. Wir haben ſo viele Monate lang mit einander in dem freundlichſten Verkehr geſtanden, Ihr ſeid mir wie ein Sohn lieb und werth geworden, Ihr habt mit Gottes Hilfe mich aus einer ſchweren und gefährlichen Krankheit gerettet; Ihr habt in meinem Hauſe mit uns gebetet, mit uns unſere kleinen Freuden getheilt; ich danke Euerm offnen, heitern und freien Weſen manche erquickliche, ſegensreiche Stunde; wir haben mit einander die Geheimniſſe der Natur, wie der Gnade, zu ergründen geſtrebt, und Ihr werdet mir allezeit unvergeßlich bleiben. Ihr ſeht nun, mein theurer Freund, daß ich vor dieſen meinen Amtsbrüdern unſer bisheriges Zuſammenſein in keiner Weiſe

verhülle; und nun bitte ich Euch, antwortet mir frei und ehrlich, wie ich Euer Herz kenne: Haben wir je über die ſtreitigen Lehrpunkte unſerer beiden Kirchen mit einander verhandelt? Hatt Ihr auch nur mit einem Wörtlein verſucht, mich für Eure Kirche zu gewinnen? Habt Ihr um Eures Glaubens willen bei mir Schutz und Hilfe geſucht? Oder habe ich je die Lehren Eurer Kirche auf irgend eine Weiſe in Schutz genommen?"

„Nein, niemals, mein ehrwürdiger Herr!" antwortete Nebelthau. „Ich habe vielmehr lange Zeit hindurch mit allem Fleiße Alles vermieden, was Euch hätte veranlaſſen können, nach meinem Glauben zu fragen. Ich ſuchte in Euch nur den frommen, chriſtlichen Liebhaber der Natur, den lieben Freund und Gönner, den chriſtlichen Mitbruder in der That und Wahrheit. Als ſolchen habt Ihr Euch mir jederzeit erwieſen, und Gott ſelbſt möge es Euch danken, was Ihr Gutes und Liebes an mir gethan habt; es iſt mehr, als ich je zu vergelten vermag!"

„Ihr werdet nun, werther Herr College," ſagte Arndt zu Denecken, „gewiß die Beſchuldigung von mir nehmen, daß ich es zum Schaden oder zur Verachtung unſerer Kirche heimlich mit einem Calviniſten gehalten habe. Oder iſt Euch die chriſtliche Nächſtenliebe überhaupt ſchon verdächtig?"

Denecke verbeugte ſich ſtumm und mit leiſer Kopfbewegung; man ſah es ihm an, daß es ihm ärgerlich war, ſeinen Collegen von dieſer Anklage frei

ſprechen zu müſſen. „Das Weitere wird ſich hoffentlich noch finden,“ ſagte er dann mit der Miene Eines, der auf das ſicher nahende Verderben ſeines Widerſachers zählt.

Der Superintendent Wagner nahm nun das Wort wieder und ſprach: „Ihr wiſſet, Herr Rebelthau, daß die calviniſtiſchen Lehren, welche unſre lutheriſche Kirche als Irrlehren bezeichnet, ſich beſonders auf die Lehre vom heiligen Abendmahle und deſſen Genuß, von der Gegenwart Chriſti, unſeres Herrn, hier auf Erden und von der Theilnahme an der ewigen Seligkeit beziehen.

„Unſere evangeliſche lutheriſche Kirche lehrt nun, daß der Leib und das Blut Jeſu Chriſti wirklich und wahrhaftig im heiligen Abendmahle gegenwärtig ſei, und ausgetheilt und genoſſen werde. Und Solches geſchieht durch eine geiſtige, wunderbare und unbegreifliche Union, welche wir eine ſacramentliche nennen; es iſt nämlich der Leib und das Blut Chriſti mit Brot und Wein im heiligen Abendmahle ſo innig verbunden, daß der Communicant, indem er die ſichtbaren Elemente des Brotes und Weines empfängt, in, mit und unter dieſem Brot und Wein auch den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti empfängt. Iſt dies nun auch Euer Glaube?“

„Nein!“ entgegnete Rebelthau muthig. „Ich vermag Solches allerdings nicht zu glauben, weil es theils völlig unverſtändlich, theils auch gefährlich erſcheint. Nach ſolcher Lehre nämlich wäre ja der Leib

Christi in's Brot eingeschlossen, und das ist eine Erniedrigung des Herrn unter die Creatur; oder es müßte auch angenommen werden, daß der Leib Christi mit dem Brote auch außer dem Gebrauche desselben beim Abendmahl verbunden sei; und das ist ein gefährlicher Mißbrauch!"

„Diese Eure Meinung," sagte der Superintendent, „reicht allerdings schon hin, um in Euch den Calvinisten zu erkennen. Da es aber doch möglich ist, daß Ihr Euch eines Bessern belehren lasset, so erlaubet mir noch einige Worte darüber. Ihr wisset, daß es sich um die Erklärung der eigenen Worte des Herrn: das ist mein Leib, und das ist mein Blut! handelt. Wir Lutherische glauben nun, daß diese Worte Christi nicht anders zu nehmen sind, als wie sie selber wörtlich lauten, nicht figürlich, sondern ganz eigentlich; so also, daß nicht etwa das Brot den abwesenden Leib Christi, und der Wein das abwesende Blut Christi bedeute und vorstelle, sondern daß eben wegen der sacramentlichen Vereinigung Brot und Wein wahrhaftig Leib und Blut Christi sind. Der Communicant fühlt also bei Darreichung des Brotes und Weines zugleich die Gegenwart und die wirkliche Mittheilung des Leibes Christi!"

„Christus und auch Paulus," entgegnete Rebelthau, „sagen nur: das Brot beim Abendmahle sei der Leib Christi oder die Gemeinschaft des Leibes Christi; was sollen nun die unverständlichen Worte: in, mit und unter dem Brot und Wein?"

sprechen zu müssen. „Das Weitere wird sich hoffentlich noch finden," sagte er dann mit der Miene Eines, der auf das sicher nahende Verderben seines Widersachers zählt.

Der Superintendent Wagner nahm nun das Wort wieder und sprach: „Ihr wisset, Herr Rebelthau, daß die calvinistischen Lehren, welche unsre lutherische Kirche als Irrlehren bezeichnet, sich besonders auf die Lehre vom heiligen Abendmahle und dessen Genuß, von der Gegenwart Christi, unseres Herrn, hier auf Erden und von der Theilnahme an der ewigen Seligkeit beziehen.

„Unsere evangelische lutherische Kirche lehrt nun, daß der Leib und das Blut Jesu Christi wirklich und wahrhaftig im heiligen Abendmahle gegenwärtig sei, und ausgetheilt und genossen werde. Und Solches geschieht durch eine geistige, wunderbare und unbegreifliche Union, welche wir eine sacramentliche nennen; es ist nämlich der Leib und das Blut Christi mit Brot und Wein im heiligen Abendmahle so innig verbunden, daß der Communicant, indem er die sichtbaren Elemente des Brotes und Weines empfängt, in, mit und unter diesem Brot und Wein auch den wahren Leib und das wahre Blut Christi empfängt. Ist dies nun auch Euer Glaube?"

„Nein!" entgegnete Rebelthau muthig. „Ich vermag Solches allerdings nicht zu glauben, weil es theils völlig unverständlich, theils auch gefährlich erscheint. Nach solcher Lehre nämlich wäre ja der Leib

Christi in's Brot eingeschlossen, und das ist eine Erniedrigung des Herrn unter die Creatur; oder es müßte auch angenommen werden, daß der Leib Christi mit dem Brote auch außer dem Gebrauche desselben beim Abendmahl verbunden sei; und das ist ein gefährlicher Mißbrauch!"

„Diese Eure Meinung," sagte der Superintendent, „reicht allerdings schon hin, um in Euch den Calvinisten zu erkennen. Da es aber doch möglich ist, daß Ihr Euch eines Bessern belehren lasset, so erlaubet mir noch einige Worte darüber. Ihr wisset, daß es sich um die Erklärung der eigenen Worte des Herrn: das ist mein Leib, und das ist mein Blut! handelt. Wir Lutherische glauben nun, daß diese Worte Christi nicht anders zu nehmen sind, als wie sie selber wörtlich lauten, nicht figürlich, sondern ganz eigentlich; so also, daß nicht etwa das Brot den abwesenden Leib Christi, und der Wein das abwesende Blut Christi bedeute und vorstelle, sondern daß eben wegen der sacramentlichen Vereinigung Brot und Wein wahrhaftig Leib und Blut Christi sind. Der Communicant fühlt also bei Darreichung des Brotes und Weines zugleich die Gegenwart und die wirkliche Mittheilung des Leibes Christi!"

„Christus und auch Paulus," entgegnete Nebelthau, „sagen nur: das Brot beim Abendmahle sei der Leib Christi oder die Gemeinschaft des Leibes Christi; was sollen nun die unverständlichen Worte: in, mit und unter dem Brot und Wein?"

„Wie gern," entgegnete Rebelthau, „wollte ich einer ſolchen Lehre anhangen, wenn ich ſie zu faſſen verſtände; aber ich vermag es nicht. Ich kann es nimmermehr begreifen, wie Solches zugehen mag!"

„Mein werther Herr," ſagte Wagner, wenn Ihr dies als Grund Eures Unglaubens angebt, ſo hütet Euch, daß Ihr nicht auch alle andern Lehren im Evangelio verwerfet. Wollt Ihr das geoffenbarte Wort Gottes und das ganze große Geheimniß von der Erſcheinung des Herrn im Fleiſch mit Eurer Vernunft ſo zergliedern und ergründen, wie die natürlichen Dinge, ſo werdet Ihr gar bald alles und jedes Glaubens baar und ledig ſein. Wie eine ſolche Vereinigung des Leibes und Blutes Chriſti mit dem Brot und Wein im Abendmahle zugehe, kann die Vernunft allerdings nicht verſtehen, und muß ſich gefangen geben unter den Gehorſam des Glaubens."

„Aber," warf Rebelthau ein, „lehrt denn dies auch wirklich die heilige Schrift?"

„Ich erinnere Euch nur," antwortete Wagner, „an das eigene Wort unſers Herrn: Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohnes und trinken ſein Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken. Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm." Nur wer mit ungläubigem Herzen an dieſen Worten deutelt,

kann unſere Lehre vom Abendmahl angreifen und verwerfen wollen. Des Herrn Wort iſt Wahrheit; und wenn Sanct Paulus, der ſein Evangelium und das Verſtändniß der Lehre vom Abendmahle von dem Herrn ſelbſt empfangen hatte, ſagt: der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Blutes Chriſti?" — wenn Sanct Paulus ſolche Erklärung gibt, woraus klar und deutlich hervorgeht, daß nicht von einer geiſtlichen, ſondern von einer ſacramentirlichen, durch den Mund des Communicanten geſchehenden Theilnahme an dem Leibe Chriſti die Rede iſt, ſo bleibt uns nichts anders übrig, als daran zu glauben, obgleich unſere Vernunft es nicht begreifen mag!"

„So wäre alſo," fragte Rebelthau weiter, „ein geiſtlicher Genuß des Leibes und Blutes Chriſti gar nicht vorhanden?"

„Ja, doch!" antwortete Wagner; „aber nur inſofern, als der Communicant dem Worte Gottes, welches uns Chriſtus als Verſöhner für unſere Sünden darſtellt, veſt glaubt und der Segnungen ſeines Todes ſich getröſtet!"

„Sagt aber nicht der Herr," fragte Rebelthau: „Solches thut zu meinem Gedächtniß? Liegt nicht darin eine bloß geiſtige Feier des Abendmahls? Eine gläubige Erinnerung an den Tod des Herrn? Sagt nicht Paulus: So oft ihr von dieſem Brot eſſet und von dieſem Kelch trinket, ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen?"

„Darin," ſagte Wagner, „wird allerdings eine geiſtliche Theilnahme an dem Leibe Chriſti gelehrt; ja ohne eine ſolche geiſtliche Theilnahme wäre das leibliche Eſſen und Trinken im Abendmahle gar nichts nütze. Ein geiſtliches Eſſen muß auch da ſein, wie ſolches Chriſtus in der Schule zu Capernaum beſonders will, und zwar ein ſolches, wie ſolches nicht allein im Abendmahle, ſondern ſelbſt auch in der Predigt und in Betrachtung des Evangeliums geſchieht, ſo bald das nämlich mit dem Geiſte und Glauben geſchieht. Ein ſolches geiſtliches Eſſen iſt für ſich ſelbſt ſchon nütze und heilſam und allen Chriſten zu allen Zeiten zur Seligkeit nöthig. Nehmet Ihr dieſen geiſtlichen Genuß aus dem Sacramente des Altars, aus dem mündlichen Eſſen im Abendmahle hinweg, ſo iſt daſſelbe nicht allein unheilſam, ſondern ſogar ſchädlich und verdammlich!"

„Und was wäre alſo das geiſtliche Eſſen?" fragte Rebelthau.

„Nichts andres, als der Glaube!" antwortete Wagner. „Nämlich die geiſtige Thätigkeit des ganzen inneren Menſchen, mit welcher er Gottes Wort hört, als eine ewige, ſeligmachende Wahrheit annimmt und ſich zueignet, weil darin Chriſtus mit aller Wohlthat ſeines Todes uns vorgetragen wird. Dies iſt es, was Chriſtus in den Worten fordert: Solches thut zu meinem Gedächtniß!"

„Ich leugne keineswegs," ſagte Rebelthau, „die Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abend-

mahle, ich verwerfe die Irrlehren der Papisten, welche sagen, daß der Priester am Altare durch die Consecration Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandle, und somit die Gegenwart Christi durch seines eignen, menschlichen Wortes Kraft herbei bringe, sondern ich behaupte nur, daß die Gegenwart des Herrn im Abendmahle nur durch den Glauben des Communicanten bewirkt wird, so daß Dem, der nicht glaubet, der Herr auch nicht gegenwärtig ist!"

„Ich weiß es wohl, daß dies die Lehre der Calvinisten ist," entgegnete Wagner: „aber sie ist eine Irrlehre, weil sie der Schrift widerstreitet. Kein Mensch kann solches große Werk verrichten, sondern nur Gott allein selbst. Gottes Allmacht allein bewirket durch die Kraft der Worte und durch die von Christo geschehene Einsetzung diese sacramentirliche Gemeinschaft. Als unser Herr das Abendmahl einsetzte, sprach er: „Nehmet, esset, das ist mein Fleisch, trinket, das ist mein Blut. Durch seine eigene Allmacht, die ihm vom Vater gegeben ist, bewirkte er diese innige Gemeinschaft des Brotes und Weines mit seinem Leib und Blut, und so oft diese Feier mit den von Christo gegebenen Einsetzungsworten wiederholt wird, hat sie heute und auf alle irdische Zeiten noch dieselbe Wirkung. Wie groß und mächtig müßte der arme, sündige Mensch sein, wenn er durch sein Wort und Werk, durch sein Verdienst und Würdigkeit, durch das Aussprechen seiner Worte, oder auch durch den

leiblichen Genuß selbst, oder auch durch die Kraft seines Glaubens eine solche wunderbare Gemeinschaft bewirken könnte! Der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi thut Solches allein und überall, wo Abendmahl gehalten wird, und wo die Einsetzungsworte, wie sie der Herr gegeben hat, gesprochen werden. Denn nicht das Wort selbst, welches der Priester redet, hat solche Kraft, sondern allein die Einsetzung Christi. Die Gegenwart seines Leibes und Blutes ist also eine Wirkung Christi selber unter der Bedingung, daß der Priester und der Communicant sich an die Worte der Einsetzung und an die wirkliche Theilnahme des Abendmahls halten!"

„So meinet Ihr wohl auch," sagte Rebelthau weiter, „daß dabei nichts darauf ankomme, ob der Priester, welcher das Sacrament verwaltet, ein würdiger oder unwürdiger sei?"

„Ganz gewiß," versicherte Wagner. „Denn unser Glaube bewirkt ja nicht das Sacrament, sondern allein der allmächtige Gott und das wahrhaftige Wort und die Einsetzung unsers Heilandes. Das Wort des Herrn ist eine ewige Kraft, die einmal gegeben ist und in der Kirche wirksam bleibt und in Ewigkeit währet. Könnte ein unwürdiger Priester oder ein ungläubiger Communicant die Kraft des Wortes Gottes hinwegnehmen oder auch nur schwächen, was wäre das für ein Wort Gottes? Und wenn heute die ganze Christenheit auf Erden das Wort Gottes verwürfe und sich zum Unglauben bekennete, so bleibt

das Wort Gottes doch in seiner Kraft und Macht, und bleibt als ein unerschütterlicher Fels, an dem sich wohl Viele oder auch Alle ärgern können, aber es bleibt doch der alleinige Fels des Heils. Auch der unwürdige Priester kann das Sacrament richtig und heilsam verwalten, denn die Kraft des Sacramentes liegt nicht im Menschen, sondern in Gott und seinem Worte!"

„Welches Ruhekissen für den unwürdigen Priester!" rief Rebelthau mit sittlicher Entrüstung aus.

„Mein junger Herr," entgegnete Wagner: „Wenn Ihr diese Lehre als ein Ruhekissen für unwürdige Priester ansehet, so mag das wohl in sofern wahr sein, als es möglich ist, daß sich Miethlinge im Weinberge Gottes damit brüsten und getrösten. Aber vergesset nicht, daß darüber ein ganz anderes Gericht gehalten wird. Eine ganze Gemeinde kann aus den Händen eines unwürdigen Priesters das Abendmahl zu ihrer Seelen Seligkeit empfangen und genießen, eben weil nicht der Mensch, sondern Gottes Macht und Wort das Sacrament bewirkt; aber den unwürdigen Priester wird Gott richten. Ja, schon die Kirche nimmt das Amt einem unwürdigen und ketzerischen Priester wieder ab; aber so lange die Unwürdigkeit eines Priesters nicht offenbar geworden ist, weil wir Niemandem in's Herz sehen können, so lange bleibt er trotz seiner Unwürdigkeit ein solcher Verwalter des Sacraments, der den Gläubigen das Abendmahl zu ihrer Seelen Seligkeit reicht. Denket

doch, lieber Freund, wie es möglich ist, daß ein Priester, es ist entsetzlich zu denken, sein ganzes Leben lang seine Unwürdigkeit dem menschlichen Auge verdecken kann; sollte nun während dieser ganzen Zeit auch die ganze Gemeinde in allen ihren Gliedern, oft in Kind und Kindeskind, das heilige Abendmahl als ein unnützes, kraftloses Werk empfangen haben? Könnte dann nicht ein einziger Priester durch seine eigene heimliche Unwürdigkeit ein ganzes Menschengeschlecht um die Seligkeit betrügen? Nein, mein Freund, nicht der Mensch, nicht der Priester, sondern die Allmacht Gottes und die Einsetzung Jesu Christi thun dies allein! Die Kraft stehet nicht auf des Menschen Glauben und Leben, sondern auf dem Worte Gottes!"

„Mir leuchtet dies ein," sagte Rebelthau: „und in diesem Punkte unterwerfe ich mich gern der lutherischen Lehre. Aber was Ihr, ehrwürdiger Herr, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi geredet habt, will doch zuletzt nichts andres sagen, als daß auch Christus, nicht allein wie der Vater selbst, also im Geiste, sondern auch mit seinem Leibe und Blute gegenwärtig sei. Wenn an allen Orten der Erde Christus selbst mit seinem Leibe im Abendmahle gegenwärtig ist, so ist diese Allgegenwart mit der Natur eines menschlichen Leibes in Widerspruch."

„Kennt Ihr," fragte Wagner, „nicht die Lehre in der Gemeinschaft beider Naturen in Christo, nach

welcher der Mensch Gott, und Gott Mensch ist? Diese Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in ihren Eigenschaften in Christo ist nächst der Vereinigung der drei Personen in der Gottheit das größte und unerfaßlichste Geheimniß, an dessen Lösung sich die menschliche Vernunft nicht wagen soll. Nicht einmal die Engel im Himmel fassen es, sondern allein Gott. Nach dieser Lehre, die ihre Wahrheit in dem Wesen des Gottes- und Menschensohnes selber hat, ist Christus allerdings allgegenwärtig, und hat ein solches unbegreifliches und geistiges Sein, nach welchem er an keinem Orte eingeschlossen ist, sondern alle Creaturen durchdringt, und also auch im Abendmahle gegenwärtig ist. Ihr schüttelt den Kopf, mein junger Freund," fuhr Wagner mild tadelnd fort: „aber ist es im Grunde nicht eben so geheimnißvoll und unergründlich, als die Allmacht, die Allgegenwärtigkeit, die Allgerechtigkeit und Allgüte Gottes, des Vaters?"

„Ich vermag," sagte Rebelthau, „bis zu dieser Höhe des Glaubens nicht hinanzudringen; habe aber auch nicht den Muth, eine anderweite Widerlegung zu versuchen. Dagegen aber möchte ich noch über eine andere Sache mit Euch sprechen. Ihr saget, ehrwürdiger Herr, daß auch der Ungläubige im Abendmahle den wahren Leib und das wahre Blut Christi genieße. Wenn Ihr nun doch mir zugegeben habt, daß das Abendmahl auch ein geistliches Essen ist und der Glaube nicht ganz ausgeschlossen werden kann,

ſo erſcheint dieſe Eure Lehre als eine Entwürdigung des Sacramentes. Der Herr ſpricht: Wer da glaubt, ſoll ſelig werden, wer aber nicht glaubt, ſoll verdammt werden. Ein ungläubiger Chriſt kann doch nun nimmermehr des wahren Leibes und Blutes Chriſti theilhaftig werden, ſonſt würde er ja, trotz ſeines Unglaubens und ſeines unbekehrten Herzens dennoch ſelig, und zwar nur durch die äußere Theilnahme am Abendmahl!"

„So wahr das Erſte iſt, ſo falſch iſt das Letzte," entgegnete Wagner. „Die Kraft und Wirkung des Sacramentes in dem Herzen des Communicanten iſt etwas Anderes, als das Weſen des Sacramentes ſelber. Etwas Anderes iſt es, den wahren Leib Chriſti überhaupt empfangen und genießen, und etwas Anderes, ihn zu ſeinem Nutzen und zu ſeiner Seele Seligkeit genießen. Ihr Herren Calviniſten," ſetzte er mild tadelnd hinzu, „gebt doch ſo viel auf das Recht der Vernunft in Sachen der Religion und wollt Euch keines Schlußſatzes ſchuldig machen oder auf halbem Wege Eurer eigenen Weisheit ſtehen bleiben. Wenn Ihr nun zugegeben habt, daß auch ein unwürdiger Prieſter doch das Sacrament des Altars würdig verwalten kann, weil daſſelbe nicht von Menſchen, ſondern von Gott ſelber bereitet wird, und weil demnach die Gegenwart Chriſti im Abendmahle aus Gottes Kraft und aus Macht und der Einſetzung Chriſti geſchieht, ſo müſſet Ihr doch auch nun zugeben, daß der unwürdige Communicant eben

ſo gut den wahren Leib Chriſti genießen kann, als der unwürdige Prieſter den wahren Leib austheilen kann!"

Nebelthau verrieth ſeine Verlegenheit bei dieſer Gegenrede, faßte ſich aber bald wieder und ſprach: „Ich kann für den Augenblick dieſen gewiß nur ſcheinbaren Widerſpruch nicht löſen; aber ich halte mich dafür deſto veſter an das Wort des Herrn, daß nur die rechte Rebe am Weinſtock bleibt. Iſt nun das Brot im Abendmahle die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti, wie kann der ungläubige und unwürdige Communicant, der doch eine losgeriſſene Rebe iſt, und als ein unſeliger Menſch keine Gemeinſchaft mit dem heiligen Erlöſer haben kann, durch den äußern Genuß des Abendmahls ein Glied des Leibes Chriſti werden?"

„Das wird er eben nicht, mein Freund!" erwiderte Wagner. „Auch wenn der ungläubige Communicant den wahren Leib Chriſti im Abendmahle genießt, ſo iſt ihm dieſer Genuß doch nichts nütze, ſondern vielmehr ſchädlich, ſobald er nicht von Herzen an Chriſtum, als den Verſöhner für ſeine Sünden glaubt. Die Erneuerung dieſes Glaubens iſt die einzige äußerliche Vorbereitung zum würdigen Genuſſe des heiligen Abendmahles!"

„So würde alſo," warf Nebelthau ein, „der Starkgläubige im Abendmahle ein größeres Maaß von Seligkeit erlangen, als der Schwachgläubige?"

„Nicht alſo!" entgegnete Wagner. „Auf die

Stärke oder Schwäche des Glaubens kommt es nicht an, wenn nur überhaupt der Glaube an Christum, den Versöhner für unsere Sünden, da ist, wenn nur der Communicant nicht ungläubig ist. Vielmehr soll ja eben der Genuß des heiligen Abendmahls zur Stärkung des Glaubens gereichen; und eben alle Die, welche in ihrem Glauben schwach geworden sind oder schwach zu werden anfangen, sollen zu Gottes Tische gehen, auf daß sie wieder stark werden."

„Also nur der Glaube?" fragte Redelthau. „Nicht auch des Herzens und Lebens Besserung?"

„Diese ist nur eine Frucht des Glaubens," antwortete Wagner: „ebenso, als ernstliche Reue und Vorsatz der Besserung ein wesentliches Stück des Glaubens ist. Unwürdige Communicanten sind diese, welche ohne wahre Reue und Buße, ohne wahren Glauben, ohne guten ernstlichen Vorsatz der Besserung zum Tische Gottes gehen. Diese bereiten sich selbst durch ihren unwürdigen Genuß zeitliche und ewige Strafe. Würdige Communicanten sind aber diejenigen, welche im Gefühle ihrer Glaubensschwachheit, ihrer Kleinmüthigkeit Unruhe und Sorge empfinden, die in Betracht ihrer vielen und schweren Sünden erschreckt und zerknirscht sind, die ihre Glaubensschwachheit beklagen und beweinen, und nichts mehr wünschen, als daß sie Gott mit vestem und lebendigem Glauben und reinem Gehorsam dienen könnten, und die eben deßhalb Kraft und Stärkung im heiligen Abendmahle suchen. Der Heiland hat also das

heilige Abendmahl ganz besonders für die Schwachen im Glauben und für die reuigen und bußfertigen Sünder eingesetzt, damit sie darin wahren Trost und Kräftigung ihres Glaubens empfangen!"

„Und doch," rief Rebelthau aus, „empfangen nach Euerer Meinung auch unwürdige, unbußfertige, ungebesserte Sünder den wahren Leib des Herrn?"

„Ja," antwortete Wagner: „aber es gereicht ihnen zur Verdammniß. Denn Paulus sagt: Welcher unwürdig von diesem Brote isset und von dem Kelche des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn; denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Denn wer Christum verleugnet oder seinem Worte nicht glaubt, oder verstockten und unbußfertigen Herzens bleibt, und dennoch an dem heiligen Abendmahle Theil nimmt, der begeht ein großes und schweres Verbrechen an dem Leibe des Herrn und ruft das strengste Gericht auf sich herab. Daher kann man solchen ungläubigen und unwürdigen Leuten keinen bessern Rath geben, als daß sie sich der Theilnahme an diesem heiligen Sacramente enthalten."

Rebelthau überlegte sich hier eine Zeit lang seinen eigenen Gedanken; dann fuhr er also fort: „Wenn der Genuß des heiligen Abendmahles den Glauben stärkt, so kann er wohl auch den Glauben erst wecken; deßhalb erscheint es gefährlich, dem unbußfertigen Sünder die Theilnahme am Tische des Herrn

abzurathen. Was Einem nütze ist, muß doch auch dem Andern nütze werden können!"

„Möglich ist es wohl," antwortete Wagner; „aber wer etwa mit ungläubigem und unbußfertigem Herzen an den Tisch des Herrn treten wollte und zu sich präche: Nun, ich will doch sehen, wie gesegnetes Brot und Wein auf mich wirken; treiben sie mich zur Buße, o will ich Buße thun; lassen sie mich in Ruhe, so will ich in Ruhe bleiben! — wer etwa mit solchen Gedanken an den Altar ginge, der würde Gott den Herrn versuchen und doppelt sündigen."

„Und warum?" fragte Nebelthau. „Warum werden sie nicht errettet? Weil Gott selbst nicht will, weil Gott nicht alle Menschen bessert und erlöset, weil er einen Theil der Menschen von der Seligkeit ausgeschlossen hat!"

„Das ist allerdings der traurige calvinistische Irrthum!" rief Wagner mit schmerzlichem Tone aus. „Nein, mein junger Freund! Wenn nicht alle Christen durch die Erlösung, die durch Christum geschehen, gerettet werden, so ist es nur, weil die Menschen selbst nicht wollen, weil sie sich nicht erlösen lassen wollen. Unsere Kirche lehrt, daß Gott von Ewigkeit her beschlossen hat, das menschliche Geschlecht durch Christum wahrhaftig zu erlösen; Gott will, daß alle Menschen, ohne Ausnahme, durch Christum selig werden. Darum ladet Gott durch Christum alle Menschen zur Besserung und zur Seligkeit ein, und durch seinen heiligen Geist wirket er in allen Men-

schen vermittelst des Wortes, wenn es lauter und rein gepredigt, andächtig und gläubig gehört, und fruchtbar betrachtet wird und die Herzen zu wahrer Buße treibt. Das ist eben des heiligen Geistes Amt, daß er die Christenheit im rechten Glauben heiligen und erhalten will, daß er sie in Versuchungen und Leiden unterstützt, daß sie nicht fallen, und sie wieder aufrichtet, wenn sie wieder sündigen wollen; in Summa, daß er das Werk der Besserung in ihnen vollendet, sie im Guten bis an's Ende erhält und ihnen dadurch die ewige Seligkeit giebt. Aber dies Alles nur Denen, welche sich belehren lassen wollen!"

„Das widerstreitet dem Glauben meiner Kirche," antwortete Nebelthau, „und auch meiner eignen Ueberzeugung. Ich bin dessen gewiß, daß Gott alle Die, welche er zu bessern und zu retten beschlossen hat, auch wirklich bessert; daß sie zwar eine Zeitlang noch in Sünden beharren und der bessernden Gnade widerstehen können, aber nicht auf immer; und daß dagegen alle Die, welche Gott von Anfang an aus der Seligkeit ausgeschlossen hat, sich gar nicht bessern können, auch wenn sie wollen. Für solche ist Christus gar nicht erschienen, und sie mögen das Abendmahl genießen oder nicht, sie bleiben der ihnen bestimmten Verdammniß verfallen."

„Das ist Ketzerei!" rief hier Denecke heftig aus und fuhr im gleichen Tone fort: „Meine Herrn Amtsbrüder, wir haben gesehen, daß alle bessere Lehre und Unterricht hier unnütz verschwendet ist, daß selbst das

Uebermaaß der Milde und Freundlichkeit ein verstocktes, calvinistisches Herz nicht erweichen kann. Ich trage darauf an, daß dieser Mann, der durch seine Irrlehren schon zu lange diesen heiligen Ort entweiht hat, kurz und bündig seine Meinung ausspreche und seinen Glauben bekenne. Einen Calvinisten eines Besseren belehren zu wollen, ist eitel und Sisyphusarbeit!"

„Nun denn," sagte Rebelthau, „wenn ich dazu aufgefordert werde, so wüßte ich nichts, was mich abhalten könnte, meinen Glauben frei und öffentlich zu bekennen. Ich erkläre demnach hiermit: Ich glaube weder einen mündlichen und leiblichen Genuß im heiligen Abendmahl, noch daß auch die Unwürdigen den wahren Leib und das wahre Blut Christi genießen. Ich glaube nicht, daß Christus nach seiner menschlichen Natur hier auf Erden gegenwärtig sei; ich glaube nicht, daß durch die, selbst mit Wissen und Willen begangene Sünde die Seligkeit verloren gehe; denn verloren sind nur Die, welche Gott selbst dazu bestimmt hat!"

„Und mit solcher schauerlichen Ketzerei habt Ihr es wagen können, in unsrer Stadt zu leben?" rief Deneke leidenschaftlich aus. „Wes das Herz voll ist, deß geht der Mund über! Fürwahr, ich erachte es für ein wahres Wunder, daß Ihr solltet im Stande gewesen sein, diese Eure Ketzerei so zu verbergen, daß Niemand und nicht einmal ein berufener und verordneter Diener und Wächter der Kirche sie sollte

entdeckt und gepflichtigt haben. Freilich gibt es keinen Streit, wo Einverständniß iſt!"

„Herr Magiſter," erwiderte Rebelihau mit Ernſt und Würde, „Ihr könnt mich nach Eurem Glauben als einen Ketzer erklären, das kann ich Euch nicht wehren, ſo gut als es mir freiſteht, von Euch zu denken und zu urtheilen, wozu mich mein Glaube treibt; aber wenn Ihr mit dieſem Worte meinen ehrwürdigen Freund und Gönner, Herrn Johannes Arndt, angreifen wollt, ſo klage ich Euch des böſen Leumundes, der abſichtlichen Verdächtigung an. Wenn Ihr ſo bereit ſeid, meinen ausgeſprochenen Glauben für eine wahre Ueberzeugung meines Herzens zu halten und mich darauf hin verketzert, ſo ſeid doch auch ſo bereit und willig, meinen andern Worten Glauben zu ſchenken. Ich verſichere hier nochmals vor Gott, dem ich Rechenſchaft ſchuldig bin über alle meine Gedanken, Worte und Werke, daß Herr Johannes Arndt lange Zeit hindurch gar nicht gewußt hat, daß ich ein Calviniſt bin, daß ich abſichtlich Alles vermieden habe, um über die Unterſcheidungslehren unſerer beiden Kirchen mit ihm zu reden; daß ich mich an der Innigkeit ſeines Glaubens, an der Wärme ſeiner Menſchenliebe erquickt habe, trotzdem daß ich wußte, daß wir in einigen Glaubensſtücken mit einander nicht harmonirten. Wollet Ihr mich, Herr Magiſter, deshalb, daß ich mit einem frommen Diener des Herrn über Glaubensſätze nicht ſtreiten wollte, für einen Heuchler oder Religionsmenger, oder was ſonſt er

klären, so mögt Ihr es thun. Euer Urtheil über mich macht mir keinen einzigen unruhigen Augenblick; aber das kleinste Wörtlein der Verdächtigung über einen Mann, der mein treuer Freund in Christo ist, und dessen reines, frommes Herz, in dem kein Falsch ist, Ihr gar nicht zu würdigen versteht, fordert mich gegen Euch heraus. Und Ihr sehet, daß es mir nicht an Muth gebricht, meine Sache zu führen."

Denecke, dem die Zorneswuth eine hochglühende Röthe in's Angesicht getrieben, hatte sich schon von seinem Sitze erhoben, um seinem gifterfüllten Herzen Luft zu machen, als Wagner plötzlich und mit würdigem Ernste einfiel: „Lieber Herr Amtsbruder, vergesset nicht, daß Ihr im Hause Gottes seid, und daß, wie sehr Ihr auch von diesem fremden Manne Euch beleidigt halten möget, doch, als ein Diener am Worte Gottes, am Meisten und Ersten Eure Feinde lieben sollt. Wäre Etwas in dieses Mannes Reden, das sonst Euch als eine strafbare Beleidigung erschiene, so wird die Obrigkeit Euch Euer Recht nicht schmälern; im Uebrigen aber denket an das Gebot des Herrn: Vergebet, so wird euch vergeben!"

Dann wendete sich Wagner an den jungen Mann und sagte: „Wollt Ihr bei dem frei vor uns ausgesprochenen Glauben verbleiben?"

„Ja!" antwortete Nebelthau frei und muthig. „Ich habe nur gesagt, was ich im Herzen trage. Auch mir gilt hoffentlich das Wort der Schrift: Ich glaube, darum rede ich!"

„Nun so geht denn!“ sagte Wagner. „Ich werde noch heute über diese unsere Verhandlung getreuen Bericht an Einen Edlen Rath erstatten!“

Nebelthau verbeugte sich still und verließ die Sacristei. Arndt aber sandte ihm einen Blick der schmerzlichsten Trauer nach; dann ging auch er still von dannen.

Einige Tage darauf wurde der Medicus Nebelthau auf das Neustadt-Rathhaus gefordert und ihm das Decret mitgetheilt: Es habe Ein Edler Rath ihn seiner calvinistischen Ketzerei wegen für unwürdig erklärt, in der Stadt Braunschweig zu wohnen; weil jedoch derselbe von dem Rathe zu Bremen anher empfohlen gewesen sei, so wolle man ihn bis zum Ablaufe des Jahres noch allhier dulden, und habe man an das Ministerium hiesiger Stadt das Begehren gestellt, ihm darin nicht hinderlich zu sein!“

Capitel 11.

Die Trennung.

Seid gewurzelt und erbauet in Christo und feid veſt im Glauben, wie ihr gelehret ſeid.
Coloſſ. 2, v. 7.

Odilia ſaß in dem kleinen Zimmer, welches ihr im arndt'ſchen Hauſe als ein Zufluchtsort zu ſtiller ungeſtörter Betrachtung war zugetheilt worden. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, aber ſcheinbar nicht eben ſehr arbeitſam. Ihre Augen ſtanden voll Thränen, und der ernſte Blick, mit welchem ſie forſchend und prüfend vor ſich hinſah, deutete auf gar ernſte Fragen, die ihre Seele bewegten.

Jetzt öffnete ſich leiſe die Thüre und eine Stimme fragte: „Darf ich eintreten?"

„Herr Nebelthau!" rief Odilia erſchrocken aus, als ſie den jungen Mann, der die Antwort auf ſeine Frage gar nicht abgewartet hatte, zu ſich eintreten

ſah. „Ich kann Euch nicht hier empfangen; laßt uns in's Familienzimmer gehen!“

„Odilia,“ entgegnete der Arzt, „ich fühle mit Euch, daß mein Eintritt eine Verletzung der Achtung iſt, welche ich Euch ſchuldig bin. Ich hätte auch nicht den Muth, Euch ohne Schaamröthe entgegenzutreten, ging irgend ein unlauterer Gedanke durch meine Seele. Odilia, weiſet mich nicht zurück; es iſt das erſte und das letzte Mal, daß ich ohne Zeugen in Eure Nähe trete und mit Euch rede. Ich komme, um Abſchied zu nehmen — und ich habe noch ſo viel mit Euch zu reden!“

„Was es auch ſei,“ erwiderte die Jungfrau mit Entſchloſſenheit, „ich kann und darf hier nicht mit Euch reden. Ich bitte Euch, geht in's Familienzimmer! Ich werde bald folgen!“

„Ihr mißtrauet mir!“ ſagte der Arzt im Gefühle ſchmerzlicher Erregtheit. „Habe ich wirklich dies Mißtrauen verdient? Nennet mir das kleinſte Wörtlein, mit welchem ich je den Glanz Eures reinen Herzens getrübt habe, und ich gehe zu meiner Strafe ohne Abſchied von Euch. Bin ich in Euern Augen ſo werthlos geblieben, daß Ihr nicht einmal ein Segenswort für mich habt? Der Chriſt ſegnet auch ſeine Feinde, ich habe Euch mit Wiſſen und Willen kein Uebels gethan. Und als Euer Herr Vater in ſeinem Gefängniſſe ſeine Hand auf mein Haupt legte, glaubte ich in Euerm Herzen auch Euer Amen zu

leſen. War dies Täuſchung, ſo bitte ich im Namen Eures Vaters: Höret mich an!"

Die Erinnerung an ihren Vater, für welchen Nebelthau ſo Vieles gethan und gewagt hatte, ſtellte in Odiliens Herzen alle Schuld der Dankbarkeit zuſammen, mit welcher ſie dem getreuen Arzte verpflichtet blieb. Sie vergaß darüber ſich ſelbſt und ſprach: „Ich weiß es, Herr Nebelthau, daß ich zu arm und zu gering bin, Euch für Eure aufopfernde Sorge und Mühe, mit welcher Ihr Euch meines unglücklichen Vaters angenommen habt, zu lohnen; ja noch mehr, ich weiß auch, daß Ihr keinen andern Lohn dafür fordert, als das aufrichtige Dankeswort eines bewegten Herzens, und das werde ich Euch bewahren, ſo lange ich lebe!"

„Es gab eine Zeit," ſagte jetzt Nebelthau mit mehr Ermuthigung, „wo ich entweder gar nicht, oder mit einer freundlichen Hoffnung Euch verlaſſen zu können wähnte. Warum ſoll ich's Euch leugnen, was weder Euch, noch den lieben Arndt's, noch Euerm Vater kein Geheimniß mehr ſein kann: ich lebte der frohen Zuverſicht, der gütige und gnädige Gott habe Euch mir zur Mitpilgerin auf unſerer Erdenwallfahrt gegeben. Lange Zeit hindurch war ich glücklich in dieſer Zuverſicht; aber nun habe ich geſehen, daß ich in einem Irrthum befangen geweſen bin. Seitdem Ihr wiſſet, daß ich ein Calviniſt bin, haſſet Ihr mich!"

„Herr Nebelthau," ſagte Odilia, „ich mag auch

nicht den Schein auf mich laden, als triebe ich mit den Regungen eines fühlenden Herzens ein unwürdiges Spiel. Ich leugne es Euch nicht, daß ich die stumme Sprache Eures Herzens von dem ersten Augenblicke an verstanden habe, als Ihr in dieses Haus eingetreten waret, und ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen, daß mir die Achtung und Auszeichnung, welche Ihr einem armen Mädchen, der verlassenen, ausgestoßenen Tochter eines gebrandmarkten Vaters zu Theil werden ließet, wohl, sehr wohl that. Ich fühlte, daß Ihr aufrichtiges Mitleid mit mir hattet, und das nimmt eine niedergebeugte Seele gefangen. Ich weiß auch, daß die Achtung und Zuneigung, die Ihr für mich an den Tag legtet, in keinem eigennützigen Herzen ruht; ich bringe Niemandem weder Gut noch Ehre zu, und hätten nicht die lieben Arndt's sich meiner angenommen, ich müßte jetzt die niedrigsten Dienste der ärmsten Magd verrichten. Ja, ich leugne es Euch nicht," — setzte sie mit dem edelsten Freimuthe hinzu, der die Würde eines edlen Weibes nur erhöht, — „ich leugne es Euch nicht, ich hätte Eure Hand, wenn sich dieselbe mir zur Führung durch's Leben geboten hätte, als die rettende Hand eines Mannes angenommen, den Gott selbst zum Herrn der armen, verlassenen Magd bestimmt hat. Aber Ihr habt, bei all' Eurer Ehrlichkeit, ein täuschendes Spiel mit mir getrieben! Ihr mußtet mich gleich anfangs wissen lassen, daß Ihr ein Calvinist seid; aber Ihr habt es nicht gethan!

Ihr hättet mir diese schwere Stunde erspart, wäret Ihr aufrichtiger gewesen!"

„Also wirklich," rief Rebelthau schmerzlich aus, „Ihr hasset mich, weil ich ein Calvinist bin?"

„Hassen?" fragte Odilia mit wehmüthigem Lächeln, und setzte dann hinzu: „Es wäre besser um mich, wenn ich's könnte. Aber zwischen Euch und mir ist eine Mauer aufgebaut, über welche keine Brücke führt!"

„Odilia," rief Rebelthau aus, „sind wir nicht Beide Christen? Glauben wir nicht Beide an einen und denselben seligmachenden Herrn? Ist unser Glaube nicht auf einem und demselben Worte Gottes gegründet? Haben wir nicht Beide dieselbe Hoffnung, nicht Beide dasselbe Bedürfniß der Erlösung? Haben sich unsere Herzen bisher nicht immer in derselben Gesinnung, in demselben Streben nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit, nicht immer in derselben Aeußerung treugemeinter Liebe, und innigen Mitleids zusammen gefunden? Ehe Ihr wußtet, daß ich ein Calvinist bin, vertrautet Ihr mir, und hieltet mich Eurer Achtung und Freundschaft werth; was habe ich seitdem so Uebels gethan, daß ich mit einem Male Euer Vertrauen verloren habe?"

„Ihr verkennet mich ganz," entgegnete die Jungfrau, „wenn Ihr mich eines solchen Mißtrauens, einer solchen schnellen Wandelung meiner Achtung vor Euch beschuldigt. Ich habe an Eurem guten, edlen Herzen nie gezweifelt, ich halte Euch noch heute

jedes Opfers, jeder Mühe und Sorge fähig, zu welchen die chriſtliche Nächſtenliebe nur treiben kann. Aber zwiſchen Glauben und Lieben darf auch nicht der geringſte Mißton ſein, wenn nicht die Harmonie Beider geſtört werden ſoll. Und das iſt der Fall, ſeitdem ich weiß, daß Ihr ein Calviniſt ſeid. Herr Nebelthau," fuhr Odilia bewegt fort, „Ihr habt ſehr grauſam an mir gehandelt, Ihr habt die Blüthe meiner ſchönſten Lebenshoffnung ungeſtört wachſen laſſen, um ſie dann plötzlich zu brechen!"

„Ach, Ihr wiſſet nicht, wie tief Ihr mich verwundet!" antwortete Nebelthau. „Wäre ich nicht, der verächtlichſte Menſch auf Gottes Erdboden, wenn Euer Zeugniß über mich ein wahres wäre? Als ich Euch ſah, da fragte ich nicht nach Eurem Glaubensbekenntniſſe, ſondern ich folgte dem Drange meines Herzens. Und da ich Euch mit mir Eins wußte in der einen Hoffnung der Seligkeit, habe ich da grauſam an Euch gehandelt, wenn ich auf dieſem Grunde mein Lebensglück zu erbauen ſuchte?"

„Ich bin," entgegnete Odilia, „viel zu unwiſſend, um hierin Euch entſcheidende Rede und Antwort zu geben. Ich weiß nur ſo viel, daß es kein wahrhaftes Lebensglück, keine wahre Gemeinſchaft im Glauben, wie im Leben zwiſchen zwei Seelen geben kann, die nicht in der heiligſten Angelegenheit des Menſchen völlig Eins ſind."

„Und ſind wir Beide das nicht?" fragte der junge Mann. „Sind wir nicht Eins in Chriſto und ſeinem

Worte? Sind wir nicht Beide unter derſelben Liebe des himmliſchen Vaters und in der Gemeinſchaft deſſelben heiligen Geiſtes? Sind wir nicht Beide Erlöſete des Herrn?"

„Wäre Dem alſo," entgegnete die Jungfrau, „warum giebt es denn keine Gemeinſchaft zwiſchen den beiden Kirchen? Warum haben Luther und Calvin ſich nicht verſöhnen können? Warum predigen unſere Prediger gegen Eure Kirche, und die Eurigen gegen die unſere?

„Es ſind doch nur einzelne Lehren, um deren Auffaſſung es ſich handelt," antwortete Nebelthau: „Und es iſt nicht chriſtlich, daß deshalb die Bekenner eines Herrn und eines Evangeliums ſich ſo feindſelig gegenüberſtehen. Wo Zwei in der Hauptſache Eins ſind, da ſollten ſie um einzelne Stücke ſich nicht entzweien!"

„Herr Nebelthau," rief Odilia aus, „das kann nicht Euer Ernſt ſein. Der Glaube iſt ein einziges großes Ganze, an welchem auch das Geringſte eine Hauptſache iſt. Nehmet einer vollkommenen Blume, wie ſie nach Gottes Ordnung ſein ſoll, ein Blatt, einen Staubfaden, ſo iſt ſie nicht mehr vollkommen; und ſetzet Ihr das Blatt einer andern Blume an, ſo iſt die Wahrheit geſtört und die Einheit aufgehoben. Unſere Kirche lehrt, daß Gott keinen Menſchen verwirft, der in aufrichtiger Reue ſeine Sünden bekennet, ernſtlich Buße thut und ſich beſſern will. Nach der Lehre unſerer Kirche iſt das Evangelium

ein Gnadenquell der Seligkeit, aus welchem Alle trinken können, die nach der Gerechtigkeit dürstene das Kreuz des Herrn ist uns lutherischen Christen eine veste Burg, ein Asyl für alle Bedrängte und Verfolgte, welche bei dem Herrn Schutz suchen. Ihr Calvinisten aber macht Reue und Buße und Besserung zu einer unnützen Sorge, wenn sie bei Solchen sich regt, welche zur Verdammniß bestimmt sind. Ihr schließet den Gnadenquell den Durstigen zu, Ihr macht das Kreuz des Herrn zu einem Vorrechte für einige Günstlinge des Himmels und treibet den Verfolgten von der Pforte zurück, durch die er eingehen will, um sich zu retten!"

„Ihr thut unserer Kirche unrecht!" entgegnete Nebelthau. „Solche grausame Lehren hat sie nicht gelehrt!"

„Ist es denn etwas Anderes," fuhr Odilia erregt fort, „wenn Ihr lehret und glaubet, daß Gott von Ewigkeit her einen Theil der Menschen unbedingt zur Seligkeit, den andern Theil unbedingt zur Verdammniß bestimmt hat, also daß der Eine gerettet und selig werden muß, auch wenn er nicht wollte, und der andere verloren gehen und verdammt bleiben muß, auch wenn er um Gnade und Barmherzigkeit flehte?"

„Das wird," fiel Nebelthau schnell ein, „dieser Letztere eben nicht thun, — „er wird nicht nach Gnade und Barmherzigkeit verlangen, weil er verstockten und verhärteten Herzens bleibt. Sind Euch denn nicht

ſchon Menſchen vorgekommen, bei welchen alle Lehre, alle Warnung und Züchtigung aus dem Worte Gottes, ja ſelbſt alle Strafe menſchlicher Zucht und Gerechtigkeit völlig erfolglos und unnütz war, die mit Wiſſen und Willen, mit Abſicht und Trotz in ihrer Sünde beharrten und in ihrer Sünde ſtarben? Wer nach Gnade und Barmherzigkeit verlangt, der gehört ſicher nicht zu Denen, die zur Verdammniß beſtimmt ſind!"

„Aber," entgegnete die Jungfrau, „fühlt Ihr denn nicht das Entſetzliche dieſer Lehre? Iſt Euer Herz dem Mitleide ſo ganz verſchloſſen, und ſchließt Ihr die Vaterliebe Gottes in ſo enge Grenzen ein, daß ſie nicht Gnade und Erbarmen für alle Menſchen haben könnte? Kömmet Ihr einen Menſchen, den Ihr für beſtimmt zur ewigen Verdammniß haltet, anſehen, ohne daß Euch das Herz vor Mitleid blutet, und ohne daß Ihr Euch mit Schmerz und Wehmuth fragt: Warum hat der gnädige Gott nicht für Alle Raum in ſeinem Himmel? Iſt es nicht ſogar eine Sünde gegen die Heiligkeit Gottes, anzunehmen, daß er die Menſchen zur Sünde beſtimmt hat? Heißt das nicht ſo viel, als daß Gott ſelber der eigentliche Urheber der Sünde iſt, weil er Menſchen ſchafft, die ſündigen müſſen, damit ſie ewiglich verloren gehen?"

„Das ſcheint hart zu ſein," erwiderte der junge Mann, „aber es zwingt uns unſer Verſtand, unſere Vernunft dazu! Ihr Lutheriſchen lehrt und glaubet mit uns, daß Gott nicht allein Alles weiß, ſondern

auch von Ewigkeit Alles gewußt hat, was sich je ereignen wird. Er mußte ja also auch wissen, wer und wie viele verstockte und unbußfertige Sünder bleiben und somit der ewigen Verdammniß verfallen werden. Was aber Gott vorher weiß, daß es geschehen wird, das muß auch geschehen; und darin liegt die Unrettbarkeit eines Theiles der Menschen. Ich glaube mit Euch, daß die Heiligung und Seligkeit des Menschen nur ein Werk der göttlichen Gnade ist, ja ich gebe Euch sogar zu, daß die Verdammniß nur eine Folge der eigenen Schuld ist. Aber warum ist diese Schuld vorhanden? Weil Gott seine Gnade nicht mittheilt. Und warum theilt Gott seine Gnade nicht mit? Weil er eben von Ewigkeit her die Verdammniß solcher Menschen beschlossen hat!"

„Und wo steht diese Lehre?" fragte Odilia. „Steht sie in der heiligen Schrift? Ist sie eine Offenbarung Gottes in Christo?"

„Das allerdings nicht," antwortete Nebelthau in einiger Verlegenheit; „aber sie folgt nothwendig aus der offenbarten Lehre von der Allwissenheit Gottes; sie liegt in der folgerechten Thätigkeit unserer Vernunft!"

„Ihr armen Leute!" sagte die Jungfrau. „Wohin würdet ihr noch kommen, wenn Ihr mit der menschlichen Vernunft das Reich Gottes in seiner Grundveste erweitern und das Wesen Gottes und die ewige Seligkeit damit ausbauen wolltet! Auf Erden hat es nur eine Vernunft gegeben, die das Gött-

liche in menſchliche Worte kleiden konnte, — die Vernunft des Gottesſohnes Jeſu Chriſti. Wer ſeine eigene Weisheit nicht dieſer einen göttlichen Vernunft demüthig beugen will, der iſt kein aufrichtiger Diener und Knecht Jeſu Chriſti! Wir Lutheriſchen halten uns an die heilige Schrift. Was dieſe uns ſagt, das iſt uns eine ewige Wahrheit und wir beugen uns in Demuth vor dem Worte Gottes. Was aber darüber hinaus liegt, das wollen wir nicht freventlich herbeiziehen!"

„Ihr leget, werthe Jungfrau," erwiderte der junge Mann, „in dieſe Lehre unſerer Kirche mehr hinein, als wohl darin liegt. Mag es immerhin die Lehre unſerer Kirche ſein, ſo ſteht ſie ja nur da als unbeugſames, nothwendiges Schlußglied der Offenbarung von Gottes Weſen und Werken; im Leben ſelbſt kann ſie recht gut ohne Wirkung bleiben!"

„Herr Nebelthau," ſagte Odilia, mit ſchmerzlicher Miene das Haupt ſchüttelnd, „ſchon daß Ihr Glauben und Leben von einander trennen wollt, thut mir in der Seele weh. Kennt Ihr nicht das Wort des Apoſtels: Ich glaube, darum rede ich? und das andere: Chriſtus iſt mein Leben? Was mag das für ein Glaube ſein, der ſich nicht durch das ganze Herz hindurch zieht, und nicht in allen Gedanken und Empfindungen, nicht in allen Worten und Werken ſich ausdrückt? Ja, daß ich Euch keinen Gedanken meines Herzens verhehle, wie konntet Ihr den Muth haben, in inniger, treuer Herzensgemeinſchaft mit

mir leben zu wollen, da Ihr nicht wiſſen könnt, ob ich zur Seligkeit oder zur Verdammniß beſtimmt bin? Müßte Euch dieſer Zweifel, den Ihr nicht löſen könnt, nicht in eine ängſtliche und peinliche Unruhe verſetzen? Müßte der Gedanke, daß wir Beide, die wir hier auf Erden in inniger Gemeinſchaft mit einander gelebt und in unſerer Hoffnung ſelig geweſen wären, dort auf ewig von einander getrennt ſein könnten, Ihr im Himmel und ich in der Verdammniß, müßte dieſer Gedanke nicht alles Lebensglück vergiften und zerſtören?"

„Das iſt nicht möglich!" rief Nebelthau erſchrocken aus. „Iſt nicht Eure herzliche Gottesfurcht, Euer inniger Glaube, Euer reines, keuſches und züchtiges Herz, iſt nicht Euer Leben im Glauben des Sohnes Gottes eine untrügliche Bürgſchaft, daß Ihr einſt ſein werdet bei dem Herrn?"

„Der Herr ſei mir gnädig, daß Ihr wahr redet!" ſagte die Jungfrau. „Aber kennt Ihr nicht das ſchwache, hoffärtige, ſtolze, ſelbſtgerechte Menſchenherz? Kennt Ihr nicht die Warnung der Schrift: Wer ſich läſſet dünken, er ſtehe, mag wohl zuſehen, daß er nicht falle? Gibt es nicht Gefahren, mächtig genug, um im Glauben wieder irre zu gehen? Könnte nicht ſelbſt meine Gottesfurcht nur eine Täuſchung für mich ſein? Und wenn ich einmal muthlos und verzagt würde, und in Ungeduld, in Murren und Klagen, in der Angſt der Verzweiflung wider meinen Gott ſündigte, — was würde mich hindern können, dies

als den Anfang meiner aufgehenden Verdammniß zu betrachten, von welcher keine Reue und Buße, kein Gebet und Flehen, keine Thräne mich retten könnte! Müßte nicht ein solcher Gedanke die entsetzlichste Angst über mich bringen und mich dann wirklich in den Abgrund der Verdammniß stürzen? Nein, nein! Calvinischen und lutherischen Glauben vereinen wollen in der Lebensgemeinschaft, ist ein Spott gegen Gottes Worte, ist eine Entheiligung der seligmachenden Kraft des Glaubens!"

Nebelthau stand erschüttert von der Gewalt dieser Worte vor dem begeisterten Mädchen; er blickte ernst und traurig vor sich hin und verharrte lange im inhaltsschweren Stillschweigen.

„Ich gestehe Euch," sagte er endlich, „daß ich noch niemals diese Lehre unserer Kirche so weit in's Leben hinein gedeutet habe. Und doch, wie tief auch Euer Wort mich niederbeugt, ich kann von meinem Glauben nicht lassen; es ist, als sollte ich mich selbst aufgeben, wollte ich die von mir erkannte Wahrheit verleugnen! Ach, könnte ich glauben wie Ihr, wie glücklich würde ich sein!"

„Ihr habt ganz recht," fuhr nun Odilia mit milderem, herzlichen Tone fort, „wenn Ihr sagt, daß Ihr Euch selbst aufgeben müßtet. Das ist die letzte Stufe zum vollen Glauben: Demuth unter Gottes Wort, Entsagung eigner Weisheit!"

„Ihr verachtet mich!" sagte der Jüngling. „Ihr

ſtoßt mich von Euch, weil ich Euch als ein Ungläubiger erſcheine!"

„Da ſei Gott vor!" rief Odilia aus. „Ich ſchäme mich nicht, Euch zu ſagen, daß die Achtung und Zuneigung zu Euch in meinem Herzen aufrichtiger und größer iſt, als Ihr wohl meinen möget. Und wo Ihr auch ſein werdet, ich werde in innigſter Dankbarkeit Eurer gedenken und dem Segen meines armen, unglücklichen Vaters den meinen beifügen. Und damit laſſet uns von einander ſcheiden und, wenn Ihr wirklich mein Wohl und mein Glück wollet, ſo erſchwert mir nicht länger den Schmerz dieſer Stunde!"

„Ach, wie danke ich Euch, daß Ihr kommt!" fuhr jetzt Odilia plötzlich fort und eilte nach der ſich öffnenden Thüre, durch welche Johannes Arndt eintrat. Trotzdem, daß Odilia ſich dieſer Unterredung mit dem jungen Manne in keiner Weiſe zu ſchämen hatte, ſo legte doch der Eintritt ihres Pflegevaters die glühendſte Röthe der Schaam auf ihre Wangen, als klage ſie ihr Gewiſſen einer großen Schuld, einer Verletzung ihrer jungfräulichen Würde an.

Arndt ſelbſt ſchien etwas verwundert. „Ihr ſeid hier, Herr Rebelthau?" redete er den jungen Mann an.

„Ich bin gekommen, Abſchied zu nehmen!" antwortete dieſer nicht ohne Verlegenheit.

„So wollt Ihr wirklich eher fort, als es Euch aufgegeben iſt?" fragte Arndt.

„Ja," erwiderte Rebelthau und ſetzte mit einem Anfluge von Stolz hinzu: „Ich mag nicht länger von

der Gnade des Edlen Rathes dieſer Stadt leben. Ehrwürdiger, lieber Herr," fuhr er dann freier fort: „Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich alſo von Euch ſcheiden würde. Wie glücklich war ich in Euerm Hauſe, wie reich an ſeligmachender Hoffnung! Nun iſt Alles dahin, und ich werde aus meinem Paradieſe vertrieben, weil ich das Unglück habe, ein Calviniſt zu ſein. Vergebt mir, ehrwürdiger Herr, aber der tiefe Schmerz meiner Seele treibt mich dazu. Stimmt meine Verbannung aus dieſer Stadt auch mit Eurem wahren Chriſtenthum zuſammen? Iſt das der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt?"

„Niemand mehr, als ich," antwortete Arndt, „kann dieſe unheilvolle Wendung der Dinge beklagen. Ich, mein theurer Freund, hätte Euch nicht ausgetrieben!"

„Ach, wie beſeligt mich dies Wort!" rief Nebelthau aus. „Ich wußte zwar, daß Ihr nicht anders reden konntet, aber die Prieſter Eurer Kirche kennen dieſe Duldung nicht. Nicht wahr, lieber Herr, Ihr verdammt mich nicht?"

„Nein, mein junger Freund," verſicherte Arndt; „aber ich beklage Euch, daß Ihr den calviniſtiſchen Irrthümern verfallen ſeid, und wünſche von ganzem Herzen, daß Ihr noch zu beſſerem, zu tieferem Verſtändniſſe kommen möchtet!"

„Alſo auch Ihr haltet mich im Irrthum befangen?" fragte Nebelthau in ernſter Verwunderung.

Arndt lächelte gutmüthig und ſagte: „Lautet es Euch zu hart, von einer Gefangenſchaft in calvini-

ſtiſchen Irrthümern zu reden, ſo ſaget nur dafür: Gefangenſchaft in eigener Weisheit. Statt dem Worte Gottes, wie es einfach und klar geſchrieben ſteht, zu glauben, deutelt ihr Calviniſten daran und wollt mit eurer Verſtandeskunſt etliche Pfeiler in den Tempel des Evangeliums hineinſetzen, die dem Gläubigen völlig unnöthig ſind und die den herrlichen Dom der Offenbarung nothwendig verunſtalten müſſen, weil Gottesbau mit Menſchenbau keine Symmetrie giebt. Eben weil ihr euer eigenes Wiſſen vor dem Worte Gottes nicht beugen wollt, ſeid ihr auf das äußerſte Gebiet irrthümlicher Einſeitigkeit gekommen und denket nicht daran, daß ihr mit eurer ſtarren Verſtandesconſequenz ſchon deshalb irren könnet, weil alles menſchliche Wiſſen Stückwerk iſt. So wie eure Lehre vom heiligen Abendmahl offenbar ſchriftwidrig iſt, und die Allmacht Gottes und Chriſti zu Gunſten eurer eignen menſchlichen Macht herabſetzt, ſo iſt eure Lehre von dem unbedingten Rathſchluſſe Gottes, eure Lehre von der Vorherbeſtimmung des Menſchen zur Seligkeit oder zur Verdammniß wahrhaft gotteslästerlich und dem lutheriſchen Chriſten ein Greuel; denn ſie macht das ganze Erlöſungswerk des Gottesſohnes unnöthig und unnütz. Doch laſſet uns nicht mehr davon reden, mein junger Freund. Wo der Glaube an das Wort Gottes mit der menſchlichen Weisheit disputirt, kommt niemals Harmonie heraus!"

„So ſaget Ihr wohl," fragte Nebelthau, „daß unſere Kirche gar keine chriſtliche ſei?"

„Davor bewahre mich Gott!“ antwortete Arndt. „Wollt Ihr aber mein Urtheil darüber wissen, so ist es dieses: Beide Kirchen, die lutherische und reformirte, haben das Evangelium, das gesammte geoffenbarte Gotteswort, zu ihrer Grundlage und sich auf diesen gemeinsamen Grund aufgebaut; der Grund ist Beiden derselbe, aber das darauf aufgeführte Gebäude ist verschieden. Ich mag nun das Gebäude nicht schildern, welches Calvin und seine Anhänger darauf gebaut haben, aber von dem unsrigen erlaubt mir einige Worte. Unsere lutherische Kirche steht wahrhaft und völlig auf der heiligen Schrift, und zwar auf der ganzen heiligen Schrift und nur auf der heiligen Schrift. Gehet auf die Kämpfe, welche sie bisher hat kämpfen müssen, sehet auf das Bekenntniß, das sie zu allen Zeiten abgelegt hat, ihr findet in ihr eine Reinheit der Lehre in solchem Grade, wie sie von der Zeit der Apostel an in keiner andern christlichen Kirche sichtbar geworden ist. Sie ist ein herrlicher, wunderreich auf ihren Säulen erbauter Dom! Schauet unsere Gottesdienste! Während die katholische Kirche ihre Gläubigen fesselt mit der magischen Kraft des Sacramentes, und in geheimnißvoller Sprache und in üppiger Pracht das sinnliche Herz mit ihrer Macht erschüttert, während die reformirte Kirche ihre Glieder nur auf die oft zu dürre und kahle Weide des Verstandesglaubens führt und die Kraft des Sacramentes gering schätzt und nur mit dem Worte allein sich erbauen will, redet die lutherische Kirche zu ihren

Gläubigen in der doppelten Sprache des Herzens und des Geistes, steht zwischen jenen beiden Kirchen in der reinen gerechten Mitte, und erbauet sich zu gleicher Zeit und zu gleicher Kraft am Geheimnisse des Sacramentes, wie der Predigt göttlichen Wortes. Sie verlangt von ihren Bekennern einen wahren Glauben, der zuerst lebendig wird in der Buße, und in demüthiger Stille sich völlig, aber willig beugt unter die Ordnung Gottes. Frei von allem menschlichen Zusatze, sei es in Sacramenten, sei es im Worte, kann sie nicht untergehen, so lange das Wort Gottes selbst besteht und seine Verheißungen noch eine Menschenseele mit Furcht und Freudigkeit erfüllen. Beſthaltend in kirchlich-gläubiger Gemeinschaft an der ganzen heiligen Person Christi, als dem Einen und Alleinen, in dem des Lebens und der Seligkeit Anfang, Mittel und Ende ist, weiset sie entschieden von sich ab alle Hoffart der Werke, wie der eigenen Weisheit; zwischen der glanzreichen augenblendenden Ueberfülle der katholischen Kirche und der magern Einfachheit der reformirten Kirche, welche selbst bis zum Mangel an dem Nothwendigen herabsinkt, steht die lutherische Kirche da, als eine ruhige Fülle, klar und rein, ein Brünnlein Gottes, worin jede Welle die Harmonie zwischen den Erlöseten und und dem Erlöser abspiegelt. Die lutherische Kirche allein hat in ihrem Ausbau den ganzen innern und äußern Menschen erfaßt, das Leben im Glauben des Sohnes Gottes am Kräftigsten dargestellt, und dem

Erlösungsbedürfnisse des Menschen am Vollständigsten abgeholfen!"

„Meinet Ihr nicht," fragte Nebelthau nach einer Pause, „daß einst die Zeit kommen wird, wo der Streit Luthers und Calvin's sich auflösen wird im friedlichen Zusammenleben beider Kirchen?"

„Schwerlich!" antwortete Arndt mit ernstem Kopfschütteln. „Die lutherische Kirche kann aus ihrem Bau kein Steinchen herausnehmen, wenn sie nicht lückenhaft werden und ihre wunderbar herrliche Fülle und Harmonie verlieren will. Die lutherische Kirche ist vielmehr schon die Vereinigungskirche für die sinnliche Ueberschwänglichkeit der katholischen und die kahle, kalte Armuth der reformirten Kirche. Wenn die Zeit wird gekommen sein, wo der geheiligte alttestamentliche Priesterdienst der Papisten und der für heilig gesprochene Vernunftdienst der Calvinisten sich beugen werden unter den Gehorsam Christi, um das königliche Priesterthum aller Gläubigen, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums in allen Gliedern zu bilden, dann wird die lutherische Kirche es sein, die ihre Freundeshand rechts und links ausstreckt und sie Alle zu einer Heerde vereint unter den einen Hirten Jesus Christus, vor welchem weder eine Seligkeit aus des Menschen Werken, noch eine Seligkeit aus der Menschen Weisheit, sondern nur die Seligkeit aus dem Glauben gilt!"

„Ach, wie erquicklich dringen Eure Worte in's Herz," rief Nebelthau aus. „Und doch, wenn ich

ihr ernstlich erfassen will, sträubt sich mein ganzer innerer Mensch dawider. Es ist mir, als sollte ich einen Verrath an der Kraft göttlichen Geistes begehen, der mich aus dem Evangelio anhaucht. Wie glücklich seid Ihr, daß Ihr solchen Glauben haben könnt, der über alle Kämpfe mit Zweifeln und Bedenken erhaben ist. Ich scheide von Euch, wie der Schüler von seinem Meister, den er bewundert, den er aber nicht völlig begreifen kann. Erhaltet mir Eure Liebe und betet für mich! Niemand, sagt die Schrift, wird gekrönt, er kämpfe denn recht! Nehmet mich für einen solchen ehrlichen und rechten Kämpfer und lasset mir die Hoffnung, daß ich einst mit Euch noch voll und ganz auf dem Grunde der Seligkeit stehen werde!"

„Und Ihr, Jungfrau Odilia," wandte er sich dann an diese, „ich fühle es nun, wie Ihr sagen konntet, daß zwischen Euch und mir eine Mauer aufgebaut ist. Ihr sagtet zwar noch, daß darüber keine Brücke führt; aber doch: in diesem Einen gesteht mir zu, daß Ihr irrt!"

„Und wie das?" fragte Odilia.

„Ich meine, es führt eine Brücke darüber," sagte der Jüngling: „und diese Brücke heißt: Vollendete Demuth unter Gottes Wort! Lasset mich nicht ohne Hoffnung scheiden und lasset sie mich besiegeln mit des Apostels Wort: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen möchte! Eure Stadt weiset

mich aus; laſſet Euer Herz, ihr beiden Lieben, mir wenigſtens die einzige Stätte ſein, aus welcher mich nichts vertreiben kann. Gott ſegne Euch und mich!"

„Und wohin wollt Ihr gehen?" fragte Arndt mit betrübter Miene.

„Ich weiß es nicht!" antwortete Nebelthau. „Dahin, wo ich Ruhe, Frieden und vollen Glauben finde. Möge Gottes Gnade mich dahin führen!"

Und damit verließ er ſchnell das Zimmer. Odilia aber ſank an Arndt's Bruſt und weinte ſtill.

Capitel 19.

Die Freiheit des Gefangenen.

Der Herr wird mich erlöſen von allem Uebel und mir aushelfen zu ſeinem himmliſchen Reiche.
2. Tim. 4, v. 18.

Magiſter Denecke ſtand in ſeiner Prieſterkleidung vor der ſchweren eiſernen Thüre der Büttelei zu Braunſchweig und begehrte Einlaß.

„Führt mich zu dem Bürgermeiſter Lüdecke!“ gebot er dem Schließer und fragte dann: Iſt der Gefangene wirklich ſo krank, daß ſein Tod zu befürchten ſteht?“

„Ja, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meiſter Bertram. „Seit mehrern Tagen nimmt er weder Speiſe noch Trank zu ſich. Er iſt geſchwollen an den Füßen bis zum Leibe, und der Arzt hat dieſen Morgen erklärt, daß er's höchſtens noch vier und zwanzig Stunden treiben werde.“

„Das ist der Tod des Sünders!“ sagte Denecke für sich hin, und schritt in das Gefängniß ein.

„Ihr habt geistlichen Zuspruch verlangt,“ rief er dem Kranken zu, der regungslos in einem ziemlich unsaubern Bette lag und die Hände über die beengte Brust gefaltet hatte.

Als der Kranke auf diese Worte nichts erwiderte, vielmehr mit finster fragenden Blicken den Geistlichen ansah, fragte dieser: „Ihr seid doch wohl der ehemalige Bürgermeister Simon Lüdecke? Verändert finde ich Euch allerdings! Das macht die Kerkerluft, das lange Sitzen, und die ungewöhnliche Kost, die freilich mit Eurer frühern Lebensweise nicht harmonirt!“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte nun der Kranke finstern und bittern Tones.

„Ich komme im Auftrage Eines Edlen Rathes,“ antwortete Denecke. „Ihr habt nach den Segnungen und Tröstungen der Kirche verlangt, und es wird von Euerm Benehmen abhängen, ob Ihr sie empfangen könnt oder nicht!“

„Und was ist das für ein Benehmen?“ fragte Lüdecke.

„Ich bin angewiesen,“ antwortete der Seelsorger, „mich bei Euch an die theologische Regel zu halten: Ex verbis tuis te judico, das heißt: aus deinen Worten werde ich dich richten. Doch ich vergesse, daß Ihr ein Literatus seid und in Eurem Gefängnisse das Latein nicht ganz werdet vergessen haben. Auch kann ich es Euch zum Troste und zur Stärkung Eu-

nes Vertrauens gegen mich sagen, daß Ein Edler Rath mich für diesen besondern Fall nicht schuldig erkannt hat, Dasjenige, was Ihr mir heimlich offenbaren werdet, demselben zu entdecken; freilich mit dem Zusatze, daß ich mich wohl vorzusehen habe, um nicht die Grenzen meines Amtes zu überschreiten. Ihr könnt also ganz offen und frei mit mir sprechen!"

Herr Magister Denecke schien freilich gar nicht zu fühlen, daß dies sein eigenes Benehmen nichts weniger als Vertrauen erwecken konnte. Er kam mit der Macht seines Amtes, anstatt mit der Macht des Wortes Gottes; wie konnte er da hoffen, zu seinem Zwecke zu gelangen. Der arme Gefangene warf einen mitleidigen Blick auf den Seelsorger und beharrte im Stillschweigen.

„Ihr wisset," fuhr nun Denecke fort, „daß Ihr ein doppelt großer Sünder seid. Ihr habt Euch nicht allein an Gott und seiner heiligen Kirche versündigt, dadurch, daß Ihr, als der Verräther Braband sich gegen das Ministerium und die Kirchenordnung auflehnte, Euch der geschmäheten Kirche und ihrer Diener nicht annahmet, sondern Ihr habt auch gegen die Obrigkeit selbst Euch schwer und zwiefach schwer vergangen, da Ihr selbst, als ein Glied der Obrigkeit, für Aufrechthaltung der obrigkeitlichen Gewalt zu sorgen berufen waret. Wenn Ihr nun in herzlicher Reue und Buße entschlossen seid, vor dem ganzen Ministerio Eure bekannten und offenbaren Sünden einzugestehen und um Vergebung derselben zu

bitten, ſo will Ein Edler Rath Euch das heilige Abendmahl reichen laſſen; wo aber nicht, ſo ſoll Euch dies, als einem verſtockten und unbußfertigen Sünder, verweigert werden!"

„Und dann?" fragte Lüdecke im Tone der Verachtung.

„Dann werdet Ihr in Euern Sünden ſterben!" antwortete der Seelſorger.

„Nun," fuhr Lüdecke kalt und bitter fort, „ſo möget Ihr nur immer wieder gehen. Ich werde in meinen Sünden ſterben!"

„Entſetzlich!" rief der Seelſorger aus. „Wiſſet Ihr auch, was das heißt: in ſeinen Sünden ſterben? Wiſſet Ihr, was der ewige Tod ſagen will? Erſchrecket Ihr nicht vor der ewigen Verdammniß?"

„Nein!" antwortete der Gefangene ruhig. „Ihr Herren Geiſtlichen predigt es ja laut genug: Jeſus nimmt die Sünder an! Und an dieſer Predigt habe ich genug! Wenigſtens verlange ich von Euch keine zweite!"

„So ſeid Ihr alſo ein Verächter der Diener am Worte Gottes!" rief Denecke erhitzt aus. „Und wer die Diener verachtet, der verachtet auch den Herrn, dem ſie dienen, und die Kirche, für die ſie arbeiten, und das Wort, das ſie predigen. Hütet Euch, daß Euer Tod und Begräbniß Euch nicht noch unehrlicher mache, als Ihr ſchon ſeid!"

„Herr!" fuhr der Gefangene heftig auf und über ſein bleiches, mageres Angeſicht breitete ſich eine flüch-

tige Miene. Aber plötzlich wurde er wieder ruhig und antwortete in stiller, schmerzlicher Demuth: „Ich kann Euch nicht hindern, einen Sterbenden zu schmähen. Mein Gott und Herr wird wohl barmherziger sein, als sein Priester auf Erden! Hat der Herr im Himmel in seiner Gnade beschlossen, mir meine Sünden zu vergeben und mich selig zu machen, so wird ein Mensch mir diesen Trost nicht nehmen können!“

„Auch das noch!“ rief Denecke aus. „Zu Euren vielen Sünden noch der Abfall von der Kirche! Das ist calvinistische Ketzerei, die Ihr da aussprechet. Unsere Kirche lehrt dem Evangelio gemäß eine bedingte Gnadenwahl! Der Schächer am Kreuze wurde selig, weil er in seinem Tode noch reuig Buße that und um Vergebung flehte. Wo keine Vergebung der Sünden ist, da ist auch kein Leben und keine Seligkeit. Wo aber keine Reue und Buße ist, da ist auch keine Vergebung der Sünden. Habt Ihr nun diese calvinistische Ketzerei erst hier in Euerm Gefängnisse an- und aufgenommen? Oder habt Ihr schon als großer Bürgermeister einer lutherischen Stadt heimlich daran gehangen? Seid Ihr etwa ein Kryptocalvinist? Oder verlanget es Euch nach einem unehrlichen Begräbnisse?“

Lübecke lächelte mitleidig über den Eifer des geistlichen Inquisitors und schwieg auf alle diese Fragen.

„Kann es denn auch anders sein!“ fuhr Denecke eifrig fort. „Ihr seid ja von dem calvinistischen Arzte, dem Rebelthau, besucht und behandelt worden! D[illegible]

hat seinen segnenden Samen ausgestreut, wo er nur konnte, und bei Euch hat er fruchtbaren Boden gefunden. Gott sei Dank, der liebe Säemann ist nun fort, und ich freue mich, daß ich sagen kann: Das ist mein Werk!"

„Was sagt Ihr da?" fragte jetzt der Gefangene mit plötzlich erwachter Aufmerksamkeit. „Was redet Ihr von Herrn Nebelthau? Er ist fort, sagt Ihr? Wohin? Und er wäre ohne Abschied von mir gegangen?"

„Das greifet Euch an's Herz!" rief Denecke aus. „Hütet Euch, Herr Bürgermeister, daß Ihr nicht noch in Euern letzten Lebensstunden aus unserer Kirche excommunicirt werdet!"

„Ich verstehe Euch nicht," fuhr der Gefangene fort und zwar in einem milden, fast bittenden Tone. „Sagt mir, was ist mit Herrn Nebelthau geschehen? Ach, Ihr wisset nicht, wie viel Gutes mir dieser Fremdling gethan hat, und wie mein dankbares Herz ihn segnet!"

„Wisset Ihr wirklich nicht," fragte Denecke, „daß dieser Nebelthau ein verstockter Calvinist ist?"

„Nein," antwortete Lübecke. „Ich habe ihn für einen guten lutherischen Christen gehalten."

„Nun, so freuet Euch!" sagte der Seelsorger, aber mit einer Miene und in einem Tone, der zu keiner christlichen Mitfreude aufforderte. „Freuet Euch! Dieser Ketzer wird unserer Gemeinde keinen Schaden mehr thun! Ein Edler Rath, als Schützer und

Wächter über die Reinheit unserer lutherischen Kirche, hat den Calvinisten aus unsern Mauern getrieben! Es ist freilich zu beklagen, daß ein solches Unkraut so lange Zeit in unserem lutherischen Garten stehen konnte, ohne ausgerottet zu werden; es ist noch mehr zu beklagen, daß selbst Geistliche und Diener am Worte Gottes, und sonst wohl edle Herren in unserer Stadt sich dieses Calvinisten mehr, denn sich's ziemet, angenommen und beschützt haben. Das gilt namentlich, was mir zu sagen weh thut, von meinem theuern Herrn Collegen Arndt und dem alten Herrn von der Schulenburg, welche Beide noch einige Mühe haben werden, sich über die Reinheit ihrer Lehre und ihres Glaubens auszuweisen!"

„Herr," fuhr Lüdecke nun auf und lächelte dazu mit dem Ausdrucke des bittersten Spottes: „Ihr seid ein herrlicher Mann, ein liebreicher Seelsorger! Ihr wollt Ruhe und Frieden in meine Seele bringen und mir den Weg des Todes erleichtern! Fürwahr, Ihr verwendet Eure köstlichsten Mittel dazu! Herr, Ihr lügt!"

Dieser heftige Ausbruch eines tief verwundeten Herzens brachte natürlich bei Dem, welchem er galt, nicht die freundlichste Wirkung hervor. „Wisset Ihr auch," rief Denecke drohend aus, „was Ihr redet, und mit wem Ihr redet?"

„Ja," fuhr Lüdecke erregt fort, und sein Todtenantlitz glühte wie zu neuem Leben auf: „Ja, ich rede es zu Einem Manne, der einst fast bis in den

Staub ſich vor mir demüthigte, als er um das Conrectorat zu St. Egidien und um die Pfarre zu St. Martin anhielt, und mich ſeinen gnädigen Herrn Bürgermeiſter nannte. Ich rede es zu dem Herrn Magiſter Hermann Denecke, der ſeinen nächſten Collegen, den theuern Mann Gottes, Johann Arndt, dem er nicht werth iſt, die Schuhriemen aufzulöſen, verleumdet, verläſtert und verketzert. Ich rede es zu einem Manne, der es durch ſeinen Geiz und ſeine Habſucht ſo weit brachte, daß er ſeinem Vorgänger, dem alten, ehrwürdigen Magiſter Voſſius das Pfarramt aus den Händen riß, um die Einnahme ungeſchmälert zu genießen, ſo daß der arme kranke Mann das letzte Jahr ſeines Lebens noch hätte in Armuth und Elend zubringen müſſen, hätte ſich der Rath nicht ſeiner angenommen. Ich rede es zu Euch, der Ihr aus Dankbarkeit dafür, daß Euch der alte Herr von der Schulenburg einſt das Stipendium ſeiner Familie zutheilte, jetzt dieſen edlen Wohlthäter mit Füßen tretet. Weichet von mir! Ein Troſtwort aus Eurem giftigen Munde und Herzen iſt ein Scorpion und ein Spott auf die ſeligmachende Kraft des Evangeliums. Ich will lieber ohne das heilige Sacrament in den Tod gehen, als es aus Euern Händen empfangen!"

„Nun denn," ſagte Denecke mit aller Glut ſeines Haſſes, „ſo werde Dir, was Du verdient haſt! Denkeſt Du, daß Du dem Urtheil Gottes entrinnen werdeſt? Du verachteſt den Reichthum der göttlichen Güte, Geduld und Langmüthigkeit! Du weißt nicht,

daß Dich Gottes Güte zur Buße leitet. Du, mit Deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest Dir selbst den Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher geben wird einem Jeglichen nach seinen Werken. Dir nämlich, der Du zänkisch bist und der Wahrheit nicht gehorchst, gehorchest aber dem Ungerechten, Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über Deine Seele, die da Böses thut. Das Feuer wird Dir nicht verlöschen, und der Wurm, der an Deiner Seele naget, wird nicht sterben. Denn wer nicht glaubet und Buße thut, der wird verdammt werden. Gehe denn hin in das ewige Feuer, da wird sein Heulen und Zähnklappern!"

Und damit verließ der christliche Seelsorger das Gefängniß und den sterbenden Gefangenen.

Etwa eine Stunde darauf trat eine Frau in Arndt's Zimmer und bat ihn herzlich und dringend, so schnell als möglich den kranken Bürgermeister Lübecke zu besuchen.

„Frau Bertram!" rief Arndt verwundert aus. „Wie kommt es, daß Ihr Euch mit solcher Bitte an mich wendet? Hat Herr Lübecke noch keinen geistlichen Besuch gehabt?"

„Ach ja!" antwortete die Frau: „der Herr Ma-

gister Denecke ist da gewesen, aber er scheint dem Kranken wenig Trost gebracht zu haben. Der arme, gute Herr ist ganz traurig und betrübt, und verlangt schmerzlichst nach Euch."

Arndt ging in größter Verlegenheit auf und nieder. „Mein Gott," sprach er für sich hin, „was soll ich thun! Ich habe keinen Auftrag dazu! Ich kann und darf ohne Wissen und Willen der Obrigkeit einen Gefangenen nicht besuchen! Der arme, arme Freund!"

Plötzlich aber warf er sein bürgerliches Kleid über, nahm Hut und Stock und sagte: „Kann nicht ein Freund den andern in der Todesnoth besuchen? Ich gehe nicht als Priester, ich gehe als Mitbruder, als Freund eines Sterbenden! Gott verzeihe mir's! Es ist das erste Mal, daß ich der menschlichen Ordnung zuwider handle. Aber wahrlich, hier muß ich Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

Und damit verließ er schleunigst das Haus und ging mit der Frau in die Büttelei.

Als er in das kleine, ärmliche und halbfinstere Zimmer eintrat, wo der ehemalige vorsitzende Bürgermeister der Stadt Braunschweig auf dem Sterbebette lag, und nach mehreren Jahren zum ersten Male den Mann wieder sah, welchem er stets mit herzlicher Liebe zugethan war, brach ihm das Herz vor Jammer und Mitleid. Sonst ein Bild körperlicher Kraft und Gesundheit, reich und mächtig, der Gebieter einer stolzen Bürgerschaft, um dessen Gunst

und Schutz sich Alle bewarben, der mit einem einzigen freundlichen Worte die ganze fröhliche Zukunft eines Bürgers aufrichtete, dessen Zuneigung als eine sichere Bürgschaft für Erreichung auch des kühnsten Wunsches galt, — und jetzt ein Bild der traurigsten Verlassenheit, verfallen dem Elende eines Bettlers, der Schmach eines Verräthers und Volksverführers, — welchen herzergreifender, herzzerschneidender Gegensatz!

Arndt hatte Mühe, in dem sterbenden Manne seinen ehemaligen mächtigen Gönner und Freund zu erkennen; er schrak zweifelhaft einige Augenblicke zurück, als könne er es nicht glauben, daß dies Odiliens Vater sei. Als aber dieser die matte, abgemagerte Hand nach ihm ausstreckte und in bittendem Tone sprach: „Ehrwürdiger, lieber Herr, wollt Ihr nicht näher kommen?" — da eilte er auf den Kranken zu, umfaßte ihn mit beiden Händen und sagte mit gebrochener Stimme: „Allmächtiger Gott, muß ich so Euch wiedersehen?"

„Nicht wahr," rief Lübecke mit schmerzlichem Lächeln aus, „Ihr findet mich ein wenig verändert, lieber Freund!"

„Ach," sagte Arndt, „daß es so weit mit Euch kommen mußte!"

„Ihr beklagt mich," fuhr der Kranke ruhig fort: „Ach, das thut mir wohl! Aber doch bin ich weniger unglücklich, als Ihr wohl meinet. Ich gehe versöhnt mit den Menschen aus dieser Welt. Ich scheide ohne Groll. Hätten Die, die mich verurtheilt haben

und mich hier gefangen halten, so, wie ich, in der Nacht des Kerkers das Licht des Evangeliums in sich aufgenommen, sie würden um meiner Fehltritte willen nicht so grausam mit mir verfahren sein. So aber wissen sie nicht, was sie thun. Sie bestrafen mich, weil ich dem Volke zu einer wahren, christlichen Freiheit verhelfen wollte, die sich mit ihrer eigenen Herrschaft nicht verträgt. Ich wollte das Gute, das Rechte und Wahre und zwar ohne Aufruhr und Empörung; ich wollte es auf dem Wege des Gesetzes, der stufenweisen Entwicklung des wahren Bürgerwohles. Daß nun Viele von Denen, für deren Wohl ich besorgt war, den ruhigen Weg des Gesetzes verließen und in wilder Leidenschaft dem Ziele zustürzten, das mußte ihnen und mir den Fall und das Verderben bringen. Auch sie wußten nicht, was sie thaten. Mein ehrwürdiger, lieber Freund! In diesen Worten unseres Heilandes am Kreuze liegt die Erklärung von dem Ursprunge des meisten und größten Elendes, in welches die Menschheit sich selber bringt: Sie wissen nicht, was sie thun!"

„Und so Viele wollen es sich nicht sagen lassen, was sie zu thun haben!" setzte Arndt hinzu. „Das ist die zweite Ursache des großen Elendes auf Erden; nämlich das verstockte, verblendete Herz, das sich nicht erleuchten, nicht retten lassen will, das mitten in der Fülle verhungert und verdürstet und untergeht!"

„Ja, Ihr habt Recht," sagte Lüdecke. „Unser reicher Freund, den wir im Himmel haben, ist alle-

zeit bei uns und bietet uns ſeine Speiſe an; aber er wird nur von Denen wahrgenommen, deren Herz ſtill iſt. Wenn ſich des Menſchen Sinne und Gedanken in ſich ſelber kehren, wenn das äußere Leben zur Ruhe gebracht und in Gott geſammelt iſt, wenn unſer eigener armſeliger Verſtand ſich ſeiner natürlichen Weisheit entkleidet und ſeine eigentliche Nacht und Finſterniß erkennt, dann erſt geht das göttliche Licht auf und ſcheinet in der Finſterniß!"

„Das iſt allerdings das rechte Dunkel, in welchem der Herr wohnet!" ſetzte Arndt hinzu. „Das iſt die Nacht, in welcher der Eigenwille ſchläft, weil er in den Willen Gottes aufgegangen iſt, der ſtille Zufluchtsort, an welchem das Gedächtniß immer mehr und zuletzt völlig der Welt und Zeit vergißt. Dann beweget allerdings in einem Augenblicke das göttliche Licht unſern Verſtand, legt in uns himmliſchen Sinn und Freude am Wort Gottes; und doch kann dies Alles weder der Verſtand, noch der Wille, noch das Gedächtniß begreifen und behalten; es iſt verborgen im innerſten Grunde und Weſen der Seele. Aus ſolcher Offenbarung Gottes in unſerer Seele dränget ſich dann ein Geſtändniß heraus, wie es Paulus in den Worten thut: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben noch irgend eine Kreatur mich ſcheiden kann von der Liebe Gottes, die in Chriſto iſt! Und der theure Kirchenlehrer Auguſtinus bekennet von ſich: Ich finde oft eine Bewegung in mir; wenn dieſelbe immer in mir bliebe, ſo könnte ſie nichts anderes

sein, als das ewige Leben!“ Von diesem Adel der Seele, der sein Siegel in der Gemeinschaft mit Christo hat, wissen freilich oft viele Leute, auch die Weisen und Klugen dieser Welt nichts, ja oft gerade diese am Wenigsten; und wer am Gelehrtesten über die Seele und ihre Kräfte zu schreiben weiß, ist am Wenigsten auf den rechten Grund gekommen. Christus allein ist der Seele rechte Kraft, er ist der Verstand, der Wille, das Gedächtniß der Seele, und somit die rechte Heiligung, Zierde und Schmuck der Seele, so daß der Mensch schon um dieser Liebe Christi willen, die er empfindet, vor der Sünde zurückscheut. Darum sagt auch Sanct Johannes: Wer in Christo bleibet, der sündiget nicht; und wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde!“ Ja aus dieser Liebe Christi entspringet oft eine Freude und Wonne, so daß Kreuz und Schmach und Leiden um Christi willen die höchste Freude ist!“

„Gott sei Dank,“ rief der Kranke aus, „daß diese Eure Worte kein Geheimniß für mich sind, daß ich sie in ihrem innersten Werthe durchschaue, und daran mich, wie an dem Vorschmacke der himmlischen Seligkeit ergötze. Um dieser Seligkeit willen vergebe ich allen meinen Widersachern. Sie gedachten es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen!“

„Mein theurer Freund,“ fuhr Lüdecke nun fort, „ich fühle es, meine Stunden sind gezählet. Der Hauch des Todes geht schon durch meine Glieder.

Ich hätte so gern noch das heilige Abendmahl empfangen, wollt Ihr nicht dasselbe mir reichen?"

„Ich darf nicht!" antwortete Arndt betrübt. „Mein Herr College Denecke war vom Rathe und vom Ministerio beauftragt, Euch auf Euer Begehren seelsorgerlichen Beistand zu leisten!"

„Redet mir nicht von diesem Manne!" rief der Kranke mit schmerzlicher Verachtung aus. „Er soll als Diener Christi das Amt der Versöhnung predigen, und seine Worte sind Fluch und Verdammniß. Ehrwürdiger Herr," setzte er plötzlich hinzu, „verdammet Ihr mich auch?"

„Das Gericht ist des Herrn!" entgegnete Arndt ruhig. „Ich erinnere Euch an das Wort des Johannes: Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott! Könnt Ihr Euch dieses Wortes getrösten?"

„Nein, ach nein!" antwortete Lüdecke. „Ich habe vielfach und schwer an meinem Gott gesündigt! Ach, könnte ich noch einmal in meiner Mutter Leib gehen und von Neuem geboren werden, wie wollte ich nunmehr ein ganz anderer Mensch werden. Ich habe meine Jugend in sündhafter Hoffart und Eitelkeit verlebt, und mit Wissen und Willen manches Gebot übertreten. Ich habe weder als Gatte, noch als Vater, noch in meinem Amte Das gethan, was mir zu thun geboten war, und was ich hätte unter Gottes Beistand thun können. Mein ganzes Christenthum war ein werkheiliges Leben, ein Gottesdienst ohne Liebe

zu Gott, ein äußerlich unsträflicher Wandel ohne herzlichen Glauben. Ich habe gebetet, und mein Herz wußte nichts davon; ich habe gebeichtet, und doch meine Sünden nicht erkannt; ich habe Buße und Besserung gelobt, und niemals ernstlich daran gedacht, daß es mit mir anders und besser werden müßte. Ich habe niemals, niemals erkannt, daß ich ein armer, sündiger Mensch bin! Ach, ich wußte ja gar nicht, wie fern ich von Gott stand! Dürft Ihr mir, ehrwürdiger Herr, Vergebung meiner Sünden und Leben und Seligkeit verkündigen?"

„Wenn Ihr," antwortete Arndt, „Eure Sünden herzlich bereut und Euch von ganzer Seele Christo, Euerm Erlöser, anheimgebet, dann habt Ihr schon Vergebung der Sünden empfangen. Denn Gott will seinen heiligen Geist geben Denen, die ihn darum bitten, und die ihn in Christi Namen darum bitten. Habt Ihr Euch aber auch wirklich recht erkannt? Habt Ihr Euch aller Selbstgerechtigkeit entkleidet? Habt Ihr nichts mehr, womit Ihr Euch selbst entschuldigt? Ist kein Irrthum, keine Täuschung über Euern Herzenszustand mehr in Euch zu finden?"

„Wähnet nicht," fuhr Arndt in herzlichem Tone fort, als er sah, wie der Kranke ihn fast mit schmerzlichem und schon halb gebrochenem Blicke betrachtete, — „wähnet nicht, mein theurer Herr und Freund, daß ich Euch zum Geständnisse dieser oder jener Schuld, die Ihr etwa heimlich noch tragt, verlocken will. Mir ist es um Eurer Seligkeit willen nur

darum zu thun, daß Ihr völlig klar in Euer Herz sehet, und vor Gott von aller Selbsttäuschung frei tretet!"

„Ehrwürdiger, lieber Herr," sagte nun Lübecke mit schwacher und oft unterbrochener Stimme: „Gott weiß es, daß ich Euch liebe und vertraue. Ich könnte zwar ohne Lüge Euch sagen, daß ich meinem Gott und Herrn mein ganzes schuldbeladenes Herz und Gewissen eröffnet habe, aber er ist mir, als gehörte es zu meinem vollen Frieden, auch Euch es zu eröffnen. Euer Herr College Denecke hat mir gesagt, mein selig Sterben und mein ehrliches Begräbniß hänge davon ab, ob ich dem gesammten Ministerio meine Sünden und Schulden bekennen wollte oder nicht. Diese letzte Schmach meiner Erniedrigung, die mir aufgebürdet werden sollte, entzündete mein Herz in Hoffart; ich verweigerte dies Begehren und ich habe dafür den Fluch des Priesters auf mich gezogen. Das thut mir jetzt herzlich leid. Euch will ich nun dafür das letzte Geständniß ablegen, das mein Gewissen drückt. Ich habe nicht recht gethan, daß ich's heimlich mit Braband hielt, obgleich ich um der Sache willen, die ich erreichen wollte, getrost und fröhlich vor Gottes Richterstuhl treten zu können verhoffe. Aber ich habe meiner Pflicht gefehlt daß ich nicht auf ehrlichem, freiem und gesetzlichem Wege dem armen Volke meiner Vaterstadt zu helfen bemüht war. Ich hatte zu wenig Furcht vor Gott und zu viel Furcht vor Menschen. Ja, ich war nicht frei

von Selbſtſucht und Ehrgeiz und Wankelmuth; ich wollte es weder mit dem Rathe, noch mit den Patriciern, noch mit dem Volke verderben; ich wollte dem Volke dienen, und mir ſelbſt, ich war Niemandes rechter Freund, noch rechter Feind, und das Alles nur, weil ich nicht von Herzen Gottes Freund war. Ich klage des Raths Gericht nicht an, daß es mich olcher Strafe für würdig erachtet hat; ich leide ſie verdient, wenn auch in anderm Schuldbewußtſein, als die Herren meinen."

„Und warum wollt Ihr Solches nicht dem Rathe ſelbſt bekennen?" fragte Arndt.

„Wozu das!" rief Lübecke aus. „Ich will in Frieden ſcheiden! Stände das ganze Miniſterium vor mir und wollte meine Beichte hören, ſo würde ich mehr beichten, als dem Miniſterio und dem Rathe lieb iſt. Herr," — fuhr er aufgeregter und mit ſchauerlichen Anzeigen des nahenden Todes fort — „mit mir geht Manches zu Grabe, was beſſer iſt, daß es in keines Menſchen Ohr und Herzen kommt. Und würde ich es nicht den Winden predigen? Sind ſie nicht Alle, wie ich ſelbſt einſt, in Blindheit und Hoffart gefangen? Der Herr allein wird die Zeit heraufbringen, wo der Rath der Stadt nicht mehr der Herr, ſondern der Mitbruder ſeiner Bürger iſt, wo nicht mehr die Launen, die Willkür, ſondern das Geſetz herrſchet, wo die Macht und das Vorrecht der Geburt und Abſtammung erlieget der Macht chriſtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit. Das iſt mein ſchön-

ſtur Troſt in meinen Leiden, daß ſie von Gottes Hand als eine Saat beſſerer Zukunft ausgeſtreuet werden.

„Ich bitte Euch, lieber Herr," fuhr Lüdecke mit geiſterhafter Bewegung fort, als Arndt ernſten Nachdenkens vor ſich hinſah: Ich bitte Euch, laſſet mir dieſen Troſt! Bin ich auch ein armer, ſündiger Menſch vor Gott, und ein Verbrecher vor den Menſchen — warum ſollte nicht auch ich in Gottes Hand ein Werkzeug ſein? Herr, ſegnet mich!" — rief der Kranke plötzlich aus. „Ich fühle, daß es bald zu ſpät ſein wird. Der Tod langet gar zu ſchnell nach mir! Herr ich ſterbe!" —

„Mein armer, armer Freund!" ſagte Arndt bewegt: „Wer im Glauben ſeines Erlöſers ſtirbt, der kann nicht verloren gehen! Möge Euer Troſt, mit welchem Ihr für eine beſſere Zukunft auf Erden in den Tod gehet, nimmermehr zu Schanden werden! Der Herr ſei Dein Troſt und Dein Theil!

„Herr," fuhr der Sterbende mit brechender Stimme fort, „mein Name iſt auf Erden mit Schmach und Schande bedeckt; ſie werden mich, wenn ich todt bin, zu den Verbrechern und Miſſethätern legen, ſie werden meinem Andenken fluchen, und mein Kind, ach, meine theuere Odilia, die Schuld des Vaters büßen laſſen. Ach, wollt Ihr meiner in Liebe und Mitleid gedenken? Wollt Ihr meines armen Kindes Euch annehmen, wie Ihr es bis jetzt gethan habt? Grüßet mein Kind, meine Odilia! Segnet ſie in mei-

nem Namen! — Herr Jesu!“ rief er aus, „sei mir gnädig! Ach, ich sterbe!“ —

Arndt, von solch plötzlicher Todesnoth auf das Heftigste erschüttert, wollte schnell noch Hilfe herbeirufen und eilte hinaus; als er aber mit Frau Bertram zurück kam, war der Gefangene seiner Bande entledigt und eingezogen in die Freiheit der Kinder Gottes.

„Ach, was war das für ein guter, lieber Herr!“ rief die Frau unter Thränen aus. „Was er mit Gefahr seines eignen Lebens an meinem Kinde gethan hat, wird der liebe Gott in's Buch der Lebendigen eingeschrieben haben!“

„Ja,“ sagte Arndt, und legte seine Hand auf die kalte Stirn des Entschlafenen. „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!“

Tags darauf war das ganze Ministerium versammelt, um über eine vom Rathe gestellte Anfrage zu verhandeln. Diese Anfrage lautete: Nach einer ad Acta Colloquii im braunen Buche, folio 145 und im weißen Buche folio 5 erstatteten Anzeige ist der ehemalige, im Gefängniß aufbehaltene Bürgermeister Simon Lüdecke völlig unbußfertigen Herzens

verstorben, indem derselbe sich hartnäckig geweigert hat, vor dem ganzen Ministerio seine offenbaren Sünden zu bekennen. E. E. Rath lässet nun bei Einem Ehrwürdigen Ministerio anfragen, wie es mit seinem Begräbnisse gehalten werden soll."

Die geistlichen Herrn beriethen sich eine kurze Zeit und sandten folgende Antwort auf's Rathhaus: „Weil der genannte Bürgermeister Simon Lüdecke sich als ein Verächter Gottes und seiner Diener erwiesen hat, so soll derselbe ohne alle christliche Ceremonien begraben werden. Doch weil derselbe eine vornehme Rathsperson gewesen ist, so soll Ein Edler Rath Macht haben, solchen Beschluß nach seinem Ermessen zu limitiren."

Und was that Ein Edler Rath? Er verstattete den hinterlassenen Verwandten und Blutsfreunden des Verstorbenen, daß sie ihn dürften durch eigene dazu gedingete Dienstleute aus der Büttelei abholen, in sein Haus tragen und mit stiller Begleitung zur Erde bestatten lassen.

Und was thaten die Verwandten und Blutsfreunde? Sie sagten sich von dem todten Bürgermeister, dessen Gunst ihnen einst bei seinem Leben die höchste Ehre war, los, und überließen dem Rathe die Bestattung.

Und dieser sandte seine Schergen und Knechte ab; diese holten den Leichnam aus der Büttelei, trugen ihn auf den Grashof an der Brüderkirche und scharrten ihn, einem ausgestoßenen Verbrecher gleich, da-

ſelbſt ein; ohne Sang und Klang, ohne Gebet und Thränen. —

Aber alle Morgen vor Sonnenaufgang ſaß eine Jungfrau auf der nackten, hügelloſen Erde und benetzte das Grab mit ihren Thränen. Dies währte ſchon vier Wochen; dann kam die Jungfrau nicht mehr, aber einige Tage darauf trugen ſie ein junges Mädchen zu Grabe, und als der Hügel die Gebeine deckte, fragte ein alter, ergrauter Soldat den einzigen Geiſtlichen, der mit am Grabe ſtand: „Ehrwürdiger Freund, wird die Zeit nicht einſt auf Erden kommen, wo kein Kummer und Gram mehr das Herz bricht?“

„Dort wird Gott abwiſchen alle Thränen von unſern Augen, und der Tod wird nicht mehr ſein, und Leid und Geſchrei wird nicht mehr ſein; denn das Erſte iſt vergangen,“ antwortete der Geiſtliche und zerdrückte die eignen Thränen in ſeinen Augen.

Einige Zeit darauf erhielt der Bürgermeiſter Statius Kale folgenden Brief:

Gnade und Friede durch Chriſtum Jeſum, unſern Herrn.

Ehrenveſter, achtbarer, wohlweiſer Herr Bürgermeiſter,

Inſonders günſtiger Herr und Freund.

Demſelben gebe ich hiermit freundlich zu vernehmen, daß die Wohlgebornen, Edlen Herrn Grafen zu Mansfeld, meine gnädigen Herrn, mich nach Eisleben zu einer Probepredigt gnädig gefordert haben, dieſelbe in ihrer perſönlichen Gegenwart in der Hauptkirche zu Sanct Andreas daſelbſt zu halten, in gnädiger Meinung, mich darauf zu einem Paſten derſelben Kirche nach Gottes Willen zu beſtellen.

Ich habe zwar dieſes Werk eine geraume Zeit aufgehalten, und in der Furcht Gottes in Betracht gezogen, weil's ſich's gar nicht ſchicken wollte, daſſelbe, ohne unfreundlich und unbedachtſam zu verfahren, abzuſchlagen. Auch ſind durch dieſen Verzug einige meiner Freunde und geliebten Schwäger in Folge einer gnädigen Aufforderung der hochbenannten Herrn Grafen bewogen worden, vor etlichen Wochen mit mir perſönlich darüber zu verhandeln; ich habe aber erklärt, daß ich ohne meiner großgünſtigen, geliebten Herrn und Obern Vorwiſſen und günſtige Einwilligung nichts thun und mich zu nichts entſchließen könne. Weil aber die Sache nunmehr bei-

nen längern Verzug leiden kann, sintemal vorigen Sonnabend eine neue Botschaft bei mir gewesen ist, so habe ich Euer Edlen Wohlweisen Solches freundlich hiermit wissend machen wollen, mit der dienstergebensten Bitte, Euer Edlen wolle amtshalber mit unsern geliebten Herrn und Obern dahin reden, daß ich die mir aufgetragene Probepredigt mit Euer Edlen günstigem und gutem Willen verrichten möge.

Ob ich nun wohl leicht erachten kann, es werden meine geliebten Herrn und Obern dieses mein Suchen in Ungunst aufnehmen, so will ich doch auch hingegen unterthänig gebeten haben, günstig zu beherzigen, daß es ja kein Wunder sei, wenn ich durch solche unverhoffte Vocation bewogen werde, bei der Verfolgung, die ich allhier in meinem Amte erlitten habe, auf andere Wege zu denken. Und ich gebe demnach Euer Edlen freundlich und wiederholt zu bedenken, was es zu bedeuten habe, Einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, all' mein Thun und Predigen mit den niedrigsten Schmähworten zu verunglimpfen, mir alle Kenntniß der Theologie abzusprechen, meiner Lehre wegen mich zu verdächtigen und die Leute vor mir zu warnen, da ich doch, ohne mich rühmen zu wollen, nur die reine Lehre bei allen Verfolgungen, ohne Rücksicht auf Schaden an Leib und Gut bekannt und vertheidigt habe. Ja ich möchte es wiederholt vor Gott und Euer Edlen bekennen, daß mir meine harte Verfolgung und Ausstoßung aus meinem lieben Va-

terlande, dem Fürſtenthume Anhalt, niemals ſo weh gethan hat, als dieſe. Ach, wie oft habe ich um Erlöſung gebetet!

Ich ſehe nun wohl, daß der liebe Gott mein Gebet endlich erhört hat; dafür erkenne ich die jetzt mir zugegangene Vocation. Demnach möge Euer Edlen dafür halten, daß mich zur Annahme gegenwärtiger Vocation nichts beweget, was etwa mich perſönlich betreffen könnte, ſei es die Verachtung meiner Perſon, oder einiger Vortheil der Nahrung und Beſoldung; denn ich habe ja Niemanden, für wen ich ſparen oder kargen müßte, ſondern die Verachtung meines Amtes beweget mich dazu, und hat mir ſo ſchmerzlich wehe gethan, daß ich es ſo leichthin nicht vergeſſen kann. Auch kann ich mein Pfund, das mir Gott vertraut hat, mit Feder und Mund allhier nicht frei anlegen, weil ich Leute wider mich habe, die all' das Meine vernichten, wie ich genugſam ſchon erfahren habe.

Ich weiß mich dankbaren Gemüthes wohl zu erinnern, welche beſondere Liebe, Gunſt und Ehre Euer Edlen mir allezeit bewieſen hat, auch noch vor drei Jahren über die gewöhnliche Beſoldung ein beſonderes Beneficium mir dargereicht hat, für welches ich, wie für alle andern Wohlthaten herzlich Dank ſage. Aber ehe ich wollte dafür angeſehen ſein, daß mir es nur darum zu thun geweſen wäre, ſo wollte ich lieber, wenn's meine Herrn und Obern von mir begehren, das genannte Beneficium wieder zu erſtatten

mich reversiren, da ich eben jetzt Nichts in Händen habe. Auch ist die Besoldung zu Eisleben nicht so groß, daß ich deshalb mich hätte verändern mögen.

Ich bitte demnach dienstfreundlich, meine geliebten Herrn und Obern wollen wegen dieser Vocation, die ich ja nicht, sondern der allmächtige Gott in seiner Hand hat, keine Ungunst und Zorn auf mich werfen, wie ich leider bereits früher bemerkt habe; denn ich habe ja Solches allhier hoffentlich nicht verdient, wenn Euer Edlen daran denken, wie ich bisher habe andern Leuten unter den Füßen liegen müssen. Euer Edlen wird mir deshalb erlauben, auf künftige Woche, geliebt es Gott, die Reise nach Eisleben zu verrichten und die gedachte Probepredigt zu halten.

Solches will ich mit meinem Gebete jederzeit zu verdienen willig und beflissen sein.

Datum Braunschweig den 1. November 1608.

Euer Edlen Wohlweisen

Dienstwilliger

Johannes Arndt.

Capitel 19.

Nachtrag.

Zur Vervollständigung der in vorliegendem Buche erzählten geschichtlichen Thatsachen werden folgende Mittheilungen eben so nöthig, als hoffentlich erwünscht sein.

Daß der zwischen dem Herzoge und der Stadt Braunschweig aufgerichtete Vergleich keine Bürgschaft für den wahren Bestand des Friedens und der Unterthanentreue sein würde, war bei der gegenseitigen Erbitterung, und namentlich bei dem unzähmbaren Verlangen nach Reichsunmittelbarkeit der Stadt wohl leicht vorauszusehen. Die Stadt glaubte zur Wiederaufnahme ihres Freiheitskampfes um so mehr ein Recht zu haben, als ganz unerwartet das kaiserliche Reichskammergericht auch dem Herzoge alle Feindseligkeiten und Abdankung des Kriegsvolkes in ziemlich scharfen Worten auferlegte; ein Friedenswerk, wo-

raus die Stadt für ſich den Schluß zog, daß ſie in ihrem Kampfe mit dem Herzoge nicht ganz im Unrechte ſein dürfte. Die Stadt verband ſich zunächſt mit den Hanſeſtädten Lübeck, Hamburg, Magdeburg, Bremen und Hildesheim auf neue zwanzig Jahre, und fühlte ſich dadurch ſtark und kräftig genug, dem Herzoge allen möglichen Abbruch im Lande zu thun. Sengen und Brennen, Raub und Plünderung begann nun von Neuem; wie wilde Horden brach das von der Stadt geworbene Kriegsvolk in die friedliche Landſchaft und hinterließ überall grauſige Spuren von Brand und Raub. Obgleich nun die kaiſerlichen Geſandten dem Rathe und der Bürgerſchaft auf's Neue anbefahlen, das Kriegsvolk zu entlaſſen, ſo kehrten ſich dieſe doch nicht daran und es blieb Alles beim Alten.

Welch ein ſchauerlicher Rechtszuſtand im lieben deutſchen Lande!

Bei wiederholter ſcharfer Drohung der kaiſerlichen Commiſſion verabſchiedete zwar endlich der Rath einen Theil des rohen Kriegsvolkes, aber die Sache wurde dadurch nicht beſſer. Das abgedankte Volk, welches vom Rathe einen beſſern Sold empfangen hatte, als je ein Fürſt bezahlte, ergrimmte darüber, und erklärte ſich für einen Feind der Stadt, und beraubte und plünderte nun das ſtädtiſche Gebiet und verübte allerlei ſchandbare Greuel. Jetzt wurde die kaiſerliche Achtserklärung über die Stadt ausgeſprochen und an zwei Ecken des Altſtadt-Rathhauſes

angeheftet; aber als der kaiserliche Herold der Stadt den Rücken gekehrt hatte, rissen die Bürger den Anschlag wieder ab und schwuren dem Rathe zu, Leib und Blut auf's Spiel zu setzen, um nur nicht dem Herzoge zu gehorsamen. Sie protestirten auf dem Reichstage zu Regensburg gegen die ausgesprochene Achtserklärung, und brachten es mit Hilfe der Gesandten der Hansestädte dahin, daß die Acht, — wie schon früher geschehen war — unvollzogen und ohne alle Wirkung blieb. Wenn es nun auch zwischen dem Herzoge und der Stadt nicht wieder zu einem offenen Kriege kam, so hörten doch die räuberischen Streifereien nicht auf, und neue Greuel und alte Schandthaten tauchten wieder auf.

Herzog Heinrich Julius, der sich, wegen seiner Sache wider die Stadt, den größten Theil des Jahres in Prag bei dem Kaiser aufhielt und daselbst seinen eigenen Palast hatte, brachte es endlich im Jahre 1611 dahin, daß die Reichsacht zum dritten Male und zwar unbedingt ausgesprochen und es den Hansestädten durch ein kaiserliches Rescript verboten wurde, dem Rathe und der Bürgerschaft von Braunschweig ferner Hilfe zu leisten. Aber die Macht des Kaisers war ein Schattenspiel in solcher rohen gesetzlosen Zeit. Braunschweig verband sich dennoch von Neuem mit Lübeck, Magdeburg und den Generalstaaten von Holland, und brachte es dahin, daß auch diese Acht niemals vollzogen ward.

Inzwischen sank die Stadt nach und nach immer

mehr. Eine im Anfange des Jahres 1600 grassirende Pest, die so fürchterlich wüthete, daß an einem Tage oft fünfzig Menschen starben, hatte die Reihen der streitbaren Bürger schon sehr gelichtet; dazu kam dann, daß auch der Reichthum der Bürger, welcher die Ursache aller dieser Greuel war, immer mehr und mehr abnahm, weil die fürstlichen Soldaten alle Wege der Stadt besetzten, und den Kaufleuten Hab und Gut wegnahmen. Bei dem plötzlich erfolgten Tode des Herzogs Heinrich Julius hätte nun Braunschweig, da es seine Mittel so sehr erschöpft sah, Gelegenheit gehabt, auf eine ehrenvolle Weise sich dem Sohne und Nachfolger des Herzogs, Friedrich Ulrich zu unterwerfen; allein in der Stadt selbst bereitete sich ein blutiger Aufstand vor. Der Syndicus Dr. Röverhand, ein herrschsüchtiger, gewandter und dabei grausamer Mann, wollte den verworrenen Zustand der Stadt benutzen und ein sogenanntes güldenes Regiment stiften, welches in seiner Familie erblich worden sollte. Er hatte unter den Gemeinden viele Freunde sich zu erwerben gewußt und dadurch zwei Partheien hervorgerufen, welche nun in blutige Kämpfe mit einander geriethen.

Dieser Bürgerkrieg endete nach vielen schandbaren Greueln damit, daß die besser Gesinnten in den Gemeinden zusammentraten, die Oberhand gewannen, den ganzen Rath absetzten und den Doctor Röverhand in's Gefängniß warfen. Herzog Friedrich Ulrich setzte nun die Bemühungen seines Vaters fort, um die

Stadt zum Gehorsam zu bringen; und da es auch ihm in Güte nicht gelang, sandte er ein Heer von achttausend Mann, und sechs und vierzig grobe Geschütze gegen die Stadt, und obgleich das neu beginnende Blutvergießen und Sengen und Brennen den schauerlichsten Grad erreichte, wurde doch die stolze Stadt nicht gebeugt, so daß endlich mit Hilfe anderer Fürsten, die sich als Vermittler anboten, ein Vergleich gestiftet wurde, in welchem Braunschweig zwar dem Herzoge sich zu unterwerfen gelobte, aber doch unter Bedingungen, welche der Stadt große Vorrechte und Privilegien erwarben.

Die Huldigung geschah am 5. Februar 1616.

Herzog Heinrich Julius war, wie bereits gemeldet, in Prag und zwar am 20. Juli 1613, abends 9 Uhr im noch nicht vollendeten 49sten Lebensjahre gestorben. Durch einen Diätfehler, damals allerdings unter Fürsten eine sehr häufige Erscheinung, da die Schwelgereien an der Tafel zu den eigentlichen fürstlichen Glanzpunkten gehörten, hatte er sich ein heftiges gastrisches Fieber zugezogen, welchem er unterlag. Wie sehr er übrigens bei dem Kaiser in Gnaden stand, geht daraus hervor, daß er ausersehen war, an Kaisers Statt bei dem eben ausgeschriebenen Reichstage zu Regensburg den Vorsitz zu führen, eine Ehre, welche ihm der unvermuthete Tod entzog. Er starb mit demüthigem Bekenntnisse seiner Sünden und nach empfangenem heiligen Abendmahle, welches ihm Einer der lutherischen Prediger, die damals in Prag

noch geduldet wurden, ertheilte. Noch kurz vor seinem Tode hatte er in aufrichtiger Liebe seines christlich-gläubigen Gemüthes allen seinen Feinden und namentlich der Stadt Braunschweig alles ihm zugefügte Herzeleid verziehen. Bei der Section des Leichnams fand sich das Herz als ein leerer, zusammengeschrumpfter Beutel, eine Folge seiner vielen Sorgen, Kümmernisse und Nachtwachen, wie es seine Mitwelt erklärte. Die fürstlichen Gebeine wurden nach Wolfenbüttel gebracht und in das neue, vom Herzoge selbst erbaute Grabmal in der Heinrichstädtischen Kirche beigesetzt.

Den ausgetriebenen Coadjutor M. Johannes Kaufmann ging es noch sehr trübselig; hart war es vom Rathe zu Braunschweig, daß er dem vertriebenen Prediger das erbetene testimonium vitae et doctrinae auf wiederholtes Bitten verweigerte, wodurch dem armen Manne viel Ungemach und Verfolgung bereitet wurde. Endlich stellte ihm doch noch das Ministerium ein Zeugniß aus. Kaufmann flüchtete zunächst nach seiner Vaterstadt Nürnberg, von wo er nach mancherlei Mühen und Drangsal endlich als Pfarrer nach Schweinfurt berufen wurde. Von da aus schrieb er an seinen Freund M. Berthold Völkerling in Braunschweig unterm 23. März 1615 einen lateinischen Brief, welchen wir in der Uebersetzung um so lieber mittheilen, als derselbe ein, wenn auch trostloses doch treffendes Bild des damaligen kirchlichen Zustandes in Deutschland enthält, ein Bild,

welches allerdings nicht geeignet ist, die damalige Zeit zurückzuwünschen. Der Brief lautet:

„Immerwährendes Heil zuvor und alle menschenfreundliche und wohlwollende Dienste, welche ich geringer Mann nur leisten kann.

„Welchen zahllosen Pfeilen des Geschickes ich von jener Zeit an, wo ich Eure Stadt wider meinen Willen zwar, doch aber nicht böswillig verlassen habe, ausgesetzt gewesen bin, vermag ich Dir, mein ehrwürdiger und wohlgelehrter Gevatter, Freund und in Christo herzlich geliebter Bruder, schriftlich kaum mitzutheilen. Als ich vor nun zehn Jahren nach Nürnberg kam, fielen mich, so zu sagen, unter dem Thore schon die Calvinisten mit stürmischer Wuth an, und nannten mich einen Ausreißer, der, nachdem er zwischen Rath und Bürgerschaft Aufruhr erregt, auch zwischen Fürsten und Patriciern den Samen der Zwietracht ausgestreut habe, und nun nur durch die Flucht der ihm drohenden Gefahr seines Lebens sich hätte entziehen können. Als ich nun bei dem Rathe der Stadt um eine Anstellung an der Kirche bat, rief ich durch diesen Schritt ein ganzes Heer von Feinden und Widersachern gegen mich auf: die Rathsbeamten in großer Masse, bis zum niedrigsten Schreiber herab, die Gerichtsdiener und Packknechte, ja selbst die Stubenheizer an den Schulen, um von den Stadtherrn gar nicht zu sprechen. Die Feindschaft gegen mich ging soweit, daß selbst meine nächsten Verwandten und Blutsfreunde, Brüder und

Schwestern sich bald mehr, bald weniger, von mir abwandten; ich war ihnen mit einem Male zu schlecht, zu gering und zu verächtlich geworden. Sie hatten dazu keinen andern Grund anzugeben, als weil mir Euer Stadtrath das testimonium verweigert hat. Mit welcher Sehnsucht ich darnach verlangt und mit welcher Freude mich das von Euch ausgestellte Zeugniß erfüllt hat, brauche ich Dir wohl nicht erst zu beschreiben.

„Ein ganzes Jahr lang mußte ich zu Nürnberg zwischen Furcht und Hoffnung schwebend warten und alle verläumderischen Reden, Schmähungen und Drohungen stillschweigend und geduldig ertragen. Während dieser Zeit starb mein süßer, lieber Georg und mein herzliebes Töchterlein Maria, die zu Braunschweig geboren, zu Münster bei meiner Schwiegermutter und dann, als diese und zwar an der Pest verstarb, zu Eckartsberga bei meiner Mutter Schwester erzogen worden war. Mein lieber Berthold, mein theuerster Freund, was glaubst Du wohl, was ich damals gelitten habe? Dazu kam die Niederkunft meiner theuren Frau; wir waren von Allem entblößt, was dazu nöthig ist, da alles unser Hausgeräthe sich noch in Braunschweig und damals noch dazu unter Wasser befand; ich mußte deshalb aller Orten her aufborgen, was wir brauchten.

„Doch aber war ich dabei nicht ganz ohne Freunde und Gönner, unter welchen ich zuerst Herrn Paul Harstörffer, einen vornehmen Rathsherrn der Stadt zu nennen habe, der Alles versuchte, um mich unter-

zubringen; aber doch erreichte er auch nicht das Geringste für mich. Endlich wird mir von Seiten des Freiherrn Adam von Wolfenstein die Vocation zu einem Kirchenamte mit 500 Gulden Gehalt zu Theil. Nach einer fünfjährigen Dienstzeit wurde ich nun vom Rathe der freien Reichsstadt Schweinfurt feierlichst zum Pfarramte berufen, welches bedeutende Amt ich nun schon drei und ein halb Jahr verwalte. Ueber den Rath und die Bürgerschaft kann ich nicht klagen; doch kann ich mit einigen Amtsbrüdern bis heute noch nicht in ein gutes Vernehmen kommen, von welchen Einer mir keck und unfreundlich in's Gesicht sagte: „Warum bist du landflüchtig geworden? Warum kehrst du nicht zu deiner Kirche zurück?“ Ihr fühlet wohl, in welcher gefahrvollen Lage ich mich befinde, und mit welchen Collegen ich zusammen leben muß; sind sie nicht falsche Brüder? Unter Anderem fragte er mich auch: ob ich ein Testimonium vom Rathe habe. Ich berief mich auf das eure, als von einem Kirchenrathe ausgestellte! Wie hätte ich aber den kecken Mann zurückweisen mögen, wenn ich ein vom Rath ausgestelltes Zeugniß gehabt hätte!“

Nach weiteren Klagen über das traurige Verhältniß mit seinen Amtsbrüdern wiederholt er seine (übrigens unerfüllt gebliebene) Bitte, sich für endliche Ausstellung eines Zeugnisses bei dem Rathe zu verwenden, und beklagt sich dann weiter, daß ein in einer benachbarten fränkischen Stadt angestellter Geistliche

der früher Conrector in Braunschweig gewesen, die schmählichsten Verläumdungen über ihn verbreite — dann fährt er zum Schlusse fort: „Was mich und die Meinen betrifft, so befinden wir uns, Gott sei Dank, Alle wohl und gesund; ich habe mein hinreichendes und ehrliches Auskommen, die Gemeinde ist mir günstig, hin und wieder freilich wohl neidisch gegen mich gesinnt. Ich stehe jetzt in meinem 49. Jahre; wenn ich dieses Stufenjahr werde überschritten haben, gedenke ich auf einige Zeit nach Meißen und Thüringen zu reisen, um mich etwas zu erholen, und meinen alten, dort zurückgelassenen Freunden das Lebewohl zu sagen. Gott gebe, daß meine Reise ohne Gefahr für mich ablaufe, besonders wenn ich nach Braunschweig kommen sollte."

Noch ehe er aber diesen Plan ausführen konnte, kam ganz unverhofft die Zeit seines Sterbens. Im April des Jahres 1616 erkrankte er plötzlich; die vielen ausgestandenen leiblichen und geistlichen Mühseligkeiten hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. Auf seinem Sterbebette ermahnte er seine Collegen: „ja keine frivolen Lehren auf die Kanzel zu bringen, sonst wollte er sie vor dem Richterstuhle Christi anklagen!"

Er starb mit den Worten des sterbenden Dionysius: Domine Jesu, ultimum tuum verbum in cruce sit ultimum meum in hac luce, d. h. Herr Jesu, dein letztes Wort am Kreuze sei mein letztes in diesem Leben; — Freitags den 3ten Mai 1616, Abends 10 Uhr.

Schon das Jahr darauf ſtarb auch ſein Amtsnachfolger in Braunſchweig, der Coadjutor M. Petri, achtundſechzig Jahr alt. Nach ſeinem Tode entzündete ſich ſeinetwegen noch ein heftiger Streit. Sein Schwiegerſohn nämlich, M. Berthold Volkerling, der übrigens ein Jahr darauf, 1618 unvermuthet in ſeinem 51. Jahre ſtarb, fand unter dem Nachlaſſe ſeines Schwiegervaters ein Manuſcript, deſſen Inhalt gegen die Stiftsperſonen der beiden braunſchweigiſchen Stifter St. Blaſii und St. Cyriaci gerichtet war. Völkerling konnte der Luſt nicht widerſtehen, den verhaßten Stiftsherren einen Streich zu ſpielen. Er ließ das Buch unter dem Titel drucken: „Gründlicher Bericht aus Gottes Wort, Dr. Luthero und andern reinen Kirchenlehrern, ob Domherren und ihre Adjuncten, die gemeiner Leute und Bürger Kinder ſind, in einem gottwohlgefälligen Stande ſitzen und der Stiftslehen mit gutem Gewiſſen genießen können. Männiglich zur nothwendigen und heilſamen Warnung in Druck gegeben durch M. Friedrich Petri u. ſ. w.“ — Dieſes Buch, das allerdings nicht viel beſſer, als eine leidenſchaftliche, aus perſönlichem Haſſe hervorgegangene Schmähſchrift war, machte viel böſes Blut; die angegriffenen Domherren verklagten die Erben Petri's bei dem Rathe, dem Miniſterio und dem Herzoge von Braunſchweig, ohne daß ſie etwas ausrichten konnten; denn die vom Herzoge angeordnete Confiscation des Libells wurde vom Rathe nicht geachtet. Da halfen ſich die Domherren ſelbſt. Valentin Möl-

ler nämlich, Doctor des Rechts und Decan des Stiftes St. Blasii schrieb eine Vertheidigung unter dem Titel: „Vindiciae Canonicorum, d. i. Kehr ab, oder Wischschwamm, zur Rettung aller christlichen Stiftspersonen, Domherren und deren Adjuncten in den reformirten Collegiis, wider den groben und schändlichen Unflath M. Friedrich Petri's, womit er dieselben ganz unverschämter Weise beflecket, zu gebrauchen. Männiglich zu nothwendigem Bericht, daß die Domherren und ihre Angehörigen in einem gottwohlgefälligen Stande und Wesen sitzen und leben, und ihrer Stiftslehen mit gutem Gewissen wohl genießen und gebrauchen können." — Der Druck dieser Schrift wurde aber hintertrieben und sie circulirte nur in Abschriften.

M. Hermann Denecke, Johann Arndt's böser Geist und unermüdlicher Verfolger, eines Zimmermanns Sohn aus Braunschweig, und mit mancherlei gelehrten Kenntnissen ausgestattet, und auf den Schulen zu Halberstadt, Brandenburg und Freiberg (in Sachsen) und auf der Universität Wittenberg gebildet, blieb durch und durch ein ehrgeiziger, streitsüchtiger und neidischer Mann, der es seinem Collegen nimmermehr vergeben konnte, daß derselbe mehr Liebe und Vertrauen in der Gemeinde genoß, als er. Ein Zeugniß seines Gemüthszustandes gibt folgender einzelne Vorfall. In Braunschweig waren zu gleicher Zeit die beiden Pfarreien zu St. Martin und zu St. Ulrich (oder zu den Brüdern) erledigt. Denecke, da-

mals Conrector an der Egidienschule, hatte vom Rathe die Erlaubniß erhalten, die ihm anstehende Pfarrei selbst zu wählen. Er wählte nun die Martinspfarrei, weil sie die reichere war, obgleich sein Vorgänger an dieser Kirche, M. Lossius, noch lebte, und theilweise das Amt noch verwaltete und dafür natürlich auch noch einen Theil der Besoldung erhielt. Ob nun gleich diesem armen Lossius vom Rathe war Hoffnung gemacht worden, daß ihm seiner Unpäßlichkeit wegen von seiner Einnahme nichts sollte abgezogen werden, brachte es doch Denecke durch mancherlei Ränke und Machinationen so weit, daß der Rath sein Wort gegen Lossius brach, und den kranken Mann seines Amtes ganz entsetzte, und ihn somit großer Noth preis gab, welche der unglückliche Mann nur zehn Monate ertragen konnte; dann erlöste ihn der Tod. Denecke selbst blieb der unruhige, streit- und verdammungssüchtige Mann bis an seinen Tod. Er verfiel zuletzt in zeitweiligen Wahnsinn und starb an der Ruhr am 15. Juli 1626, 57 Jahre alt.

Der alte, treue, ehrliche Herr Georg von der Schulenburg starb den 20. April 1619 im 84sten Jahre seines Alters. Er wurde in der Kirche zu St. Catharinä mit besondern Ehren bestattet. Noch heute befindet sich dort sein aus Alabaster gearbeitetes und mit vielen Säulen, Wappen und Figuren gezieretes Denkmal.

Johann Arndt selbst aber, der gerade zur Zeit der großen Noth, die über Braunschweig wieder hier

einbrach, nach Eisleben berufen wurde, erhielt zu seiner großen Freude die erbetene Dimission. Am 25. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1608 hielt er seine Abschiedspredigt in Braunschweig; darin bezeugte er vor Gott, daß er das reine, im Gesetz und Evangelio geoffenbarte Wort Gottes allezeit gepredigt und besonders auf die reine Liebe Gottes und des Nächsten gedrungen habe, welches, wie er verhoffe, doch wohl nicht vergeblich werde gewesen sein. Er bedankte sich dann gegen die Herren des Rathes, die ihn so freigebig unterhalten und ihm so große Liebe und Ehre erwiesen hätten, daß er derselben unwürdig wäre, und nahm auf die rührendste Weise von seiner Gemeinde Abschied, indem er sie zum Schlusse herzlich ermahnte, bei der reinen lutherischen Lehre beständig zu verbleiben und ihr Leben darnach einzurichten.

Weil er durch zu schnelle Abreise nach Eisleben verhindert war, von dem versammelten Ministerio feierlichst Abschied zu nehmen, trug er es, nothgedrungen, seinem Collegen Denecke auf, mit der Bitte, ihm seine Schwachheiten zu verzeihen. Weil er aber doch diesem Mann, der ihn noch kurz vorher einen Ketzer, und seine treue, ehrwürdige Hausfrau öffentlich eine Landläuferin gescholten hatte, nicht allzusehr traute, übertrug er zu gleicher Zeit auch seinem Freunde Martin Kepler, Pastor zu St. Michael und sein Nachfolger an der Martinskirche, das Abschiedswort.

Der Superintendent Wagner ſtellte ihm ein herrliches, ſpäter im Druck erſchienenes Teſtimonium aus und ſchrieb ſpäter noch in die Acta Colloquii in lateiniſcher Sprache folgende Worte: Im Jahre des Herrn 1608, am 1. November, ſchied von der Martinskirche Herr Johann Arndt, wegen der Feindſeligkeiten, die ihm von ſeinen Collegen bereitet wurden — — — — — — — — — — ein friedlicher, ſittlich makelloſer, frommer und gelehrter Mann. Gott ſegne ihn und ſeine Arbeiten!

Die fehlenden Worte ſind, augenſcheinlich von einer andern Hand, mit kräftigen, wüthenden Strichen übermalet und durchaus nicht lesbar; auch iſt am ſelben Blatte das unterſte Stück ganz abgeſchnitten. Es dürfte unſchwer zu errathen ſein, wer ſich dieſe Verfälſchung eines amtlichen Zeugniſſes erlaubt hat.

Auch der Rath der Altſtadt Braunſchweig gab dem frommen Diener der Kirche ein löbliches Zeugniß, und der Bürgermeiſter Statius Kale ſcheute ſich nicht, nach Arndt's Wegzuge, im Namen des ganzen Raths und der Kirchenvorſteher, dem Miniſterio anzuzeigen, daß ſie inskünftige mit einander friedlich leben möchten; denn wenn dies früher geſchehen wäre, würde der fromme Johannes Arndt gewiß nicht weggezogen ſein.

Dagegen ſcheute ſich der Verfaſſer des Catalogs, welcher die Manuſcripte der braunſchweigiſchen Geiſtlichkeit enthielt, eben ſo wenig, ſeine im deneckeſchen Geiſte genährte Bitterkeit und Bosheit gegen Arndt

in folgenden (lateinischen) Worten auszugießen: „Er war ein ränkevoller, schlauer und hinterlistiger Mann, dem an der Gunst und Gnade des Rathes mehr gelegen war, als an dem Ansehen und dem Wohle des Ministerii; durch seinen Wegzug ist das Ministerium einer großen Bürde entledigt worden."

Arndt verblieb übrigens nur drittehalb Jahr als Pastor und Consistorialassessor in Eisleben; im Jahre 1611 berief ihn Georg, Herzog von Lüneburg, als General-Superintendent nach Celle, welches Amt er auch um Johannis dieses Jahres antrat. Die in Braunschweig ausgebrochenen Streitigkeiten wegen seiner vier Bücher vom wahren Christenthum, die später noch zur Abwehr der hauptsächlichsten Angriffe mit zwei andern vermehrt wurden, breiteten sich immer weiter aus, erloschen selbst mit seinem Tode nicht, und sind auch in neuester Zeit, wenn auch nicht aus confessionellen Gründen, sondern vielmehr aus völlig religionsfeindlicher Gesinnung, nicht allein gegen sein „Wahres Christenthum", sondern auch gegen sein, erst in Celle von ihm herausgegebenes „Paradies-Gärtlein" wieder ausgebrochen. Es liegt aber nicht in unserem Plane, darüber weiter zu berichten.

Am 3. Mai 1621 predigte Arndt über die Worte im Psalm: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen

ihre Garben (Pſ. 126, V. 5. 6.). Und dies ſollte ſeine eigene Leichenpredigt ſein; denn am ſelben Tage warf ihn ein hitziges Fieber auf's Lager. Er fühlte ſogleich, daß ſeine Stunde gekommen ſei, und entſchlug ſich aller irdiſchen Sorgen, um deſto ungeſtörter mit ſeinem Herrn verhandeln zu können. Sechs Tage darauf ließ er das ganze Miniſterium der Stadt vor ſein Bett kommen, legte in ihrer Aller Gegenwart ſeine Beichte ab, erklärte, daß er in der reinen evangeliſchen Lehre, welche er durch ſein ganzes Leben gegen alle Feinde und Widerſacher vertheidigt habe, getreulich ſterben wolle, und empfing dann aus den Händen ſeines Collegen, Wilhelm Storch, das heilige Abendmahl.

Am 11. Mai in der Morgenſtunde breitete ſich über ſein Todtenantlitz ein wunderbarer Schimmer.

„Um Gottes willen, was iſt Euch, lieber Johanes?" fragte ſeine Gattin.

„Ich habe die Herrlichkeit des Herrn geſehen!" antwortete er lächelnd. „Nun habe ich überwunden!"

Und damit ſchloß er ſeine Augen und entſchlief in ſeinem Herrn; ſeines Alters 65 Jahre, vier und ein halb Monate.

Die beiden Herzöge von Braunſchweig und von Lüneburg gingen mit ihm zu Grabe und ließen ſein Bild in Mannesgröße in der Hauptkirche zu Celle aufrichten. Darauf ſtehen die Worte:

Qui Jesum vidit, qui Mundum, Daemona vicit
Arndius in scriptis vivit ovatque suis.

d. h. Arndt, der Jesum gesehen, die Welt und den bösen Feind besiegt hat, lebt und triumphirt in seinen Schriften.

Ende des zweiten und letzten Theiles.

Druck von Fr. Andrä in Leipzig.

Vom Verfasser des vorliegenden Werkes — Herrn Pastor Dr. **Wildenhahn** in Bautzen — sind im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ferner erschienen:

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild
aus der Zeit des großen Churfürsten.

2 Bände, brosch. Preis: 1 Thaler 15 Ngr.

Die Geschichte des schweren äußeren und innern lutherischen Bekennerleidens Paul Gerhardts zu Berlin ist bekanntlich neuerdings vorzüglich durch Langbecker und Schulz urkundlich aufgeklärt worden. Auf durchaus historischem Grunde, mit Einfügung und Verarbeitung aller wichtigen und urkundlichen Belage, und in treuer geschichtlicher Charakteristik aller in jenem großen, für die lutherische Kirche, besonders Preußens, so schwer bedeutungsvollen Drama hervortretenden Persönlichkeiten stellt nun der bereits ehrenvoll bekannte Verfasser jenes kirchengeschichtliche Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten in einem Werke, das in formaler Beziehung Roman, in der weit bedeutungsvolleren materialen aber lautere Geschichte ist, so **wahr**, so **anziehend**, so **lebenvoll**, so **kräftig erweckend und wahrhaft erbauend**, und doch zugleich so **unpartheiisch dar**, daß **wir die Arbeit nicht warm genug empfehlen können.**

(Recension in Rudelbach's Zeitschrift.)

Leben und Sterben.

Mittheilungen
aus dem
Tagebuche eines Geistlichen.

2 Theile. Preis: 1 Thlr. 7½ Ngr.

Inhalt: Freudigkeit im Tode. — Das gebrochene Herz. — Was muß ein Mutterherz tragen! — Die zu späte Hülfe.

— Das Gesindniß. — Das Geisterschiff. — Die Mahnung zur Rückkehr. — Die sechszehnjährige Mutter. — Die köstliche Perle. — Der Traum. — Die Rache. — Liebe im Tode. — Die Werke des wahren Glaubens. — Die Hochzeit des Armen. — Die Glieder der Aergerniß. — Die Weihe zum Tode. — Die Engelwache. — Die Angst um's Brot. — Die doppelte Hilfe. — Die Weihe zum Prediger. — Aehrenlese aus des Herrn Wort.

Es enthält dies Werk Erlebnisse aus dem specielleren Wirken eines Landgeistlichen, die in 21 Erzählungen von psychologischem und religiösem Gehalt Leichtsinnigen zum Fingerzeig, Schuldbewußten zum Spiegel, Trostbedürftigen zum Labsal, Weltmüden zur Kräftigung, Lebensweisen jedes Standes und Geschickes zum Erbauungsbuche, so wie theilweise auch den Krankenpflegern zum Leitfaden, am meisten aber Seelsorgern an Sterbebetten zur Norm dienen können. — Die geachtetesten Zeitschriften haben sich über dies Werk in gleicher Weise lobend ausgesprochen; wir beschränken uns darauf, von den vielen günstigen Recensionen nur eine wiederzugeben, die die Blätter **für literarische Unterhaltung**, Jahrg. 1840. Nr. 115 brachten.

Der Recensent sagt dort:

„Als ich dies Büchlein zur Hand nahm und durchblättert hatte, fielen mir unwillkürlich die Mittheilungen aus den Tagebüchern des englischen Arztes Harrison ein, die bei dem deutschen Publicum die verdiente Beachtung und Theilnahme gefunden haben. **Die Auszüge aus dem Tagebuche eines frommen, evangelischen Geistlichen verlieren nicht gerade bei dieser Vergleichung.** Freilich ist der Kreis einer Dorf- oder kleinen Stadtgemeinde, in welcher er sich bewegt, weit beschränkter als der jenes Arztes, der Hülfe und Rettung in die angesehensten Familien, zu den reichsten Kaufleuten und ersten Staatsbeamten bringen soll, freilich erscheint die menschliche Natur in der vorliegenden Schrift nicht auf jenen Höhepunkten des Glücks und des Elends wie in der englischen Schrift, mit einem Worte, das vorliegende Büchlein ist weit weniger draſtisch als das englische Werk, **aber darum hat es doch seine Vorzüge und Tugenden.** Diese finde ich in des Geistlichen warmer Sorge für das Wohl seiner Gemeindeglieder, in seinem theilnehmenden Herzen für den Kummer des Armen und Gedrückten, in der Glaubensfreudigkeit, die ihn innige, ermahnende

und erweckliche Worte in den Hütten der Sterbenden und Leidenden spenden läßt. Solche Erfahrungen können daher nur wohlthuend auf Andere wirken, sie werden namentlich diese Kraft bei den jüngeren Geistlichen bewähren, denen ihr Beruf oft schwer wird und denen die Stimme älterer, vielgeprüfter Männer nicht zusprechen kann. Darum glaube ich dies Büchlein allen diesen vorzugsweise empfehlen zu können, **aber auch Andern, die eine stille, beruhigende Lectüre lieben** und im Genuß des eigenen Familienglücks es nicht verschmähen, in die Hütten des Elends zu treten. Als besonders gelungen sind mir die Abschnitte Nr. 2, 8, 11, 14 und 16 erschienen: eine besondere Gewandtheit zeigt auch der Verfasser in der Gleichnißrede Jesu und in der Deutung der Träume."

Philipp Jacob Spener.

Eine Geschichte
vergangener Zeit für die unsere.

2 Theile. Preis: 1 Thlr. 15 Ngr.

Je mehr in unsern Tagen, theils in der Wissenschaft, theils im praktischen Leben, das Andenken an Spener erneuert worden ist, desto erwünschter dürfte es sein, einige Hauptmomente aus dem Leben und segensreichen Wirken jenes Mannes in einer möglichst interessanten und populären Darstellung zu einem Gesammtbilde zusammengetragen zu sehen, wie es in diesem Buche von dem Verfasser zu geben versucht worden ist. Daß dieser Versuch ein gelungener, beweist die günstige Aufnahme des Werkes, durch welches der Verfasser zuerst in weiteren Kreisen ehrenvoll bekannt wurde.

Der Friedensbote.

Eine Neujahrsgabe
für
christliche Freunde
auf
das Jahr 1847.
Mit einem Stahlstiche.
elegant broschirt. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Sieben Andachtsstunden.
Aus des armen Candidaten Tagebuche.
Die beiden Gesellen.
Drei Gedichte.
Des Weibes Ehre.
Kurzer Bücherbericht.

Der Friedensbote. Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846. Mit zwei Stahlstichen. Preis . . . . . 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Friedensbote. Zeitschrift für Belebung und Förderung des christlichen Lebens. Jahrgang 1843, 1844 und 1845, in 6 Bänden à . . . . . ⅔ Thlr.

Vollbrechts Wallfahrt

oder:

die Auferweckung des todten Christus.

Eine Geschichte für unsere Tage.

Vel. Papier, brosch. Preis: 1 Thlr 10 Ngr.

YC156616